Digitized by Google

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

No 166

[illegible]

erwünscht

wünscht [illegible] zu haben :

Niemann

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarhiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben

von

R. E. Prutz.

Sechster Jahrgang:

1848.

Mit Beiträgen von A. Bock, Th. W. Danzel, R. Haym, Th. Jacobi, K. R. Köſtlin, A. Laun, K. A. Mayer, D. H. Sanders, R. Treitſchke, und dem Herausgeber.

Dr. SAUSE

Hannover,
Verlag von C. F. Kius.

Dr G... Hirch

Digitized by Google

805
L779

V.6

Digitized by Google

M. H. E. Meier,

Profeſſor an der Univerſität zu Halle,

widmet

dieſen ſechsten Band

des

Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs

der

Herausgeber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem

Literarhiſtoriſchen Taſchenbuch

haben ihre Theilnahme zugeſagt

die Herren:

W. Alexis in Berlin.
J. A. Altenhöfer in Augsburg.
Berthold Auerbach in Heidelberg.
Agathon Benary in Berlin.
Theod. Bergk in Marburg.
Bernhardy in Halle.
Bock in Göttingen.
Brinckmeier in Halle.
Cybulski in Berlin.
Danzel in Leipzig.
Duncker in Halle.
Eckermann in Weimar.
Ellissen in Göttingen.
Feuerbach in Bruckberg bei Ansbach.
Flügel in Meiſſen.
Gervinus in Heidelberg.
Göttling in Jena.
J. Grimm in Berlin.
W. Grimm in Berlin.
Haarbrücker in Halle.
Hagen in Heidelberg.
Haltaus in Leipzig.
Hand in Jena.
Helbig in Dresden.
Hertzberg in Elbing.
Herwegh in Paris.
Hiecke in Merſeburg.
Hoffmann von Fallersleben.
Jacobi in Breslau.
J. P. Jordan in Leipzig.
Jung in Königsberg.
Kahlert in Breslau.
Keller in Tübingen.
Klüpfel in Tübingen.
Koberſtein in Pforta.
Köppen in Berlin.
K. R. Köſtlin in Tübingen.
A. Laun in Bremen.
Mayer in Oldenburg.
Meyen in Berlin.
Kanzler **von Müller** in Weimar.
Müller-Strübing in Berlin.
Oppermann in Hoya.
Paſſow in Meiningen.
Pott in Halle.
Rapp in Tübingen.
A. von Reumont in Berlin.
Regis in Breslau.
Ritſchl in Bonn.
Rödiger in Halle.
Röpell in Breslau.
Rogge in Elbing.
Roſenkranz in Königsberg.
Ruge in Leipzig.
Rupp in Königsberg.
E. Ruth in Heidelberg.
F. Sander in Altſtrelitz.
Schaefer in Bremen.
Schöll in Weimar.
Schücking in Köln.
Schwarz in Halle.
A. Stahr in Oldenburg.
K. Stahr in Stettin.
Strauß in Stuttgart.
Teuffel in Tübingen.
J. Tittmann in Göttingen.
Treitſchke in Leipzig.
Viſcher in Tübingen.
Wellmann in Stettin.
Edm. Zoller in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Taſſo und Leonore, oder welchen Stoff hatte Goethe? Von Theodor Jacobi	1
Paul-Louis Courier. Von K. A. Mayer	101
Die politiſche Poeſie bei den Neugriechen. Eine Skizze von Dr. D. H. Sanders	171
Leſſing über Gleim. Ein Nachtrag zur Lachmann'ſchen Ausgabe von Leſſing's Werken. Von Th. W. Danzel	259
Über die Bedeutung des Stils. Von R. Haym	227
Abraham Gotthelf Käſtner. Von A. Bock	309
Gottfried von Straßburg in ſeinem Verhältniß zur Sittlichkeit und Poeſie des Mittelalters. Von K. R. Köſtlin	333
Sophien's Reiſe von Memel nach Sachſen. Vom Herausgeber	353
Miscellen und Notizen:	
I. Über Daniel Morhof und ſeinen Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie. Von Richard Treitſchke	439
II. Franzöſiſche Studien. Von Adolph Laun. Chenier's Gefangene	461
Schlußwort	465

Digitized by Google

Taſſo und Leonore,

oder

welchen Stoff hatte Goethe?

Von

Theodor Jacobi.

Digitized by Google

Als Goethe aus dem Leben Taſſo's ein Schauſpiel zu bilden unternahm, waren genau zweihundert Jahre vergangen, ſeit der Ruhm Torquato Taſſo's ſich mit dem erſten vollſtändigen Abdruck des befreiten Jeruſalem in weiteren Kreiſen, erſt Italiens, dann bald Europa's, verbreitete. Ebenſo alt, kann man wohl ſagen, war das Intereſſe für die Lebensverhältniſſe des Dichters. Denn, ungleich den meiſten Fällen, war gleichſam mit einem Schlage die Überzeugung erweckt worden, daß hier ein ungewöhnliches, ein furchtbar tragiſches Schickſal gewaltet hatte. Sein großes Werk war von fremder Hand herausgegeben, er ſelbſt befand ſich unter den Wahnſinnigen im Hospital St. Anna in Ferrara.

Nun wußte man, in Italien wenigſtens, ſehr wohl, wie auf ſeiner einſt reichen und ſtolzen Familie lange Zeit ſehr ſchwer die Hand des Unglücks geruht und Torquato dieſes ſelbſt nur durch perſönliche Vorzüge überwunden hatte. Sein Vater Bernardo hatte ſich nämlich in Neapel an Ferrante Sanſeverino, Fürſten von Salerno, angeſchloſſen, war bei politiſchen Kämpfen mit ihm aus dem Vaterlande gewichen, in Frankreich bemüht geweſen, einen Heerzug gegen daſſelbe zu veranlaſſen und lebte dann, für einen Rebellen erklärt und ſeines Vermögens verluſtig, in verſchiedenen Städten Italiens, arm und meiſt mit unglücklichen Projecten beſchäftigt. Torquato war ſchon als Knabe ſein Begleiter und auch die Entziehung des mütterlichen Vermögens war darum auf ihn mit

ausgedehnt worden. Allein ſein großes dichteriſches Talent hatte ihm in den erſten Jünglingsjahren an dem Cardinal Luigi von Eſte einen hohen Gönner erworben. Durch ihn war er nach Ferrara gekommen, den Prinzeſſinnen Lucrezia und Leonore bekannt geworden und endlich auf ihre Verwendung in den Dienſt des Herzogs getreten. Es war ihm da entgegengekommen, was immer die Phantaſie eines poetiſchen Jünglings reizen kann: das Leben eines prächtigen, kunſtliebenden Hofes, der Verkehr mit ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern, der vertraute Umgang mit hochgebildeten und hochgeſtellten Frauen, Gunſt und Theilnahme der Machthaber. Sein beſcheidenes und edles Weſen hatte ihn beliebt gemacht. Er konnte ſich, ſchon durch ſeine lyriſchen Gedichte und ſeinen Amintà berechtigt, im ſtolzen Bewußtſein ſeines Dichtertalents allen Mitbewerbern überlegen fühlen. Nun, im erſten blühenden Mannesalter, hatte er ſein befreites Jeruſalem beendet, mit welchem er ſich den erſten epiſchen Dichtern des Alterthums an die Seite ſtellen und den dadurch unſterblich gefeierten Herzog Alfons für immer verbunden zu haben hoffen konnte. Da, gerade in dem Augenblicke, als zu dem Allen noch die wirkliche Anerkennung ſeines Verdienſtes kommen ſollte, ereilte ihn das Verhängniß und man mußte ſich dieſes ganze reiche Daſein zertrümmert, ja aufgehoben denken.

Zwar öffneten ſich die Pforten des Irrenhauſes wieder, der unglückliche Dichter trat zurück in die Welt: allein er blieb zeitlebens krank, düſter und ſchwermüthig. Seine alten Verhältniſſe ſtellten ſich nicht wieder her. Seine Hoffnung, als Lohn für ſein Epos ein freies Beſitzthum zu erwerben, war vereitelt. Ohne Heimath irrte er unſtät durch Italien. Mit den neuen Gönnern, die ſich ihm darboten, wollte ſich kein dauerndes Verhältniß bilden. Er lebte oft mondenlang als ein Gaſt von der Milde der Klöſter. Zuweilen hat er

Digitized by Google

an dem Nothdürftigſten Mangel gelitten. Auch iſt er ſelbſt jener alte Taſſo nicht mehr, der ſich im Amintà ſo liebe- und lebeluſtig gezeigt, der in ſeinem Epos ſo keck die weltliche Luſt mit dem andächtigen Streben verſchwiſtert, die Regelmäßigkeit ſo gewandt mit der Lebendigkeit vermählt hatte. Er dient nun als ein ſcheuer und unſicherer Knecht der Kritik und der Andacht, zerſtört das Leben ſeines eigenen früheren Werkes, indem er es umarbeitet, und wählt ſich zu neuen Arbeiten kirchliche, matte Stoffe. Wie eine Blüthe, von einem Wurm zernagt, welkt ſein Geiſt, und die Welt, die es früher beklagte, daß der Dichter ihr verloren gegangen war, mußte nun den noch viel größeren Jammer mit anſehen, daß der Dichter ſich ſelbſt entfremdet war und mit Bewußtſein auf den Ruin ſeines eigenen Glücks hinſchaute.

Dabei ruhte ein gewiſſes Dunkel auf der ſiebenjährigen Einſperrung Taſſo's, welches zu dem bekannten noch verborgenes, herberes Leid anzudeuten ſchien. Es wurden Umſtände bekannt, welche es zweifelhaft machten, ob es ſich hier um eine bloße Krankheit des Geiſtes, ja ob es ſich überhaupt um eine ſolche gehandelt habe.

Taſſo war **1579** in das Hospital gebracht worden, als er ſich, eben zurückgekehrt nach Ferrara und bei dem Wirrwarr, den die Hochzeitsfeier Alfonſo's veranlaßte, ſchlecht oder gar nicht verſorgt und aufgenommen, öffentlich in Schmähungen über den Herzog und ſein Haus ergoſſen hatte. Er dichtete ſchon nach drei Tagen ein Sonett der künſtlichſten Art, ſchrieb in ſeinem Gewahrſam dann Briefe und Gedichte in großer Zahl, einige philoſophiſche Dialoge und eine Apologie ſeines befreiten Jeruſalem: und dieſe Sachen alle zeigen keine Spur einer Geiſtesverwirrung oder Schwäche. Auch betrachtete er ſich ſelbſt immer als einen Gefangenen und bat ſchriftlich die ihm bekannten Fürſten und ſogar den Kaiſer, für ſeine

Digitized by Google

Befreiung zu wirken. Und in der That ſeine Entlaſſung erfolgte nicht auf eine Erklärung des Arztes, daß er geneſen ſei, ſondern auf die Bitte des Herzogs von Mantua, der ihn dann mit ſich nahm. Er galt noch für geiſteskrank. Allein er bewegt ſich ſofort wie ein geiſtig völlig Geſunder mit aller Schicklichkeit, beginnt wieder größere poetiſche Arbeiten und wird an Höfen und in gelehrten Kreiſen gern geſehen und eifrig aufgeſucht. Nur die Erlaubniß, nach Ferrara zurückzukehren, erhielt er nicht wieder und von da kam ihm ferner auch kein Zeichen der Anerkennung und der Theilnahme zu. Sah das nicht aus, als ob Alfons ungnädig und erzürnt gegen Taſſo geweſen ſei und den Vorwand des Wahnſinns nur benutzt habe, ihn ohne Aufſehen zu beſtrafen? War das wirklich geſchehen, waren ſeine ſpäteren körperlichen und Gemüthszuſtände nur durch die Leiden des Kerkers entſtanden, hatte er nie anders geraſt, als in der Wuth des Zornes, hatte ihn nie ein anderer Wahnſinn überwältigt, als der der Verzweiflung, wie viel furchtbarer erſchien dann noch ſein Geſchick?! Und welche Verwicklung der Verhältniſſe mußte man vorausſetzen, um eine ſolche Grauſamkeit bei Alfonſo zu erklären, von dem Taſſo gelegentlich erwähnt, er habe ihm bei einer früheren Krankheit nicht bloß die Liebe eines Patrons, ſondern die eines Vaters oder Bruders bewieſen. Indeß man lebte freilich in Italien und in jenem ſechzehnten Jahrhundert, welches zwiſchen den Blüthen der Kunſt ſo oft die Furien der Leidenſchaften entfeſſelt geſehen, unglaubliche Gewaltthaten innerhalb fürſtlicher Familien erlebt hatte und ſchrak deßhalb nicht ſo leicht vor finſterem Argwohne zurück.

Eine Stimme erhob ſich wohl, die behauptete, Taſſo habe, geſunden Geiſtes, freiwillig die Maske des Wahnſinns vorgenommen, der Welt das Schauſpiel des Undanks zu ent-

Digitized by Google

ziehen, den er vom Herzog und von Seiten des neidiſchen und gegen ihn intriguirenden Hofes erfahren habe. Es war das Aleſſandro Guarini, deſſen Vater Baptiſta ſelbſt mit bitteren Klagen über die Kargheit Alfonſo's aus Ferrara geſchieden war. Er ſtellte (i. J. 1600) Taſſo in einem Dialoge als einen philoſophiſchen Menſchenfreund dar, der ſich, tief betrübt über ſeine Zeit, ſelbſt zum Opfer gebracht, um nicht der Nachwelt den Glauben an die Belohnung der Tugend unter den Menſchen zu Grunde gehen zu laſſen. Allein es lag in dieſer Behauptung doch gar zu wenig Wahrſcheinlichkeit. Sie ward alſo überhört und nur darin neigte ſich die allgemeine Meinung ihr zu, daß man an dem Wahnſinn Taſſo's zweifelte und ihn ſich gern vom Neide des Hofes umlagert vorſtellte. Sonſt hielt man für nöthig, ſich den Herzog irgendwie beleidigt zu denken und da die oben erwähnten hitzigen Äußerungen mit der Grauſamkeit der Strafe in keinem rechten Verhältniſſe zu ſtehen ſchienen: ſo griff man bald tiefer und ſuchte den letzten Grund in einer geheimen leidenſchaftlichen Liebe des Dichters.

Es lag das ſehr nahe. Denn den modernen Dichter denkt das Publicum ſich unwillkürlich in romantiſchen Liebesverhältniſſen und keine Leidenſchaft iſt ſo, wie die zu einem weiblichen Weſen, geeignet, in ihren Ausbrüchen zu empfindlichen Kränkungen auch des Herrn, des Wohlthäters, des Freundes zu führen und ihn in einen Feind zu verwandeln. Die kühnſte Vermuthung mußte hier offenbar das größte Glück machen.

So iſt es denn wohl gekommen, daß man an eine leidenſchaftliche Neigung Taſſo's für die jüngſte Schweſter des Herzogs, Leonore, zu glauben anfing. Alter und Charakter der Prinzeſſin waren freilich einer ſolchen Annahme nicht

Digitized by Google

günſtig. Denn ſie war neun Jahre älter als Taſſo *) und zur Zeit ſeiner Einſperrung bereits vier und vierzig Jahre. Sie ſoll wohl einſt ſchön geweſen ſein. Allein ſie war von Jugend auf kränklich geweſen und galt für ſpröde und zurückhaltend. Unverheirathet, wie ſie blieb, führte ſie ein faſt klöſterliches, der Andacht und den Studien gewidmetes Leben. Selten erſchien ſie öffentlich und wenn ihre Gemächer ſich aufthaten, ſo geſchah es, um ſich an den Unterhaltungen der Gelehrten zu erfreuen. Das Volk verehrte ſie wie eine Heilige und traute ihrem Gebete eine beſondere Kraft zu. — Aber einmal verſchwand im Publicum bald die genauere Kenntniß dieſer Umſtände und im Übrigen ließ ſich nicht ableugnen, daß eben in jenem Weſen der Prinzeſſin doch auch wieder der Grund lag zu einem tief gemüthlichen Verhältniſſe mit dem jungen Dichter. Taſſo war in der That bald nach ſeiner Ankunft in Ferrara ihr beſonderer Liebling geworden. Seine gedankenreichen, oft auf platoniſchem Boden wurzelnden Poeſieen, ſeine gelehrten Studien, ſeine kirchliche Richtung mußten ſie beſonders anſprechen. Wenn er ſeine Verehrung auch gleich zwiſchen Lucrezia und Leonore theilte und beide Schweſtern ihn in derſelben Weiſe, bald im Verein, bald abwechſelnd einzeln, zu ihrem Begleiter und Geſellſchafter wählten, oder ſonſt durch ihre Gunſt auszeichneten: ſo begründete doch die Verſchiedenheit der Charaktere und der Umſtand, daß Lucrezia, an den Herzog von Urbino verheirathet, lange von Ferrara abweſend lebte, einen Unterſchied, der ein innigeres Anſchließen Taſſo's an die zurückgebliebene Schweſter glaublich machte und ihre Gunſt bedeutſamer erſcheinen ließ. Nach einzelnen Anzeichen zu ſchließen, waren die Verhältniſſe in der

*) Auch Goethe hat ſich die Prinzeſſin offenbar älter gedacht als Taſſo. Sie nennt ihn ſtets einen Jüngling. Das thut auch der ältliche Antonio. Die jugendliche Sanvitale nennt ihn einen Mann.

Digitized by Google

That ſo, daß Lucrezia, einflußreich und gewandt, die äußere Lage Taſſo's durch ihre Brüder Luigi und Alfonſo zu verbeſſern wußte und ihm ſelbſt mit lebensklugem Rath beiſtand: während Leonore ihn beſänftigend und vermittelnd in freundliche Verhältniſſe zu bringen bemüht war und ihn, wo es noth that, aus eigenen Mitteln unterſtützte. Taſſo auf der anderen Seite hat mit viel größerem Eifer die ältere Schweſter in einzelnen Gedichten gefeiert: allein der jüngeren hat er dafür in ſeinem großen Epos, wie man wohl mit Recht glaubt, verſteckt unter dem Bilde der Sophronia, ein Denkmal geſetzt *), welches ſie neben Alfonſo ſtellt und ſo als die Pflegerin der darin waltenden frommen Gefühle erſcheinen läßt, wie der Herzog ſelbſt alles Militairiſche und Ritterliche durch Rath und Theilnahme gefördert hatte. Die Anſichten der Zeit über romantiſche und platoniſche Liebe ließen die Kluft zwiſchen einem auf Freundſchaft und Verehrung begründeten Verhältniſſe, wie es ſich hier zeigt, und einer den ganzen Geiſt eines Dichters beherrſchenden Neigung nur gering erſcheinen. Bald ward der Verſuch gemacht, die wichtigſten Ereigniſſe im Leben Taſſo's mit ſeiner geheimen Liebe in Verbindung zu bringen und es geſtaltete ſich dadurch nach und nach eine Sage, oder, wenn man lieber will, eine ſagen-

---

*) Auch Goethe deutet darauf Act. II. Auftr. 1. in den Verſen:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig —
u. ſ. w. bis:
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut.

Denn wenn er darin beſonders namhaft Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden, Erminiens ſtille nicht bemerkte Treue, Sophroniens Großheit und Olindens Noth anführt: ſo iſt klar, daß er Tancreds trauriges Geſchick die Geliebte wider Willen zu verletzen, die unbemerkte Treue Erminia's und die Noth Olind's an ſich ſelbſt erfahren hat, und als das Abbild der Geliebten bleibt eben nur Sophronia übrig.

Digitized by Google

hafte Geſchichte, welche ſich trotz aller ſkeptiſchen Kritik, ja oft unter dem Deckmantel derſelben, zu einem tragiſchen Stoffe abgerundet hat, der nothwendig einmal einen Dichter für ſich einnehmen mußte und, einmal dargeſtellt, nicht wieder aufhören wird, productive Geiſter zu beſchäftigen.

Wir wollen es verſuchen, nachzuweiſen, auf welche Weiſe dieſe Bildung geſchah und wie weit für den Gebrauch der Poeſie vorbereitet das Leben Taſſo's war, als Goethe ihm ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte.

Zu dem Zwecke möge hier zunächſt eine kurze Zuſammenſtellung derjenigen hiſtoriſch beglaubigten Thatſachen aus dem Leben des Taſſo Platz finden, welche zwiſchen ſein erſtes Auftreten in Ferrara und ſeine Einſperrung in St. Anna fallen. Denn das iſt gerade die Zeit, deren Betrachtung von Wichtigkeit iſt, indem hier die ſagenhafte Ergänzung und Umgeſtaltung eingetreten iſt, welche uns demnächſt beſchäftigen wird.

Taſſo hatte ſich durch ein Jugendgedicht, Rinaldo, dem Cardinal Luigi von Eſte empfohlen und kam, in ſeine Dienſte berufen, als ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren nach Ferrara; es war das im Jahre 1565. Die erſten Scenen, die ſich ihm hier darboten, waren die in den Annalen des Hoflebens und des Ritterweſens gleich berühmten Feſte, welche zum Empfange der neuvermählten Herzogin, Barbara von Öſterreich, veranſtaltet wurden. Unter dem prächtigen Titel der Cavallerie della Città di Ferrara wurden ſie in einer beſonderen Druckſchrift der Mit- und Nachwelt geſchildert, worin beſonders das Turnier vom 11. December ausführlich behandelt iſt. Hundert Ritter nahmen daran Theil; der Schauplatz dazu war eine Art von Bühne, welche, wunderbar mit zauberhaften Decorationen und Maſchinen ausgeſchmückt, das Ganze wie einen dramatiſirten Ritterroman er-

Digitized by Google

ſcheinen ließ. Auf Taſſo machten dieſe Dinge einen ſo mächtigen Eindruck, daß er ſich noch in ſpäten Jahren bewogen fühlte, ihn in einem ſeiner Dialoge (Il Gianluca ovvero delle Maschere) zu ſchildern *). Die Prinzeſſin Leonore war damals krank und erſchien nicht am Hofe. Er lernte daher anfangs nur Lucrezien kennen **). Doch bald war er bei beiden Schweſtern gleich in Gunſt und wir finden ihn, da der Cardinal viel auf Reiſen war und ſeine Begleitung nicht verlangte, größtentheils im freiwilligen Dienſte der Damen. So vergingen mehre Jahre, in denen er den früher ſchon entworfenen Plan zum befreiten Jeruſalem erweitert auszuführen begann und ſich an dem von Galanterie und Gelehrſamkeit gleich beherrſchten Hofe ſehr wohl geltend zu machen verſtand. So disputirte er (um Einzelnes anzuführen) einmal drei Tage lang mit Herren und Damen in der Akademie. Es geſchah das ächt mittelalterlich zu Ehren ſeiner Dame, welche eine gewiſſe Lucrezia Bendidio geweſen zu

---

*) Vgl. b. Goethe: Act. I. Auftr. I.

Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen ſchien.

**) Vgl. eben da:

Die Feſte, die du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.

und dann:

Zum erſtenmal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucrezia voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.

Digitized by Google

ſein ſcheint, und auch das erwählte Thema: über das Weſen der Liebe, erinnert an die alten cours d'amour Aber ſeine fünfzig Theſen waren aus der platoniſchen Philoſophie entnommen, und wie es ſcheint, führte er ſich durch ihre Vertheidigung alles Ernſtes bei der gelehrten Corporation ein*).

Im Jahre 1570 fand die Vermählung Lucrezia's mit dem Fürſten von Urbino Statt **) und den Cardinal Luigi, der das Erzbisthum Auch in Frankreich beſaß, riefen die Angelegenheiten der Hugenotten nach Paris. Taſſo konnte diesmal nicht zurückbleiben, da es auf einen längeren Aufenthalt abgeſehen war. Er begleitete ſeinen Herrn ***) und ward bei der Gelegenheit dem Könige Carl IX. vorgeſtellt und mit Ponſard und anderen franzöſiſchen Dichtern und Gelehrten bekannt, die ihn mit vieler Auszeichnung behandelten. Indeſſen fand er in Frankreich keinen Erſatz für das, was ihm Italien bot und es iſt wohl bezeichnend, daß er in einem Briefe beklagt, die Wiſſenſchaft und die Literatur wären da, von den Edeln aufgegeben, in die Hände der Plebs gefallen;

---

*) An den Eifer, mit dem man das Thema der platoniſchen Liebe damals auch am Hofe behandelte, erinnert bei G. das Geſpräch zwiſchen den beiden Leonoren über die Liebe des Taſſo, beſonders durch folgende Wendung:

Prinzeſſin: Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehen.
Leonore: Du? Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt.

**) G. Act II. Auftr. 1.
Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen ungetrübten Glück verſchwunden.

***) G. Act II. Auftr. 4.
Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte.

Digitized by Google

die Philoſophie, die eine Königin der Seelen ſein ſolle, ſei zu einer Dienſtmagd der Habgier und ſchmutziger Gewerbe herabgeſunken. Dazu kam, daß das Verhältniß Taſſo's zu dem Cardinal nach und nach kühl geworden war. Der längere Aufenthalt in der Fremde ward dem ungeduldigen Dichter unerträglich. Er verlangte nach Verlauf eines Jahres ſeinen Abſchied und kehrte allein nach Ferrara zurück, wo er nun in den Dienſt Alfonſo's trat (Mai 1572). Glücklich über die ungeſtörte Muße, die dieſer ihm gewährte, ſang er bald nach Virgil begeiſtert: O Dafne, a me quest' ozio ha fatto dio. Er aß an der Tafel ſeines neuen von ihm hochverehrten Patrons, er las ihm oft ſeine Gedichte vor. Keine Gunſt, die er verlangte, ward ihm abgeſchlagen. Es war eine glückliche Zeit, in der ſein Geiſt ſich auf das Freiſte entfalten konnte. Auch die äußeren Verhältniſſe blieben anregend. Starb auch im September 1572 die Herzogin Barbara, ſo hemmte die Trauer doch nur kurze Zeit die Freuden des Hoflebens. Alfonſo liebte auch als Witwer Pracht und Glanz, mittelalterliche Ritterſpiele, allegoriſche Maskenzüge und dramatiſche Darſtellungen. Ferrara kann als die Wiege des italieniſchen Theaters gelten. Hier war auch das eigentliche Schäferdrama entſtanden, eine weitere Ausbildung der antiken dialogiſchen Idylle, welche ſich mit ihren lyriſchen Beſtandtheilen und der überſchwänglichen Behandlung der Liebe, unterſtützt von Muſik, Malerei, idealer Kleidung, bald die beſondere Gunſt der Zeit erwarb. Taſſo nun, mitten in dem freudigen Leben des Hofes, nahm dieſe Form auf und gab ihr in ſeinem Waldgedicht Amintà die höchſte, mögliche Vollendung, indem er darin die blühendſte Lyrik entfaltete und zugleich allen Anforderungen genug zu thun ſtrebte, welche Ariſtoteles an ein Schauſpiel gemacht hatte.

Digitized by Google

In den erſten Monaten des Jahrs 1573 war das Stück geſchrieben worden. Zu Oſtern, während der Anweſenheit des Cardinals Luigi, ward es aufgeführt und erwarb ſo großen Beifall *), daß die Fürſtin Lucrezia von Urbino, welche nicht zugegen ſein konnte, den Autor zu ſich nach Peſaro einlud, um es ihr beſonders vorzuleſen. Er begab ſich im Anfange des Sommers zu ihr und ſie freute ſich über ſeine Gegenwart ſo ſehr, daß ſie ihn bei der ſteigenden Hitze mit ſich nach Caſtel Durante nahm und erſt im Herbſt wieder nach Ferrara entließ.

Hier ſehen wir nun Taſſo, begierig alle Gebiete der Kunſt zu durchmeſſen, ſeine Hand auch nach dem Kranze des tragiſchen Dichters ausſtrecken. Allein Alfonſo's Wunſch bringt ihn davon ab. Er läßt ſeinen König Galealto von Norwegen, noch ehe der zweite Act beendigt iſt, liegen und wirft ſich wieder mit Haſt auf ſeinen lange vernachläſſigten Gottfried von Bouillon. Nichts ſoll ihn jetzt an der unmittelbaren Beendigung dieſes ſeit zehn Jahren begonnenen Werkes hindern. So kommt der Sommer 1574 heran. Da

*) In den Umgebungen eines Dichters klingt lange der Ton ſeines letzten erſchienenen Werkes nach. Goethe hatte dies wiederholt ſelbſt erfahren. In der erſten Scene des Taſſo läßt er die Damen gleichſam noch in der geiſtigen Atmoſphäre des Amintà leben. Sie haben ſich als Schäferinnen gekleidet, träumen ſich in die goldne Zeit der Dichter und verrathen ſelbſt in einzelnen Wendungen die Rückwirkung der Poeſieen Taſſo's auf das Leben. Wenn die Gräfin Sanvitale z. B. ſagt:

Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind,

ſo bin ich geneigt, dieſen hier durch nichts gerechtfertigten Ausdruck für eine abſichtliche Erinnerung an einen Chorgeſang des Amintà zu halten, der mit den Worten beginnt:

O Liebe, in welcher Schule,
Von welchem Meiſter lernt man
Deine lange und ſchwierige Kunſt zu lieben

und dann damit ſchließt, daß Amor ſelbſt der eigene Lehrmeiſter ſei und nur von ſich ſelbſt belehrt werde.

Digitized by Google

verläßt Heinrich III. ſeinen Thron in Polen und reiſt durch Italien nach Frankreich. Alfonſo, der gern den leer gewordenen Königsſitz eingenommen hätte, geht ihm mit ſeinem ganzen Gefolge bis Venedig entgegen und bewirthet ihn dann prächtig in Ferrara. Und der arme ungeduldige Dichter muß nicht bloß in der Sommerhitze die weite Reiſe mitmachen und dann am Hofe erſcheinen, nein, zu dieſer Verzögerung geſellt ſich noch eine weit ſchlimmere: er hat ſich ein heftiges Quartanfieber zugezogen, welches ihn lange martert und dann eine noch länger dauernde Schwäche hinterläßt, die ihm das Arbeiten unmöglich macht. Erſt im Frühjahr 1575 erholt er ſich wieder und ſchließt nun, im April, ſein Gedicht ab *). Noch einmal wollte er es durchſehen und dabei den Rath gelehrter Freunde benutzen; dann ſollte im September der Druck beginnen. Welche große Hoffnungen knüpfte er an den Moment, wo er es gedruckt dem Herzog überreichen würde! Doch ſtatt ihn herankommen zu ſehen, begann ſich bald der ganze Horizont ſeines Lebens zu trüben.

Er ward im Juni aufs Neue von einer zwar kurzen, aber heftigen Krankheit befallen. Eine unnatürliche Reizbarkeit blieb zurück, während ſeine Umſtände doch gerade jetzt die größte Faſſung, Ruhe und Beſonnenheit erforderten. Die Zeit der erſten Freude und Überraſchung über das ſchöne Geſchenk, welches er der Welt in ſeiner Arbeit gemacht hatte, war vorüber; der Neid ward laut und die Kritiken, welche Taſſo ſelbſt abſichtlich veranlaßte, wurden immer zahlreicher, beunruhigender und ſich ſelbſt widerſprechender. Wie viel in Ferrara ſelbſt disputirt worden, läßt ſich denken. Den Rath

*) Hier beginnt Goethe's Stück. Der italieniſche April wird in der erſten Scene geſchildert:

Der Schatten dieſer immergrünen Bäume
Wird ſchon erfreulich u. ſ. w.

Digitized by Google

der Freunde in Padua und Bologna hatte Taſſo perſönlich eingeholt. Nach Rom, an Scipio Gonzaga, der Taſſo's Jugendfreund und damals noch Prälat, bald darauf aber Cardinal war, ging eine Abſchrift und es verſammelten ſich um ihn einige Gelehrte, welche methodiſch Punkt für Punkt beriethen und bald in Gemeinſchaft, bald von einander abweichend ihre Gutachten abgaben. Es waren, wie wir aus ihren noch erhaltenen Briefen erſehen, Pier Angelio da Barga, Flaminio de Nobili, Silvio Antoniano und Sperone Speroni, lauter bedeutende Männer, deren Urtheil für Taſſo vom größten Gewichte war *). In vielen Fällen fügte er ſich ihrem Rathe; ſtatt Einzelnheiten zu verbeſſern, begann er bald ganze Theile ſeines Werkes umzuſchmelzen und ſchob den Druck darum auf. In anderen Fällen dagegen blieb er hartnäckig bei ſeiner eigenen Anſicht. Eine Verſtändigung ſchien nur durch eine Reiſe nach Rom herbeizuführen **). Nun hatte

*) Vgl. Act. IV. Auftr. 4.

Gar viele meiner Freunde ſind' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stelle ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet ꝛc.

und dann weiter unten:

Gonzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Sperre Speroni!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Namen ſinds!
Vertraun und Sorge flößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

**) Vgl. eben da: Vieles hab' ich
Benutzen können, Manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſt dieſe Knoten bald.

Digitized by Google

ſich inzwiſchen Lucrezia von ihrem Gemahl getrennt, dem ſie, an Jahren ſchon vorgerückt, keine Erben gebracht hatte *); ſie war nach Ferrara zurückgekehrt. Wie ihr Taſſo ſeinen Wunſch, nach Rom zu gehen, mittheilte, hatte ſie nicht unterlaſſen, ihm davon abzurathen **); wolle er Ferrara vor dem Druck ſeines Goffredo noch einmal verlaſſen, ſo möge er mit ihr nach Peſaro kommen ***). Die Gunſt Alfonſo's gegen Taſſo hatte ſich freilich ſeit dem Abſchluß ſeines Werkes noch geſteigert. Er nahm an einer jeden kleinen Veränderung deſſelben den lebhafteſten Antheil und ungern nur ſah er es, wenn Lucrezia den Dichter abhielt, ihn nach ſeinem ſchattenreichen Sommeraufenthalte in Belriguardo zu begleiten.

---

*) Vgl. G. Act III. Sc. 2.

Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich?
Das ſchöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet ſie, und läßt ſie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.

Man beachte: Goethe hat, wie das in einem Schauſpiele mit ſtrenger Einheit der Zeit gewöhnlich iſt, Ereigniſſe, die um Jahre aus einander liegen, in einen Tag zuſammengedrängt. Aber bei Schilderung der allgemeinen Verhältniſſe hat er ſich an den Stand der Dinge im Frühjahr 1575 gehalten. So droht bei ihm die Trennung Lucrezia's von ihrem Gemahl, aber ſie iſt noch nicht eingetreten.

**) In ähnlicher Weiſe redet Antonio bei Goethe dem Taſſo ab den Hof zu verlaſſen. Act. IV. Sc. 4.:

Du denkſt nur dich, und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.

***) Vielleicht hat der Verſuch Lucrezia's, Taſſo mit ſich nach Peſaro zu entführen, während der Herzog ihn in Ferrara behalten wollte und er ſelbſt nach Rom verlangte, die Veranlaſſung dazu gegeben, daß Goethe die Sanvitale, (welche in mancher Beziehung an die Stelle Lucrezien's getreten iſt) unter ähnlichen Umſtänden den Taſſo nach Florenz einladen läßt, wo ſie ihn ſpäter ſelbſt zu treffen hofft.

Digitized by Google

Aber freilich wußte ſie wohl, daß er ihn, auch wenn es die Vollendung ſeines Gedichts betraf, nur mit Widerſtreben in fremde Kreiſe kommen ließ. Hatte nicht ſein Vater Bernardo Taſſo ſeinen Amadigi auf die Verherrlichung des Königs von Frankreich angelegt und ihn, als er druckfertig war, von der Gegenpartei gewonnen, nochmals umgearbeitet und dem Könige von Spanien gewidmet? Auch traute vielleicht Lucrezia ſelbſt unſerm Taſſo nicht ganz. Denn in der That, ſei es, daß er wirklich von den Intriguen der Hofleute zu leiden hatte, ſei es, daß er nur mißtrauiſch geworden war oder die ſchlechten Vermögensumſtände des Herzogs jetzt genauer ins Auge faßte: es iſt ſichtbar, daß er jetzt nicht bloß an dem Willen des Herzogs, ſondern ſelbſt an ſeiner Fähigkeit zweifelte, ihm einen angemeſſenen Lohn für ſein Epos zu gewähren und daß er daran dachte, ſich nach der Veröffentlichung des befreiten Jeruſalem vom Hofe zu entfernen. Davon konnte ſeine fürſtliche Freundin wohl unterrichtet ſein. Aber Taſſo ließ ſich nicht halten; er ruhte nicht, bis er vom Herzoge die Erlaubniß zur Reiſe nach Rom erhalten hatte. Das Jubiläum, welches dort gerade gefeiert wurde, diente ihm endlich als Vorwand, allen ferneren Widerſtand zu beſeitigen *). Er brachte den größten Theil der Monate November und December in der alten Hauptſtadt der Welt zu, getheilt, wie uns berichtet wird, zwiſchen den Andachtsübungen, welche zur Erlangung der großen Indulgenz in allen Kirchen begangen wurden, und

*) Auch bei Goethe erlangt Taſſo den Urlaub vom Herzoge durch einen Vorwand, doch iſt da die vorgebliche Veranlaſſung zur Reiſe eben das, was in der Wirklichkeit der wahre Grund dazu war. Übrigens iſt hier zu bemerken, daß wenn man annimmt, Goethe habe die hiſtoriſchen Ereigniſſe im Auge behalten, ſein ganzes Stück mit dieſer Abreiſe Taſſo's im November ſchließt. Doch wird man bald ſehen, daß die Benutzung hiſtoriſcher Thatſachen noch viel weiter reicht, und unten wird mancherlei vorkommen, wodurch es zweifelhaft wird, ob Goethe ſich das ſelbſt ſo genau vorgeſtellt hat.

Digitized by Google

den eifrigſten Beſprechungen mit den Reviſoren ſeines befreiten Jeruſalem. Über Florenz kehrte er im Januar 1576 nach Ferrara zurück. Wir laſſen dahin geſtellt ſein, welche Belehrung er gewonnen hatte. Gewiß iſt, daß, als die Oſterzeit heranrückte und der Druck in Venedig beginnen ſollte, den Dichter nicht bloß die Peſt, die dort ausgebrochen war, von der nöthigen Beſprechung mit dem Buchdrucker abhielt: ſondern noch mehr die nöthig befundenen Umänderungen, welche noch immer nicht beendigt waren. Hatte er ein Jahr vorher auf größere Verſtändlichkeit und Popularität hingearbeitet, ſo iſt er jetzt, den Ausdruck der Zeit zu brauchen, die Allegorie des Gedichtes zu verbeſſern bedacht. Er geſtaltet Zaubereien und Liebesgeſchichten ſo, daß der grübelnde Leſer darin auch eine moraliſche und religiöſe Belehrung zu ſuchen veranlaßt wird. Und dieſe Arbeit, die er ſelbſt mit Ironie begonnen hatte, feſſelt ihn nach und nach ſo, daß er ſich zuletzt in allem Ernſt entſchließt, dem Publicum ſelbſt eine philoſophiſche Interpretation ſeines eigenen Werkes als Einleitung in die Hand zu geben, ſo unglücklich und verſtimmt ihn auch die neue Verzögerung und die immer dringender werdenden Mahnungen der Freunde machten. Außerdem hatte jener Aufenthalt in Rom einen noch weit ſchlimmeren inneren Zwieſpalt bei ihm veranlaßt. Sein Freund Gonzaga hatte ihn dem Cardinal Ferdinando von Medici vorgeſtellt und dieſer verſuchte, ihn für ſeinen Bruder, den Großherzog von Toscana, zu gewinnen *). Gonzaga betrieb die Sache mit großem Eifer und überſchickte bald die lockendſten Anerbietungen nach Ferrara. Nun hatte unſerm Taſſo das

*) Goethe läßt den Herzog Alfonſo eben das vorher fürchten: Aufz. V. Sc. 1.
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſei!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende.

ſchöne und glänzende Florenz, welches er bei ſeiner Rückreiſe zum erſten Male ſah, außerordentlich wohlgefallen. Auch war er gegen eine Verbeſſerung ſeiner äußeren Lage nicht gleichgiltig; eiferſüchtig auf den Adel ſeiner Geburt, konnte er den Verluſt ſeines Familienerbes nicht verſchmerzen. Er denkt auf Erwerb, jenem äußerlich genug zu thun und dieſes zu erſetzen. Er will darum, wie ein Ritter, eine Zeit zu Hofe gehen, ſich ein Lehen zu verdienen und dann der Unabhängigkeit genießen. Und dazu ſchien ihm in Ferrara die Ausſicht nicht günſtig. Allein eben dieſes Dienſtverhältniß, in dem er jetzt zu Alfonſo ſtand, ließ ihn jene Unterhandlung ſchon wie eine Felonie betrachten. Die Häuſer Medici und Eſte lebten in einer Spannung, welche der Wetteifer der Macht, des Glanzes und des äußeren Einfluſſes immer wieder erneuerte, ſo oft ſie auch beſeitigt ſchien. Gegenwärtig erregte ein ſeit 1562 mit dem größten Eifer betriebener Rang- und und Titelſtreit in Ferrara den lebhafteſten Haß gegen Florenz; jetzt dorthin zu gehen, galt für offenen Abfall, für erklärte Feindſchaft *). Taſſo wußte nicht, wie er ſich mit Ehren loslöſen ſollte und ergriff die ungeeignetſten Mittel. Mit feiner Perfidie meint er den Vorwurf der Undankbarkeit von

---

*) Goethe macht die Sanvitale zur Verſucherin. Sie lockt Taſſo nach Florenz Indeſſen dieſer widerſteht, indem er ſich die Folgen ausmalt: (Act. IV. Sc. 3.)

Und warum nach Florenz? Ich ſeh' es wohl:
Dort herrſcht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindſchaft mit Ferrara,
Doch hält der ſtille Neid mit kalter Hand
Die edelſten Gemüther auseinander.
Empfang ich dort von jenen edlen Fürſten
Erhabne Zeichen ihrer Gunſt, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht geläng' es ihm.

ſich ab auf den Herzog von Ferrara werfen zu können, indem er um den Poſten eines Hiſtoriographen bittet, den dieſer ihm, ſagt er gegen Gonzaga, ganz gewiß nicht anzuvertrauen geneigt ſein werde. Aber er erhält ihn doch und hat nun keine andere Ausſicht, als die Publication ſeines Goffredo abzuwarten. Dann, glaubt er, werde ſich die Unfähigkeit des Herzogs, ihn würdig zu belohnen, zeigen und er dadurch frei werden. Indeſſen bald muß er ſelbſt zugeben, daß es ihm damit kein rechter Ernſt iſt. Er umgiebt ſich mit den Chroniken und Urkunden zur Geſchichte des Hauſes Eſte und geſteht wehmüthig ſeinem erzürnten Freunde in Rom: er ſei ein Menſch ohne Feſtigkeit; ob er bleiben, ob er gehen ſolle, darüber könne er zu keinem Entſchluſſe kommen: und faſſe er auch einen, ſo wiſſe er ihn nicht durchzuführen. In Wahrheit iſt er mit allen Faſern ſeines Gemüthes mit der herzoglichen Familie, dem Hofe von Ferrara verwachſen. Sein Verſtand, ſein Ehrgeiz mag ihn forttreiben, ſein Herz hat hier ſeine Heimath. Wie iſt man aber auch bemüht, ihn zu ermuntern, ihn zu erheitern, wenn der finſtre Gram ihn übermannt! Da nimmt ihn einmal die Prinzeſſin Leonore auf elf Tage mit nach Conſandoli und geneſen von aller übeln Laune kehrt er heim; da iſt der Herzog bereitwillig, jede Beeinträchtigung zu ahnden, die er erfahren; da ſchreibt ihm ein anderes Mal die Herzogin von Urbino einen langen Brief und erbietet ſich unaufgefordert, für ihn bei ihrem Bruder zu wirken, und den Tag darauf ſagt ihm dann Leonore im Vertrauen, bis jetzt habe ſie ſich ſelbſt nicht in einer bequemen Lage befunden; nun aber, da ſie die mütterliche Erbſchaft erhalten, beginne es ihr beſſer zu gehen und da wolle ſie auch ihm eine Unterſtützung zukommen laſſen *). Solche

*) Für Goethe war die Verſchiedenheit der Anerbietungen beider Schwe-

Digitized by Google

Zeichen des Wohlwollens machen ihn dann plötzlich ruhig, geduldig und aller Vorſätze vergeſſen*). — Und nun zu den alten Banden waren noch neue hinzugekommen. Im Februar 1576, während der Carnevalszeit, kamen zwei ſchöne Frauen nach Ferrara, welche nicht weniger durch Rang und Geiſt, als durch ihre körperlichen Vorzüge Aufſehen erregten: Leonore Sanvitali, neuvermählte Gräfin von Scandiano, und ihre Stiefmutter Barbara Sanſeverino, Gräfin von Sala. Beide wurden von allen Hofleuten umſchwärmt, von allen Dichtern in Liedern gefeiert. Auch Taſſo brachte ihnen in reichem Maße ſeine Huldigungen dar, erhielt durch ſeine ſchönen Sonette Zutritt und ward bald von beiden ganz beſonders bevorzugt **). Er feierte einen glänzenden Triumph über

ſtern, die Taſſo in einem Briefe erwähnt, offenbar der Anlaß zu der Äußerung Leonorens: (Act III. Sc. 2.)

Ich kann, du weißt es, meine Freundin, nicht,
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern ſo ſtille für mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will
. . . .
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

*) Goethe hat nicht blos den Vorſatz Taſſo's, ſich von Ferrara ganz abzulöſen, aufgenommen, ſondern auch (Act V. Sc. 4) eine ſolche plötzliche Umwandlung desſelben dargeſtellt.

**) Bei Goethe hat Taſſo kein Zutrauen zu der Gräfin Sanvitale (Act. II. Sc. 1). Allein, daß er ihr ſeine Huldigungen dargebracht, wird dadurch nicht abgeleugnet. Sie ſagt ſelbſt (Act III. Sc. 3):

Wie reizend iſt's, in ſeinem ſchönen Geiſte
Sich ſelber zu beſpiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn ſein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?

Und Antonio (Act III. Sc. 4) bezieht die Worte: „Er rühmt ſich zweier Flammen“ offenbar auf die Prinzeſſin und die Gräfin.

Digitized by Google

alle Nebenbuhler und erfreute ſich während des ganzen Sommers der Nähe ſeiner neu erworbenen ſchönen Freundinnen.

Aber wie bei gewiſſen Körperzuſtänden auch geſunde Nahrung wie Gift wirkt, ſo war das Alles, was ihm ſonſt ein reines Glück gewährt hätte, jetzt nur geeignet, ſein Gemüth noch tiefer zu beunruhigen. Daß er Nebenbuhler um die Gunſt des Fürſten, wie der Damen hatte, daß er beneidet wurde, der Neid ſich in die Kritik ſeines befreiten Jeruſalem miſchte und ihm ſo ſein Dichterruhm vielfach geſchmälert wurde, liegt in der Sache. Ob die Gehäſſigkeit gegen ihn ſeine Feinde in eine geſchloſſene Partei vereinigte und von da aus Ränke gegen ihn geſchmiedet wurden, wie er unermüdlich in ſeinen Briefen verſichert, mag dahingeſtellt bleiben. Schlimm genug, daß er ſelbſt es glaubte, die Namen nannte, ſich überall von Verräthern umgeben wähnte und jedes Gute, was ihm widerfuhr, als einen Grund zu neuen Nachſtellungen anſah *). Mit Angſt bewacht er ſeine Papiere, mit Schrecken denkt er an jede Blöße, die er ſich ſelbſt gegeben oder ein Freund an ſeinen Arbeiten aufgedeckt hat. Und gerade das führt dann wieder zu Ereigniſſen, die ſeiner immer ſteigenden Hypochondrie neue Nahrung zu geben geeignet waren.

Während der Oſterfeiertage (1576) war er bei dem Grafen Taſſoni, Gouverneur von Modena, zum Beſuch geweſen und hatte ſeine Wohnung einem Freunde überlaſſen; nur den Schlüſſel einer Kammer, in welche er ſeine Papiere gebracht, hatte er mit ſich genommen. Als er zurückkam, glaubte er auch dieſe durch einen Schloſſer heimlich geöffnet,

*) Vgl. G. Act V. Sc. I.

Wohin er tritt glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann niemand ſehen,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.

Digitized by Google

ſeine Briefe ſchienen ihm von fremder Hand durchwühlt. Er war nur mit größter Mühe zu beruhigen. Man habe, meinte er, die Einwendungen der römiſchen Gelehrten gegen ſein Gedicht herausgeſucht um ſie gegen ihn beim Herzoge zu gebrauchen. *)

Einige Monate ſpäter traf er im Schloßhofe mit, wir wiſſen nicht recht, ob demſelben oder einem andern Freunde zuſammen, der nach mancherlei Anzeichen Geheimniſſe in einer ſehr peinlichen Sache verrathen haben ſollte. Nach ſeiner ſanften und fein geſitteten Weiſe begann Taſſo ſich freundſchaftlich gegen ihn zu beklagen und ihn methodiſch auf die möglichen Folgen ſeiner Unbeſonnenheit aufmerkſam zu machen. Als aber der Angeklagte, ſtatt ſich zu entſchuldigen, heftig ward, alles ausſtritt und Taſſo ſelbſt lügen ſtrafte; da erfaßte dieſen ein ſolcher Zorn, daß er ihm einen Schlag ins Geſicht gab. Scheu zog ſich der Geſchlagene zurück: **) allein einige Tage darauf machte er mit ſeinen Brüdern hinterrücks einen bewaffneten Anfall auf Taſſo, wobei dieſer nur durch die Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit, mit der er ſein Schwert zog und ſich zur Wehr ſetzte, ſein Leben rettete. Die Meuchelmörder flohen und der Herzog verbannte ſie aus der Stadt. Die Sache hatte an ſich keine weiteren Folgen. Allein bei Taſſo bemerken wir bald, daß er von nun

*) Vgl. G. Act I. Sc. 2.

Alfonſo: . . . . Beklagt
Er ſich bei mir, ſo laſſ' ich's unterſuchen,
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen, wie ich's ſehe.

**) Dieſe Geſchichte hat wohl den Anlaß zur Erfindung des feindlichen Zuſammentreffens zwiſchen Taſſo und Antonio bei Goethe (Act II. Sc. 4) gegeben. Da ausdrücklich der Schloßhof genannt iſt, lag es nahe, zu vermuthen, daß der Angegriffene eben dieſes Orts wegen nicht gewagt habe ſein Schwert zu ziehen.

Digitized by Google

an beſtändig für ſein Leben beſorgt iſt. Er wähnt ſich von Gift bedroht und traut ſeinen eigenen Leuten nicht mehr. Es macht einen ungemein traurigen Eindruck, wie er ſie im Anfange des folgenden Jahres den Gerichten übergiebt und dann über die Schlechtigkeit der Richter klagt, welche ihre Verrätherciein mehr verſteckt als enthüllt hätten. Er will nun keinen Ferrareſen mehr in ſeinem Dienſte, ſondern bittet den Marcheſe del Monte ihm einen Diener zu ſchicken, den der Herzog von Urbino, ehe er abreiſt, bei ſchweren Strafen zur beſonderen Treue gegen ihn verpflichten ſolle. *)

Inzwiſchen war die Ungeduld und Erwartung des Publicums aufs Höchſte geſtiegen, ohne daß Taſſo dazu kommen konnte ſie durch eine endliche Publication ſeines befreiten Jeruſalem zu befriedigen. Nach einer jeden, noch ſo kurzen Entfernung von Ferrara ſehen wir zwar ſeine Kraft und Thätigkeit neu belebt, er greift wieder rüſtig an und bald hören wir, daß er wieder irgend eine Epiſode vollendet habe. Allein dabei bliebt es dann auch, von dem Abſchluß des Ganzen iſt kaum mehr die Rede. **) Die anfänglich davon ge=

---

*) Vgl. G. Act I. Sc. 2. Begegnet ja,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherei
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Und dann Act V. Sc. 1.
So hat er oft mit Klagen dich beläſtigt:
Erbrochne Schlöſſer, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm ſchwebt!
Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen keines Freundes kann ihn laben.

**) Goethe läßt den Taſſo dieſe Unfähigkeit, ſeinem Werke eine befriedigende Form zu geben, vorher ahnen. Er ſagt (Act V. Sc. 4):

nommenen Abſchriften mochten ſich indeß ſchnell vermehrt haben; ſchon im Herbſt 1576 tauchte das Gerücht auf, es werde nach einer ſolchen in irgend einer Stadt Italiens ein Abdruck veranſtaltet. Das war ein neues herbes Leid, von deſſen eigenthümlichem Charakter wir heute kaum eine richtige Vorſtellung haben. Es iſt dabei zunächſt an einen pecuniären Nachtheil ſo gut wie gar nicht zu denken, da auf ein bedeutendes Honorar von einem Drucker nicht zu rechnen war. Es galt das aber auch nicht blos als eine Verdrießlichkeit, die durch eine ſpätere vollendetere Ausgabe abgethan war. Der Ehrgeiz der gelehrten Dichter jener Zeit, welche immer die alten unter dem Geſichtspunkt der Muſtergiltigkeit zu betrachten gewohnt waren und die ſich am Liebſten nach Jahrtauſenden in ähnlicher Weiſe commentirt und zergliedert dachten, ging nämlich entſchieden auf Fehlerloſigkeit; ſich mit Fehlern der Welt zu zeigen, erſchien als eine Schmach, die ſich auch durch ein ſpäteres Verbeſſern nicht wieder gut machen ließ. Dieſe ihm drohende Gefahr nun von ſich abzuwehren, ſetzte Taſſo Alles in Bewegung. Beim Papſte und bei allen Fürſten Italiens ſuchte er Verbote gegen den unrechtmäßigen Druck ſeines Manuſcriptes zu erwirken; auch Alfonſo machte ſeinen ganzen Einfluß für ihn geltend. Wirklich erließ Gregor XIII. am 8. December ein Breve und mehre Fürſten verſprachen ihren Schutz. Aber freilich für alle Gebiete des vielgetheilten Landes war dadurch keine Sicherheit gewonnen: ſo daß die Unruhe alſo blieb.

Zu dem allen kam noch hinzu, daß ſeine philoſophiſchen Studien ihn in ſeinen religiöſen Anſchauungen ſtörten. Er war nie ein geiſtig freier Menſch geweſen. Die Jeſuiten hat-

Leider, ach, ſchon fühl ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.

Digitized by Google

ten ihn erzogen und ſeiner Phantaſie die kirchlichen Ideen bleibend eingebildet. Ihnen gegenüber ſtand fremd, unvereinbar, was Plato und Ariſtoteles ihm an Gedanken gaben. Doch ſchien es ihm in ſeiner Art ebenſo feſt ſtehend. Nun war die Zeit der Unbefangenheit längſt vorüber, in der man einem Laien ketzeriſche Anſichten nachſah, ſo lange er ſich äußerlich zur Kirche hielt. Der Katholicismus hatte bei ſeiner Reſtauration das Princip der Strenge im Glauben vom Proteſtantismus aufgenommen und führte es ſeiner Natur gemäß mit kirchlicher Gewalt in der Inquiſition durch. Eine Knechtſchaft der Gemüther ward hergeſtellt, welche geradezu unmöglich geweſen wäre, wenn nicht die Jeſuiten gleichzeitig die Heuchelei gegen ſich ſelbſt methodiſch gelehrt hätten. Nun kannte auch Taſſo wohl ihre Kunſtgriffe ſich in der Sünde gleichſam ohne Sünde zu bewegen. Aber es fehlte ihm dazu an der nöthigen Beſonnenheit. Studirte er, ſo ergriff ihn die Gluth, er lebte und ging auf in den Ideen, zu welchen die Speculation ihn führte; reflectirte er dann, ſo wurde er gewahr, daß er ſich ohne Rückhalt in ketzeriſchen Anſichten ergangen hatte. Verſagte er ihnen nun auch nach den Lehren ſeiner Patres die Zuſtimmung, ſo konnte er ſich doch nicht rühmen es immer gethan zu haben. Er hatte ſich deshalb ſchon im Jahre **1575** einmal freiwillig vor dem heiligen Officium geſtellt. Doch daß er hier auf ſeine Verſicherung, daß die Zweifel nie die Oberhand bei ihm gewonnen hätten, völlig freigeſprochen worden, hatte ihn nur noch bedenklicher gemacht. Es konnte eine blos äußerliche Rückſicht ſein, die hier obgewaltet hatte; er konnte auch in ſeiner Beichte nicht deutlich genug den Zuſtand ſeiner Seele bezeichnet haben. Kurz, die Sorge für ſein zukünftiges Heil ward nun bei ihm eine ſtehende: und zwiſchendurch erfaßt ihn dann die irdiſche Angſt, daß ſeine Gegner von ketzeriſchen Meinungen, die er geäußert hätte, Anlaß

nehmen würden, ihn einſt der ganzen Strenge des geiſtlichen Gerichtes zu überliefern.

Zwiſchen dieſen ſo verſchiedenartigen, doch gleich quälenden Gedanken hin und her getrieben, müſſen wir uns nun einen Mann vorſtellen, der von Natur ein melancholiſches und reizbares Temperament beſaß und der bei ſtets zunehmendem körperlichem Mißbehagen auf das, was ſeinen Zuſtänden gemäß war, dennoch nie die mindeſte Rückſicht nahm. Taſſo wird uns geſchildert als mäßig im Eſſen, aber er liebte ſüße und hitzige Weine, aß gern eingemachte Früchte, Mazzipan und andere Süßigkeiten und mochte nichts Herbes oder was irgend wie Medicin ſchmeckte, genießen. Später ward ihm wiederholt das Waſſertrinken als Kur empfohlen; allein er verwarf es immer, eine natürliche Abneigung dagegen vorſchützend. Er war überhaupt, ſelbſt in den Zeiten der härteſten Leiden, ſchwer zu bewegen, ſich einem Arzte zu fügen. Einmal hatte er in der größten Noth (1583) einen kläglichen Brief an den berühmten Doctor Mercuriale geſchrieben. Er erhielt umgehend die gewünſchten Rathſchläge und das Verſprechen, noch ein Recept nachzuſchicken. Darauf antwortet der Patient: einige der Verordnungen werde er befolgen; aber was die Fontanelle am Bein und die Enthaltſamkeit vom Weintrinken betreffe, das ſeien ihm unerträgliche Dinge. Die verſprochene Medicin werde um ſo viel willkommener ſein, je beſſer ſie ſchmecke. Er hoffe, daß dem gelehrten Herrn bekannt ſei, wie die Vortrefflichkeit eines Arztes zum guten Theil darin beſtehe, daß er nicht blos heilſame, ſondern auch angenehme Mittel verordne. *) Man kann daraus leicht

*) Vgl. damit Antonio's Anklage gegen Taſſo bei Goethe Act V. Sc. 1:
Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht als das Thier beſchränkt, erfüllt er die?

Digitized by Google

ſchließen, wie Taſſo in den Zeiten, wo er eine Krankheit bei ſich gar nicht anerkennen wollte und die ihm angerathenen Reinigungskuren als unnöthig verwarf, unbewußt gegen ſich ſelbſt wüthete und die Hitze ſeines zu trüben Phantaſien geneigten Kopfes vermehrte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn alle ſchreckenden Gedanken ſich nach und nach um ihn zu einem Kreiſe abſchließen, er ſich in dieſem ausſchließlich bewegt ohne einen Ausweg finden zu können, und dann oft wie ein halbtodt gehetztes Wild ermattet und verzweifelnd hinſinkt.

In einem ſolchen Zuſtande ſehen wir ihn ſchon zu Anfang des Jahrs 1577. Er war ſeit Weihnachten bei ſeinem Freunde Ferrante Taſſoni in Modena. Feſt hatte ſich da an Feſt gereiht, er hatte die berühmte Dichterin Tarquinia Molza

---

Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein.
. . . .
Wie bitter und wie thöricht hab ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn:
. . . .
„Ich fühle dieſes Übel“, ſagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt ihr eure Kunſt?
„Schafft mir Geneſung!“ Gut! verſetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht.“
So nehmet dieſen Trank. — „O nein! der ſchmeckt
„Abſcheulich, er empört mir die Natur.“ —
So trinkt denn Waſſer. — „Waſſer? Nimmermehr!
„Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebiſſener.“
So iſt euch nicht zu helfen . . . .
. . . . „Schön!
„Wofür ſeid ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Übel:
„Ihr ſolltet auch die Mittel kennen, ſie
„Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt
„Der Leiden los zu ſein, recht leiden müſſe.“

Digitized by Google

kennen gelernt und erfreute ſich dieſer neuen bedeutenden Frauengeſtalt ſehr; ſein Freund hatte ihm ſehr verſtändig und liebevoll zugeredet. Aber das alles konnte ihm keine Heiterkeit geben. Er ſchreibt vielmehr von da, es ſtehe mit ihm ſchlimmer als je. Doch ſei er entſchloſſen, alle Verfolgungen zu ertragen und Ferrara nicht zu verlaſſen. Denn das wiſſe er wohl, dieſe würden ihm auch an jedem andern Orte zu Theil werden und dem Herzoge Alfons ſei er ſo vielen Dank ſchuldig, daß er ihn auch mit der Aufopferung ſeines Lebens ſelbſt nicht abtragen könne. Der Wunſch, ſeine äußere Lage zu verbeſſern, habe ihn ſonſt wohl bewegt, jetzt könne er ihn zu nichts mehr beſtimmen. *)

Indeß erwacht bei Taſſo nach ſeiner Rückkehr doch wie gewöhnlich wieder die Luſt zur Poeſie. Er nimmt ſeinen Goffredo wieder vor und ſchreibt ein von den Italienern ſehr gerühmtes Sonett auf das eben geborne Töchterchen der Gräfin von Scandiano. **) Aber das iſt nur ein vorübergehendes Aufleuchten. Im Allgemeinen nehmen gerade in den folgenden Monaten ſeine Phantaſien einen ganz entſchieden krankhaften Charakter an und wir bemerken leicht, daß der Herzog darauf ſinnt ihn zu beruhigen und heilen zu laſſen. Unglücklicher Weiſe verfiel er auf den Gedanken, hier einen Zwang anzuwenden und ergriff, zu haſtig, den unglücklichſten Moment.

Im Juni (1577) vergaß ſich Taſſo ſo weit, daß er

*) Wie Taſſo ſich hier von Taſſoni leicht umſtimmen läßt und verzweifelnd ſeinem Rathe folgt: ſo ſteht er bei Goethe (Act V. Sc. 5) nach kurzem verſtändigen Zureden von ſeinen Einbildungen ab und überläßt ſich willenlos, aber auch ohne alle Hoffnung der Leitung des verſtändigen Antonio. Hier wie da tritt nach heftiger Anſpannung ein ähnlicher troſtloſer Zuſtand ein.

**) Warum hat Goethe ſie Act I. Sc. 1 zur Mutter eines ſchon mehre Jahre alten Sohns gemacht?

Digitized by Google

eines Abends in den Zimmern der Herzogin von Urbino ein Meſſer ergriff und nach einem ihrer Diener ſtach. Da ließ ihn Alfonſo verhaften, in eine Kammer des Schloſſes bringen und zwang ihn, ſich der Kur eines Arztes zu unterwerfen. Äußerlich erreichte er ſeinen Zweck; demüthig verſprach Taſſo die verhaßten Purganzen einzunehmen. Allein der kurze Arreſt hatte innerlich den armen Dichter vollends gebrochen. Die Gunſt des Herzogs ſchien ihm unwiederbringlich verloren, nichts war im Stande ihm das alte Zutrauen wiederzugeben, ſein Untergang, an dem ſo lange gearbeitet worden, war, meinte er, nun entſchieden. Wie der Herzog das merkte, *) gab er ihm ſeine Freiheit wieder und bemühte ſich aufs Eifrigſte ihm wieder Muth einzuflößen. Er bewog ihn, ſich nochmals vor dem Inquiſitor zu ſtellen, der ihn ſehr genau prüfte und ſeine Zweifel für bloße Wirkungen der erhitzten Einbildungskraft erklärte. Er ſelbſt verzieh ihm, was eben geſchehen war und gelobte, es nicht zu ahnden, wenn Taſſo je treulos gegen ihn gehandelt hätte. Dann nahm er ihn mit ſich nach Belriguardo. **) Der Aufenthalt auf dem Lande hatte ſonſt immer wohlthätig auf Taſſo gewirkt. Diesmal mußte die Erlaubniß, die herzogliche Familie begleiten zu dürfen, als eine beſondere Milde und Freundlichkeit erſcheinen. Aber Taſſo war nicht aufzurichten. Die Vergebung

*) Goethe läßt Taſſo durch den bei ihm allerdings anders herbeigeführten Arreſt ebenfalls auf das Heftigſte aufgeregt und innerlich verwirrt werden. Ebenſo bemerkt es ſogleich Alfonſo (Act II. Sc. 5):

„Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel“

und iſt bedacht ihn wieder freizulaſſen und ſein Gemüth zu beruhigen. Allein Taſſo hat das Zutraun zu ſeinem Fürſten unwiederbringlich verloren und glaubt, ſeine Feinde hätten nun den Sieg über ihn errungen.

**) Dieſer Aufenthalt in Belriguardo, während deſſen, wie wir weiter unten ſehen werden, die letzten Thatſachen aus Taſſo's Leben fallen, welche von Goethe für den Bau ſeiner Fabel benutzt worden ſind, hat ihn wahrſcheinlich veranlaßt, ſein ganzes Stück eben da ſpielen zu laſſen.

Digitized by Google

des Herzogs dünkte ihn unmöglich; die Abſolution des Inquiſitors ſchien ihm der gehörigen Form zu entbehren. Er konnte nicht aufhören zu klagen und äußerte ſich dabei in einer ſo wahnſinnigen Weiſe, daß Alfonſo es für nöthig fand, ihn nach einigen Tagen ſchon in die Stadt zurückzuſchicken. Es geſchah das am 11. Juli. Zwei Franziscaner mußten herauskommen und ihn mit ſich in ihr Kloſter nehmen. Er hatte ſelbſt den Wunſch geäußert ſich dorthin zurückzuziehen. Die Briefe, welche ihn begleiteten, empfahlen ihn dem Abt als einen Patienten, der wegen ſeines Verlangens, jede Kleinigkeit zu beichten, eines ſteten geiſtlichen Zuſpruches bedürfe und wegen ſeines Widerwillens gegen die durchaus nöthige ärztliche Behandlung unter ſteter Aufſicht gehalten werden müſſe. Es war dabei beſtimmt ausgedrückt, daß er geiſteskrank, ja zuweilen wahnſinnig ſei.

Der neue Aufenthalt gefiel dem unglücklichen Dichter am erſten Tage ſehr wohl. Es ſchien ihm wünſchenswerth, für immer das ſtille Leben der Fratres zu theilen. Aber ſobald er Medicin einnehmen mußte, erwachte die alte Furcht vor der Vergiftung. Als er bemerkte, daß man ihn nicht frei ausgehen ließ, war er außer ſich, ſchrieb Brief auf Brief an Alfonſo und die Herzogin von Urbino, bekannte ſich ſchuldig, bat um Verzeihung, flehte, ihn nach Rom reiſen zu laſſen *) und nicht länger gefangen zu halten. In einem derſelben heißt es, er wiſſe wohl, daß er melancholiſch ſei und einer Reinigungskur bedürfe: allein, wenn er unter mancherlei Einbildungen leide, ſo ſei er doch gewiß, Seiner Hoheit ergehe es nicht beſſer. Sie glaube nicht, daß er in ihrem Dienſt verfolgt worden ſei: und doch habe er die grauſamſten, tödtlichſten

*) Auch hier kann man noch einmal an Taſſo's gleiches Verlangen bei Goethe Act IV. Sc. 4 denken, obgleich wir oben bereits andere hiſtoriſche Anknüpfungen dafür hatten.

Digitized by Google

Nachſtellungen erfahren. Bei den Eingeweiden Chriſti beſchwöre er zu glauben, daß in vielen Beziehungen er nicht ſowohl thöricht, als ſein gnädiger Fürſt getäuſcht und betrogen ſei. *) Dieſe Ausdrücke mögen den Herzog verdroſſen haben. Er verbat ſich alle weiteren Briefe: worauf Taſſo die erſte Gelegenheit benutzte und am 20. Juli (1577) aus dem Kloſter entfloh.

Es lebte damals noch eine Schweſter Taſſo's, Cornelia mit Namen, die er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht mehr geſehen hatte. Sie war in Neapel zurückgeblieben, als Torquato mit dem Vater außer Landes ging. Nach dem Tode der Mutter war ſie von ihrem Oheim nach Sorrent an Marcio Serſale verheirathet worden und lebte jetzt dort als Wittwe mit mehren Kindern. An ſie dachte Taſſo, als ſich Alles, was er in ſpäteren Jahren lieb gewonnen hatte, von ihm

*) An dieſen Brief erinnert ſehr die Rede Taſſo's bei Goethe Act IV. Sc. 3:

Ich ſoll erkennen daß mich Niemand haßt,
Daß Niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich daß ich Unrecht habe,
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.
Ich ſoll es tief empfinden wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maaß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben
Und ſeine Hand gewiß auch feſſeln läßt.
Daß er betrogen iſt, kann er nicht ſehen,
Daß ſie Betrüger ſind, kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig ſich betrüge,
Daß ſie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich ſtille halten, weichen gar.

Digitized by Google

ablöſte. Zu Fuß, faſt ohne Geld und ohne den Muth ſich auf der offenen Landſtraße ſehen zu laſſen, ſtrebte er durch unwirthliche Gegenden an Rom vorbei dem Süden Italiens zu. Fürchtete er Anfangs die Nachſtellungen Alfonſo's, ſo glaubte er ſich nun an der Grenze Neapels doppelt vor den Schergen einer Regierung verbergen zu müſſen, die ſeinen Vater geächtet und ihn ſelbſt ſeines Erbes beraubt hatte. In den Abruzzen vertauſchte er darum ſein höfiſches Gewand mit dem Kleide eines Hirten, bei dem er eine Nacht zugebracht hatte. Unbeachtet gelangte er ſo nach Gaeta, von wo aus ihn eine Barke nach Sorrent brachte. Es mag ein eigenthümlicher Moment geweſen ſein, wie er in die Stadt kam und ſich das Haus der Schweſter zeigen ließ. In dem Bericht, welchen wir über die darauf folgende Erkennungsſcene beſitzen, glauben wir den Nachklang von Taſſo's eigenen ſpäteren Erzählungen zu hören. Wir fühlen den ſtarken Pulsſchlag der Erwartung mit, wenn er Schritt vor Schritt verfolgt, wie Taſſo zu Cornelien ins Haus tritt, ſie allein bei ihren jüngſten Kindern antrifft, ſich für einen Boten ausgiebt, von dem Bruder Torquato zu erzählen beginnt, erſt durch traurige Berichte ihre Liebe auf die Probe ſtellen will, dann durch den gewaltſamen Ausdruck ihres Schmerzes und Mitgefühls erſchreckt, einlenkt, ſie zu tröſten anfängt, endlich ſich enthüllt und nun erſtaunt ſieht, wie in einem Augenblick der Freude alles Leid und aller Schmerz vergeſſen wird. *) Die Liebe ſeiner Schweſter wirkte auf Taſſo ſichtbar wohlthätig. Seine Melancholie verlor ſich, die Kur, der er ſich auf ihr

*) Goethe läßt den Taſſo auch (Act V. Sc. 4) den Plan zur Reiſe nach Neapel machen und als Leonore ihn vor dem Banne warnt, erzählt er faſt prophetiſch ſeine Verkleidung und ſeinen Einzug in Sorrent bis zu dem Augenblicke, wo er die Schwelle des Hauſes ſeiner Schweſter betritt. Da unterbricht ihn Leonore.

Digitized by Google

Zureden freiwillig unterwarf, verbeſſerte ſeinen körperlichen Zuſtand und er begann nun ſeine eigene Vergangenheit mit ganz anderen Augen zu betrachten.

Als er ſo einige Zeit in Sorrent gelebt hatte, bemühte er ſich, ſeine Verbindungen mit Ferrara wieder anzuknüpfen*). Die erſten Briefe, welche er an Alfonſo und Lucrezien ſchrieb, blieben ganz ohne Antwort. Was ihm Leonore erwiederte, gab ihm keine Hoffnung. Der Herzog war nun wirklich erzürnt und verlangte ſeine Rückkehr nicht. Da erwachte in Taſſo ganz die alte unbegrenzte Verehrung für ſeinen Patron, die er ſelbſt eine Idolatrie nennt. Er wollte ihm zeigen, wie alles Mißtrauen dem vollſten Vertrauen auf ſeine Großmuth gewichen, ja wie er von ihm jede Strafe zu ertragen bereit ſei. Deshalb begab er ſich im November nach Rom unter die Gewalt des herzoglichen Agenten, Gualengo, den er nun an ſeinem Hofe für ihn zu unterhandeln bat.**) Gleichzeitig verwandten ſich auch ſeine römiſchen Gön-

*) Goethe läßt den Antonio (Act IV. Sc. 4) vorherſagen, wie es dem Taſſo wirklich erging:

Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor:
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurückverlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harrt in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.

**) Goethe läßt den Herzog beim Abſchiede zu Taſſo ſagen:

Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich dich
Als m e i n, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Es bezeichnet das ungefähr ein Verhältniß, wie das, in welches ſich Taſſo hier begab. Es iſt das an ſich etwas geringfügiges. Bedeutend ſcheint mir dabei nur, daß man deutlich bemerke, wie Goethe, auch wo er allgemeine Ausdrücke braucht, doch immer ganz beſtimmte Verhältniſſe im Auge hat

Digitized by Google

ner und Freunde für ihn, obgleich ſie ſeine Rückkehr nach Ferrara nicht billigten. Wir finden unter den verſchiedenen Briefen, die noch erhalten ſind, einen, worin der Cardinal Albano unter beſtimmter Hinweiſung auf den geiſteskranken Zuſtand des Dichters für ihn um eine formelle urkundliche Verzeihung bittet, weil er ſonſt ſeines Lebens nicht ſicher zu ſein glaube. Außerdem ſucht er um Auslieferung der Papiere Taſſo's nach. Dieſe letztere verſprach der Herzog von Ferrara ſogleich: allein ſie erfolgte nie. Vielleicht, bemerkt der gründlichſte Biograph des Dichters, weil es dem Herzoge und den Prinzeſſinnen verdrießlich war, nachdem ſie den Autor in Perſon verloren hatten nun auch noch ſeine hochgefeierten Werke aufgeben zu ſollen. *) Die gewünſchte Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr ward ihm nach langem Zögern endlich am 22. März 1578 ausgeſtellt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ſein melancholiſches Temperament

---

und die Allgemeinheit keine Unbeſtimmtheit in der Anſchauung bezeichnet. So liegt, beiläufig bemerkt, auch den Äußerungen Antonio's (Act V. Sc. 1):

Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel
Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürſt zu ſeinem Hofgenoſſen
Erwählen will u. ſ. w.

eine ſehr beſtimmte Anſchauung von dem abhängigen Verhältniſſen zum Grunde, in denen die meiſten Dichter der Zeit an den Höfen lebten, wenn ſie nicht zugleich Staatsmänner waren.

*) Goethe hat auch dieſes Motiv benutzt. Taſſo verlangt (Act V. Sc. 2) ſein befreites Jeruſalem. Der Herzog giebt es ihm aber nicht wieder, weil er erſt eine Abſchrift davon machen laſſen will. Dann ſagt Taſſo (Act V. Sc. V):

So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es feſt!
Mein einzig Gut iſt nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten.

ſelbſt anerkenne, einſehe, wie nur auf ihm und auf nichts Anderem ſeine argwöhniſchen Vermuthungen von Haß und Verfolgungen beruht hätten, und ſich deshalb willig den Verordnungen des Arztes füge. *) Thue er das nicht, und ſpreche er, wie früher, noch einmal von Vergiftungen, ſo werde der Herzog nicht blos keine Unterſuchung deshalb einleiten, ſondern ihn augenblicklich aus ſeinem Staate entfernen und nie wieder dahin zurückkommen laſſen. Daß Taſſo, wie beiläufig erwähnt wird, auch von Alfonſo ſelbſt Angriffe auf ſein Leben befürchtet hatte, mag die etwas herbe Faſſung des herzoglichen Schreibens veranlaßt haben. Doch iſt es wohl auch möglich, daß der Herzog, der lange ohne Erfolg Geduld und Nachſicht gegen ihn geübt hatte, nun ohne perſönliche Gereiztheit die Wirkung der Strenge verſuchen wollte. Seine Art mit dem Dichter nach ſeiner Ankunft umzugehen, ſcheint für ein ſolches grundſätzliches Verfahren zu ſprechen. Er war ſehr freundlich und gnädig und bereit, ihm eine angeſehene und einträgliche Stelle am Hofe zu verleihen. Daneben jedoch übt er eine Art von Vormundſchaft über ihn aus, hütet ſich, ihn wie ſonſt zu verwöhnen und in ſeinen idealiſtiſchen Neigungen zu beſtärken. Er ſtellt ihm vielmehr als ſeine einzige Aufgabe unabänderlich feſt, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Es war daran nicht zu denken, daß Taſſo ſein befreites Jeruſalem und ſeine älteren Papiere wieder in die Hände bekommen hätte. Wir finden bald, wie der arme Dichter ſich in Briefen beſchwert, Alfonſo habe alle Theilnahme für ſeine Productionen verloren und muthe ihm zu, jede Bemühung um literariſchen Ruhm, jeden Anſpruch auf ein beſonderes geiſtiges Talent aufzugeben und zwiſchen Vergnügungen und Müſ-

*) Hierin liegt gleichſam der Text zur andern Hälfte der oben p. 33 Anm. *) angeführten Stelle aus Goethe.

Digitized by Google

ßiggang ein üppiges und träges Leben zu führen. Die Ausdrücke, deren er ſich dabei bedient, ſind ſo bitter, daß man ihm danach den gemeinſten Verſuchungen ausgeſetzt geglaubt hat. Indeſſen wer mit ſeiner oft bombaſtiſchen Redeweiſe vertraut iſt, wird unter einer »Flucht vom Parnaß zu den Herbergen Epikur's«, wo keiner der großen Dichter des Alterthums gehauſt habe, eben nichts Anderes verſtehen, als was ihm für eine Zeitlang gewiß heilſam geweſen wäre. *) Allein der Gemüthsart Taſſo's war freilich jeder Zwang unerträglich und es gab bei ſeinem Argwohn kein Mittel unbemerkt auf ihn zu wirken. So ſchlugen alle Bemühungen fehl. Kaum waren einige Monate vergangen, ſo erklärte Taſſo — ohnehin durch das Erwachen alter Antipathien am Hofe gereizt — ganz offen, er wolle viel lieber bei einem dem Herzoge feindlichen Fürſten Dienſte nehmen, als eine ſolche unwürdige Behandlung länger ertragen, und brach ſomit aufs Neue. Unordnungen im Eſſen uud Trinken, die Taſſo beging, mochten den Herzog bereits früher erzürnt ha-

*) Ganz demgemäß iſt was bei Goethe Alfonſo dem Taſſo ſchon vor der Abreiſe ſagt (Act V. Sc. 2):

Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt. —

Und ganz ähnlich die Aufnahme, welche dieſe Worte dort bei Taſſo finden, vgl. Act V. Sc. 5:

Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name ſich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tauſend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergeſſe,
Darum ſoll ich mich zum Müſſiggang gewöhnen,
Darum ſoll ich mich und meine Sinne ſchonen.

Digitized by Google

ben. Jetzt war ſeine Ungnade entſchieden. Vergebens ſuchte Taſſo die Vermittlung der Herzogin von Urbino und der Prinzeſſin Leonore zu erlangen. Er erhielt keine Audienz bei ihnen und ſah ſich nun wohl faſt genöthigt, ſeine Drohung auszuführen und Ferrara aufs Neue zu verlaſſen. Heimlich, ohne Urlaub und ohne von ſeinen Büchern etwas mit ſich zu nehmen, entfernte er ſich auch dieſesmal.

Dieſe zweite Entfernung Taſſo's von Ferrara hat nicht viel länger als die erſte gedauert und endigte in ähnlicher Weiſe. Doch zeichnet ſie ſich durch eine größere Mannigfaltigkeit der Erlebniſſe aus. — Taſſo ging zunächſt nach Mantua und von da nach Venedig. An beiden Orten war er mit der Aufnahme, die er fand, unzufrieden. Doch feſſelte ihn an die berühmte Seeſtadt einige Zeit der toscaniſche Geſandte Veniero, durch den er in den Dienſt des Großherzogs, ſeines Herrn, zu gelangen hoffte. Veniero berichtete über ihn und ſein Begehren am 12. Juli 1578 nach Florenz. Er bediente ſich dabei folgender Ausdrücke: »Taſſo iſt hier und ſehr beunruhigten Gemüthes. Man kann von ihm nicht ſagen, daß er geſund am Geiſte ſei, doch giebt er vielmehr Zeichen der Betrübniß als der Verrücktheit von ſich.« Im Übrigen aber behandelte er ſein Verlangen, in den Dienſt des Herzogs zu treten, nur als eine fixe Idee, von der der kranke Dichter ohne Unterlaß ſpreche und phantaſire. Natürlich erfolgte darauf nichts und Taſſo ſetzte, als er eine zeitlang vergebens auf günſtigen Beſcheid gewartet hatte, ſeinen Wanderſtab weiter nach Urbino. Hier begann er, den Herzog für ſich zu gewinnen, eine berühmte Canzone an den Fluß Metaurus, in der er auf eine rührende Weiſe das Unglück anklagt, das ihn von frühester Kindheit an verfolgt habe. Sie möchte in deutſcher Sprache etwa ſo lauten:

Digitized by Google

Der Apenino's Höhe
Du zwerghaft zwar, doch ruhmeswerth entſproſſen!
Erlaucht an Namen mehr, als klar an Fluthen!
Als Flüchtling komm mit Wehen
Zu deinem Ufer ich, dem ſanften, guten,
Drob Ruh und Frieden ſcheinen ausgegoſſen!
Die mächt'ge Eiche, welche ſo umfluthen
Die ſüßen Wäſſer dein, daß Äſte ragen
Weit über Seen und Bergesſpitzen,
Wird mich im Dunkel ſchützen.
Es pflegt ihr heil'ger Schatten zu verſagen
Nicht kühle Ruhe je auf weichem Mooſe;
So mög' er mich in tiefſte Nacht verhüllen,
Daß ich verborgen bleib' dem böſen Willen
Der Göttin, welche blind vertheilt die Looſe,
Doch ſehend mich verfolgt, ob an Geſtaden,
Ob ich auf öden Pfaden
Den Fuß beweg' in nächt'ger Thäler Schooſe
Und ſo mich trifft, daß zweifelnd ich am Heile
Wohl ſeh', ſie hat noch Augen mehr als Pfeile!

* * *

Ach! ſeit ich eingeſogen
Des Lebens Hauch, die Augen aufgeſchlagen
Dem Tageslicht, das nimmer froh mir lachte,
Wählt' bös und ungezogen
Sie mich zum Ziel, und Wunden mußt' ich tragen,
Die wohl kein Alter je vernarben machte.
Sei Zeugin Du, Syrene, hochgeachte,
An deren Grab die Wiege mir geſtanden!
Ach, hätte dort auch ich mein Grab, erlegen
Des Unglücks erſten Schlägen,
Da frech Fortuna's Hände mich entwanden
Als Kind, der Mutter Schooße und den Küſſen,
Die ſchmerzlich ſie mit heißen Thränen tränkte.
Ich ſeh' es noch, wie da ſie aufwärts lenkte

Digitized by Google

Den Blick und bat: doch taub hat fortgeriſſen
Der Wind ihr Wort; nicht ſollte Wang' an Wangen
An ihr ich ferner hangen
Und ſtets der treuen Arme Druck vermiſſen!
Ich folgte bang mit ungewiſſen Tritten,
Aſcanio gleich, des Vaters irren Schritten.

* * *

In herber Acht und harter
Armuth erwuchs ich ſo auf trüben Wegen;
Unzeitig, ſchien's, an Geiſt, daß ich gewahre
Der Leiden tiefſte Marter;
Doch lernt' ich unter Schmerzen, bittern Schlägen
Gar früh die Bitterkeit der reifen Jahre.
Was krank, entblößt, der Mann mit weißem Haare
Erlitt, erzähl' ich euch — doch, bin ich heute
Nicht reich genug mir ſelbſt, auch ganz alleine,
Als Stoff, darob ich weine?
Was hilft's, daß Andern ich die Klag' beſtreite,
Da karg, nach Willen nicht, die Seufzer dringen
Und dieſe Augen, dieſe quellengleichen,
Mit Zähren für den eignen Schmerz nicht reichen?
O, Vater! den die Himmel froh umſingen,
Du weißt, wie ſchmerzlich ich um dich mich härmte
Und ſeufzend wärmte
Dir Grab und Lager! — Seit auf Sternenringen
Du thronſt, verehr' ich dich, die Trauer endet
Und auf mich ſelbſt wird all mein Schmerz gewendet.

Wer fühlt nicht, wie hier aus dem akademiſchen Prunke ein Strom des tiefſten Gefühls hervordringt und der höfiſch ſchmeichelnde Ton nach und nach in die reine Elegie übergeht. Wer iſt nicht geſpannt, wie der Dichter ſeine neue Strophe anheben wird? *) Allein er hat nie weiter geſchrieben. Man

*) Die Worte mit denen bei Goethe Act I. Sc. 3 Taſſo dem Herzoge ſein Gedicht übergiebt, erinnern ſehr an dieſe Canzone, beſonders:

Digitized by Google

ſagt, die Ankunft des Herzogs von Urbino aus Caſtel Durante habe ihn hier unterbrochen: und aufzunehmen war dieſer Gedankengang freilich nicht wieder. Der Empfang, der ihm zu Theil ward, entſprach übrigens ganz ſeinen Wünſchen. Er begleitete den Herzog von Urbino nach Peſaro und begann dort ungemein eifrig poetiſche und andere Arbeiten zu treiben. Einiges davon ſchickt er am 25. September ſeiner Schweſter und bittet ſie, nicht den Verläumdungen zu glauben, die von Ferrara aus verbreitet würden. Er ſei weder trübſinnig, noch geiſtesſchwach, noch wahnſinnig. Indeſſen hielt er doch auch in dieſer neuen Lage nicht aus. Die Einbildung, daß er vor Verfolgungen aus Ferrara nicht ſicher ſei, trieb ihn auch von Peſaro heimlich zu entfliehen. Er

---

Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkühr freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen;
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuren Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich zu ſingen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.

Die Fortſetzung dann, die gleichſam auch als eine ſolche für die Canzone gelten könnten, klingt an die Dedicationsverſe des befreiten Jeruſalem an. In dieſen ſagt Taſſo (canto I. st. 4.): der Herzog habe ihn der Wuth Fortunens entriſſen und in ſichern Hafen gebracht, darum möge er ſein Gedicht als durch ein Gelübde ihm beſtimmt annehmen. Hier Goethe:

Du warſt allein, der aus dem engen Leben
Zu einer ſchönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn euch gehört es zu.

wandte ſich nun nach Piemont, wo er wie gewöhnlich zu Fuß und nach mancherlei Abenteuern ankam. Eines derſelben hat er ſelbſt ſpäter in der Form eines Dialogs beſchrieben, der unter dem Titel des Familienvaters bekannt iſt. Wir erfahren darin, wie der tiefſinnige Dichter dazu kam, einmal die Gaſtfreundſchaft eines biedern alten Landedelmanns anzunehmen, beide ſich wohlgefielen, und wie nun während eines gemeinſchaftlich verlebten Tages Gelehrſamkeit gegen ſchlichte Lebensweisheit ausgetauſcht ward. Es iſt das eine ganz hübſche Idylle. — In Turin zeigte ſich bei Taſſo dieſelbe Luſt und Kraft zu arbeiten, wie in Urbino. So entſtand dort unter Anderm im Monat December ſein Dialog über den Adel. Der Fürſt des Landes, Carl Emanuel, freute ſich ſehr über ſeine Anweſenheit und wünſchte ihn in ſeinen Dienſt zu nehmen. Aber Taſſo lehnte es ab und bat ihn nur um ſeine Vermittlung bei dem Herzoge von Ferrara, an deſſen Hof zurückzukehren der arme Dichter immer wieder Verlangen trug. Auch andere Gönner Taſſo's, namentlich der Cardinal Albano, hatten ſchon für ihn unterhandelt. So erhielt er denn wirklich im Februar des Jahrs 1579 die verhängnißvolle Erlaubniß, wieder nach Ferrara zu kommen. Der Herzog ſtellte ihm keine anderen Bedingungen, als daß er ſich jetzt in allem Ernſt ärztlich behandeln laſſe und ſich mit ſeinen Umgebungen zu vertragen ſuche. Nun hatte Alfonſo ſich während Taſſo's Abweſenheit zu einer zweiten Ehe entſchloſſen und ſeine Vermählung mit Margaretha Gonzaga ſtand nahe bevor. Gute Freunde riethen unſerm Taſſo, den Hoffeſtlichkeiten auszuweichen und ſeine Reiſe aufzuſchieben, weil ſie für ſeine Geſundheit beſorgt waren. Allein er freute ſich gerade darauf dieſe Feſte noch mitzumachen und reiſte ſo eilig ab, daß er noch am 21. Februar, am Tage vor dem Einzuge der Braut in Ferrara ankam, als ihn noch Niemand erwartet hatte. Wie

Digitized by Google

es ihm da erging, iſt bereits oben angedeutet worden. Er konnte weder Alfonſo noch die Prinzeſſinnen ſprechen, fand kein Quartier, ward von den Hofleuten unfreundlich behandelt und ſah das nun, ohne Rückſicht auf die Umſtände, als einen Bruch der ihm gethanen Verſprechungen an. Es erfolgte, wie gewöhnlich bei Taſſo, nach langem beſcheidenem Warten und Bitten ein heftiger Ausbruch des Zornes, in dem er ſich auf das Unehrerbietigſte über den Herzog ſelbſt äußerte. *) Da ließ ihn dieſer als einen wahnſinnigen Menſchen in das Hospital St. Anna bringen, wo er denn gezwungener Weiſe bis zum Jahre 1586 blieb.

Hiemit iſt das Ziel erreicht, welches wir uns oben für unſere hiſtoriſche Darſtellung geſetzt haben. Über die Gefangenſchaft Taſſo's mag indeſſen hier noch die Bemerkung einen Platz finden, daß alle Einzelnheiten, welche darüber bis auf den heutigen Tag bekannt geworden ſind, nicht ausreichen, gerade die Hauptfrage zu beantworten, welche ſich uns aufdrängt. Wir wiſſen zwar vom Herzog Alfonſo, daß er den bittenden Freunden des Dichters ſtets verſichert hat, er liebe und ehre Taſſo wie ſie, ſei nur auf ſein Beſtes bedacht und werde ihm keinen Zwang weiter anthun, ſobald er geneſen ſei. Allein wir vermiſſen jene lebendigen Zeugniſſe der Liebe,

*) Wenn Goethe (Act V. Sc. 5) den Taſſo in die heftigſten Schmähungen gegen Alfonſo ausbrechen läßt, ſo iſt das freilich nicht eine eigentliche Nachahmung dieſes Ereigniſſes. Doch kann man wohl ſagen, er fühlte ſich durch daſſelbe veranlaßt, ihm einen ſolchen Charakterzug zu leihen. Als allgemein in ſeiner Natur liegend ſchildert es auch Antonio (Act III. Sc. 4):

Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtin ſelbſt,
Auf wen es ſei, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder ꝛc.

Digitized by Google

die Taſſo vor ſeiner erſten Flucht ſo vielfach von der ganzen herzoglichen Familie erhielt: und dann bleibt es uns ein Räthſel, wie der Herzog habe hoffen können, unter beſtändigen Qualen des Geiſtes und im engen Raume des Hauſes, einen Kranken zu heilen, deſſen Zuſtände immer unter pſychiſchen Einflüſſen ſtanden und ſich ſichtbar verbeſſerten, ſobald er ſeinen Aufenthaltsort wechſelte und wieder in neue Umgebungen kam. Andererſeits erfahren wir über Taſſo zwar, daß er ſich nach den erſten Jahren ſeiner Haft oft in den übelſten Körperzuſtänden befunden hat und das Bett zu hüten gezwungen war, wir erfahren ferner ſo viel von Viſionen *) und Phantasmen, die ihn zu Zeiten gequält haben, daß wir uns ſeinen Geiſt noch kränker als ſonſt vorſtellen müſſen. Aber die Briefe, in denen Taſſo ſelbſt dieſe Zuſtände ſchildert, dienen als Beweis, daß die krankhafte Phantaſie bei ihm doch dem Verſtande nicht die Herrſchaft zu rauben vermochte und von thörichten Handlungen des Kranken wird uns nichts berichtet. Wir ſind alſo nicht im Stande einzuſehen, in wie weit Taſſo ſeinen Umgebungen einen rechtlichen Grund gege-

*) Dergleichen werden auch nach Taſſo's Entlaſſung aus St. Anna noch erwähnt. So berichtet Manſo, wie er einmal in ſeiner Gegenwart behauptet habe, auf den Strahlen der untergehenden Sonne ſchwebe ſein Genius in die Stube, und mit dieſem, wie mit einem alten Bekannten gemüthlich verkehrend, ein langes gelehrtes Geſpräch gehalten. — Goethe läßt ihn zweimal (Act I. Sc. 3 und Act V. Sc. 4) ſo in Phantaſien gerathen, daß er ſeine Umgebungen ganz vergißt. Die Worte, welche die Prinzeſſin darauf an ihn richtet:

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt, und hör es gern

beſonders, wenn man damit die frühere Äußerung der Sanvitale (Act I. Sc. 1) verbindet:

Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen

deuten ſehr wohl auf ein ſolches viſionäres Weſen hin, welches die Damen an ihrem Lieblinge zu gewahren öfter Gelegenheit hatten.

Digitized by Google

ben hat, ihn als unmündig oder gemeingefährlich feſtzuhalten. Wer hier eine Antwort geben will, wird ſich auf das unſichere Feld der Vermuthungen wagen müſſen. Wie dieſe ausfallen möchten, wenn man nichts Anderes als die oben mitgetheilten Thatſachen vorausſetzt, überlaſſen wir dem Leſer ſelbſt zu entſcheiden. Jedoch bitten wir ihn, ſich nicht zu verwundern, wenn er da, wie wir allerdings vermuthen, in Widerſpruch mit den meiſten älteren Schriftſtellern über Taſſo gerathen und die Annahme eines Liebesverhältniſſes zwiſchen Taſſo und der Prinzeſſin keineswegs als einziges Auskunftsmittel anzuſehen nöthig finden ſollte. Denn in der That iſt man in den nächſten Lebensaltern nach Taſſo weniger als heute im Stande geweſen, die Vorgänge ſeines Lebens zu überblicken. Die Briefe, auf denen unſere Darſtellung größtentheils beruht, ſind erſt nach und nach bekannt gemacht und zuerſt vollſtändig von dem Abbate Seraſſi benutzt worden, der im Jahre 1785 ein Leben des Taſſo herausgab. Vor ihm galt als die gründlichſte und zuverläſſigſte Biographie unſeres Dichters, die des Ritter Giambatiſta Manſo, welche bereits 1600 geſchrieben und 1621 gedruckt worden iſt. Dieſer Manſo war ein Neapolitaner; er hatte Taſſo in den ſpäteren Zeiten ſeines Lebens lange in ſeinem Hauſe beherbergt und deſſen Vertrauen in hohem Grade beſeſſen. Auch war er im Beſitz mancher Papiere Taſſo's gekommen und konnte ſo im Allgemeinen wohl als ein glaubwürdiger, wenn auch hier und da durch Taſſo's eigene Erzählungen beſtochener Zeuge gelten. Allein er hat die Zeiten in Ferrara nicht mit durchlebt und entbehrt für ſie aller unmittelbaren Anſchauung, ſowie der Kenntniß der meiſten Dinge, welche den armen Dichter damals beunruhigten. Er weiß nichts von dem, wenigſtens halbwahnſinnigen Zuſtande, in dem Taſſo ſich ſchon vor ſeiner erſten Flucht befand. Von ihm ſelbſt

hat er über die Urſachen ſeines Unglücks wohl nichts, als einzelne Klagen gehört und darum bereitwillig den Gerüchten ſein Ohr geliehen, welche in Ferrara unter den anekdotenſüchtigen Hofleuten fortlebten. Die Thatſachen, welche er mit unſicherer Hand zuſammenbrachte, ordneten und modificirten ſich dann bei ihm nach der allgemeinen Anſicht, die er ſich gebildet hatte: und ſo iſt es gekommen, daß alle diejenigen, welche auf ihn ſich verließen, unvermerkt immer ſchon von einer nach einem beſtimmten Ziele hin verderbten Reihe von Thatſachen ausgingen und das zu vermuthen und anzunehmen für nothwendig hielten, was er ihnen ſelbſt unter den Fuß gegeben hatte. *)

Manſo iſt ſo in der That nicht blos einer der erſten

---

*) Hier iſt nun ein höchſt wichtiger Umſtand hervorzuheben. Goethe begann den Taſſo 1780 und konnte die Biographie Seraſſi's erſt bei der Umarbeitung ſeines erſten Entwurfes in Italien (1787 u. f) anwenden. Er hat alſo, mag er auch von den Briefen Taſſo's Manches gekannt haben, doch weſentlich ſeinen erſten Plan nach Manſo's unzuverläſſigen Erzählungen gemacht. Daraus erklären ſich manche Abweichungen als unfreiwillige Irrthümer und es wird mehr als wahrſcheinlich, daß viele hiſtoriſche Züge erſt nachträglich in den urſprünglichen Entwurf hineingekommen und gleichſam nur äußerlich angeheftet worden ſind. Man hat die erſte Bearbeitung der Iphigenie herausgegeben. Die des Taſſo, wenn eine ſolche noch vorhanden, würde noch viel intereſſanter ſein. Es gälte hier, zu ſehen, ob erſt Seraſſi Goethe veranlaßt hat, ſein Drama mit einer Krankengeſchichte zu verweben oder ob Goethe durch die innere Nothwendigkeit der Sache darauf geführt worden iſt und dann nur die hiſtoriſchen Züge, als vorzüglicher, ſeinen erfundenen vorgezogen hat. Denn Taſſo's krankhafte Launen und Grillen, ſo wie die faſt mediziniſchen Bemerkungen im fünften Act ſind gerade unzweifelhaft erſt dem Seraſſi entnommen. Übrigens bemerke ich, daß Goethe in der italieniſchen Reiſe immer nur von der Proſabearbeitung der beiden erſten Acte ſpricht und es gar nicht feſtſteht ob die folgenden wirklich ſchon einmal ausgearbeitet waren. Dieſe beiden, erwähnt er gelegentlich, wären im Allgemeinen nicht bedeutend verändert worden. Deſto mehr ſpricht er von der völligen Umgeſtaltung des Ganzen, ohne ſich darüber in beſtimmte Angaben einzulaſſen.

Digitized by Google

Zeugen für die Sage von Taſſo's Liebe zu Leonoren, ſondern er hat ſie, unbewußt, zum guten Theile ſelbſt gemacht. Nachdem er nämlich von der Aufführung des Amintà geſprochen hat, berichtet er: um dieſe Zeit ſei Taſſo von einer heftigen Liebe der reinſten und edelſten Art ergriffen worden, deren Gegenſtand er ſorgfältig verborgen. In ſeinen Reimen habe er wohl verſteckt den Namen Leonore angebracht; allein die Hofleute, welche eifrig ſeinem Geheimniß nachgeſpürt, wären ungewiß geblieben, welche Dame dieſes Namens damit gemeint ſei. Denn außer der Prinzeſſin hätten ihn auch die Gräfin Sanvitale und eine der Hofdamen geführt (von welcher letzteren wir in der That gar nichts wiſſen, da ſich ergeben, daß eine Canzone, welche an ſie gerichtet ſein ſollte, vielmehr einer gewiſſen Olympia, einem Geſellſchaftsfräulein der Gräfin Sanvitale, gewidmet iſt *). — Nun geſteht er ſelbſt zwar, nicht in das Geheimniß des Dichters eingeweiht zu ſein. Allein er läßt nicht undeutlich merken, wohin ſich ſeine Vermuthungen neigen. Man beachte nur, wie er wiederholt faſt

*) Goethe Act I. Sc. 1 läßt die Prinzeſſin und die Sanvitale darüber ungewiß ſein, an wen von ihnen beiden die ſchönen Lieder Taſſo's gerichtet ſind; die dritte Leonore läßt er fallen:

Prinzeß. Die ſchönen Lieder, die an unſern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
. . . . erkennſt du ſie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?
Leonore. Ich freue mich der ſchönen Blätter auch.
Mit mannigfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen
. . . .
Prinzeß. Und wenn er ſeinen Gegenſtand benennt,
So giebt er ihm den Namen Leonore.
Leonore. Es iſt dein Name, wie es meiner iſt.
Ich nähm' es übel, wenn's ein andrer wäre,
Mich freut es, daß er ſein Gefühl für dich
In dieſen Doppelſinn verbergen kann.

Digitized by Google

ängſtlich von dem rein platoniſchen Character der Liebe eines ſolchen Gelehrten und Dichters ſpricht, wie er die Anſpielungen Taſſo's auf das Schickſal des Phanton und Ikarus heranzuziehen weiß, wie er die Reinheit und Vollkommenheit der Prinzeſſin als eine unbedingt den verwandten Geiſt feſſelnde ſchildert, *) dagegen von den geiſtigen Vorzügen der liebenswürdigen Gräfin ſchweigt, die doch ſonſt überall geprieſen worden, und verächtlich auf die herabblickt, welche dem Taſſo eher eine ſinnliche Neigung zu einem Kammerzöſchen, als die größte Kühnheit in der Wahl ſeiner Liebe zutrauten. Damit verbinde man, daß die Anſicht, welche er bei der Gelegenheit äußert, Taſſo habe blos darum an alle drei Leonoren Liebesgedichte gerichtet, ſich blos darum in alle drei verliebt geſtellt, um die Entdeckung der Wahrheit unmöglich zu machen, an

*) Goethe iſt ganz auf die Vorſtellungen eingegangen, die Manſo von dem Verhältniſſe zwiſchen Taſſo und Leonoren hat. Dieſe Liebe unterſcheidet ſich von jeder andern, die er ſonſt geſchildert hat, durch die Abweſenheit alles Sinnlichen und durch den idealen Schwung, der darin liegt. Es war ihm hier Ernſt, einen durch die Ideen von der platoniſchen Liebe geläuterten mittelalterlichen Minnedienſt darzuſtellen, wie man ihn ſich wohl zu Taſſo's Zeit dachte. „Aus allen Sphären trägt er, was er liebt, auf einen Namen nieder", ſagt die Sanvitale von ihm. „Mit eignen Augen hab' ich es geſehen, das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne", äußert er ſich ſelbſt, und die Prinzeſſin nennt „die Tugend und die Liebe verwandt." Darin iſt beſtimmt eine auf Ideen gegründete Neigung ausgedrückt. — Wie ferner der Minnedienſt weſentlich eine Liebe des Jünglings zu einer älteren, ihm in ſittlicher Bildung überlegenen Frau iſt und darin die reine Wechſelſeitigkeit fehlt, indem die Frau nur auf die Bedingung hin, daß der Mann ſich von ihr bilden läßt, ihre Gunſt gewährt; ſo iſt es auch bei Goethe der Fall. Leonore ſtellt dem Taſſo, der ihr ohne Clauſel gehört, drei Bedingungen: er ſoll ſich bemühen in ein gutes Einverſtändniß mit ihren Umgebungen zu kommen; er ſoll ihr unverbrüchlich Treue bewahren und ſich endlich den Schranken der Sitte fügen. Daß er nacheinander eine wie die andere dieſer Bedingungen verletzt und ſo, wenn auch zum tiefen Bedauern Leonoren's ſelbſt, auch innerlich ſein Verhältniß zu ihr zerſtört, iſt ja der innerſte tragiſche Kern des Ganzen, gegen den auch das Ausſcheiden aus allen anderen Verhältniſſen in Ferrara nur etwas Äußerliches iſt.

Digitized by Google

Wahrſcheinlichkeit gewinnt, je höher ſeine Dame ſtand, ſo wird man es ſehr wohl begründet finden, daß die Meiſten, welche Manſo's Biographie benutzten, geradezu auf Leonoren bezogen, was er nur allgemein ausſprach; daß Taſſo, um Liebe werbend, Gegenliebe gefunden und daß dieſes Glück ſeinem Talente einen höheren Schwung gegeben und ſeinem von Natur ernſten und ſtrengen Stil die Lieblichkeit und Milde verliehen habe, welche man in vielen Theilen des befreiten Jeruſalem bewundere.

Mit der Beendigung dieſes großen Werkes läßt auch Manſo den Glücksſtern Taſſo's untergehen. Er berührt dabei deſſen natürliche Hinneigung zur Melancholie und die Unruhe, welche ihm die Beurtheilungen der Kritiker bereiteten. An die Stelle aller anderen Übel aber, welche damals ſeinen Freund bedrängten, ſetzt er nur den Neid und die Ränkeſucht der Hofleute und knüpft daran folgende Geſchichte, in der man wunderbar verknüpft das oben erwähnte Zuſammentreffen mit dem treuloſen Freunde, den erſten Arreſt und die Flucht aus San Francesco wiedererkennen wird.

Taſſo hatte einen Freund, vor dem er kein Geheimniß beſaß. Ihm hatte er auch von ſeinem geheimen Liebesverhältniß erzählt und dieſer hatte einen darauf bezüglichen Umſtand ausgeplaudert. Das verdroß Taſſo ſo ſehr, daß er ihn bei der nächſten Begegnung im Vorſaale des Herzogs zur Rede ſtellte und ihm, als er trotzig leugnete, einen Schlag ins Geſicht gab. Der Geſchlagene wagte nicht, ſein Schwert zu ziehen und entfernte ſich. Allein es erfolgte eine Ausforderung und ein Duell vor einem Thore der Stadt. Taſſo ſtand ſeinem Gegner allein gegenüber. Da kamen die drei Brüder deſſelben plötzlich herbei und fielen Taſſo mit bewaffneter Hand an, ſo daß dieſer ſich nun gegen vier zu vertheidigen hatte. Doch verlor er den Muth nicht: er hielt Stand,

Digitized by Google

verwundete einige von den Neuhinzugekommenen und ſchlug ſie alle mit ſolchem Glück aus dem Felde, daß die Ferrareſen einen beſonderen Vers auf ſeine Tapferkeit machten. Die vier Brüder entflohen, um der Strafe zu entgehen. Taſſo aber begab ſich auf ſein Zimmer und erhielt hier vom Herzoge ſogleich den Befehl, daſſelbe bis auf weitere Erlaubniß nicht wieder zu verlaſſen. Die Furcht, die Alfonſo hegte, die mächtigen Verwandten, welche die Flüchtlinge in Ferrara beſaßen, möchten ſeinem Lieblinge neue Nachſtellungen bereiten, war die eigentliche Veranlaſſung zu dieſer Maßregel. Allein Taſſo faßte das anders auf; er glaubte, der Herzog ſei ernſtlich gegen ihn erzürnt und wiſſe um die erſten Urſachen jenes Streites im Schloſſe. Seine Hypochondrie miſchte ſich ins Spiel und ließ ihm nun ſelbſt ſein Verhältniß höchſt ſtrafbar erſcheinen, »obgleich es der Herzog, der die poetiſche Redeweiſe der Gedichte von dem reinen philoſophiſchen Sinne des Dichtenden zu unterſcheiden wußte, gewiß ſelbſt nicht dafür gehalten hätte.« Als ſein Arreſt ſich bis in das folgende Jahr hinein verlängerte, konnte er es vor Schwermuth und Angſt nicht mehr aushalten und entfloh, wie er meinte, den Gefahren, welche ſeinem Leben in Ferrara drohten *).

An dieſe durchaus falſche Geſchichte nun fügt Manſo einen ebenſo wunderbar zuſammengeſetzten Bericht über das, was Taſſo während ſeiner Abweſenheit erlebte. Er vermengt hier die Flucht nach Neapel mit der zwei Jahre früher unternommenen Reiſe nach Rom und dem ſpäteren Aufenthalte in Turin, läßt den Taſſo zuerſt nach Piemont gehen und unterwegs das Abenteuer erleben, welches dem »Familienvater« zu Grunde liegt, dann in Rom mit den kritiſchen Freunden

*) In ähnlicher Weiſe hat auch Goethe das feindliche Zuſammentreffen mit Antonio, den Arreſt und die Abreiſe aneinandergereiht.

Berathungen halten und zuletzt nach Sorrent zu ſeiner Schweſter kommen *). Der ſchöne Bericht über die Erkennungsſcene, den wir oben im Auszuge wiedergaben, befindet ſich hier und dürfte wohl hiſtoriſch treu ſein. Doch unmittelbar daran ſtoßen wir wieder auf eine Erfindung Manſo's. Er läßt die Prinzeſſin Leonore die Rückkehr Taſſo's nach Ferrara bewirken. Sie iſt es bei ihm, welche den Dichter bewegt, ſich vertrauensvoll, auf Gnade und Ungnade, in die Hände ihres Bruders zu liefern.

Wie Manſo darauf den zweiten Aufenthalt in Ferrara, die zweite Flucht und die letzte Rückkehr im Jahre 1579 ſchildert, hat für uns kein beſonderes Intereſſe, da hier keine bedeutende Abweichungen vom Geſchichtlichen vorkommen.

Wichtig dagegen iſt es, wie er Taſſo's Aufenthalt in St. Anna und das Verhalten des Herzogs gegen ihn beurtheilt. Denn dadurch ſchließt er in der That ſeinen Roman zu einem Ganzen ab. Er geſteht nämlich ein, daß ſein Freund in Folge ſeiner furchtbaren Hypochondrie geiſteskrank geweſen ſei, behauptet jedoch, daß ſeine Phantaſieen ihn nie raſend oder wirklich wahnſinnig gemacht hätten. Vielmehr meint er, Behauptungen der Art wären entweder böswillige Verleumdungen geweſen oder eine unſelige Folge des Benehmens, welches Taſſo oft künſtlich angenommen, da er, von Angſt vor eingebildeten Gefahren getrieben, oft unter dem Scheine der Geiſtesabweſenheit Schutz vor dem vermeinten Zorne Alfonſo's geſucht habe. Dieſer Zorn nun ſei gar nicht vorhanden ge-

*) Ebenſo bei Goethe. Die Abreiſe des Taſſo iſt bei ihm aber beides, nach einigen Umſtänden die frühere nach Rom, nach anderen die ſpätere nach Neapel, von dem zukünftigen Aufenthalte in beiden Städten iſt die Rede. Auch wenn vom Wahnſinne Taſſo's bei ihm keine Rede iſt, ſtimmt das mit Manſo, der von ſeinem Aufenthalte bei den Franciskanern nichts weiß.

Digitized by Google

weſen, der Herzog habe vielmehr nur wie ein guter Arzt gehandelt, der allein, was die Krankheit erheiſche, nicht aber den Geſchmack des Kranken berückſichtige *). Er ſei darum hartnäckig geblieben und habe Taſſo nicht freigelaſſen, obgleich ſeine Zuſtände ſich gerade aus den pſychiſchen, dem Herzoge verborgenen Gründen unter dieſem Zwange bedeutend verſchlimmert hätten. Denn Taſſo habe, in Folge jenes alten Liebesverhältniſſes, darin immer eine Strafe geſehen und dieſer Gedanke habe ihn innerlich zu Grunde gerichtet, während ſein dadurch erzeugtes Benehmen, von ſeinen Feinden weislich ausgebeutet, ihn vor der Welt zu einem Wahnſinnigen geſtempelt und ſeine Befreiung verhindert. So habe ſich furchtbar das Geſchick des unglücklichen Dichters vollendet. —

Ich glaube, man erkennt leicht die ſchwachen Seiten dieſes ſehr künſtlichen Gewebes. Sie liegen in der völligen Schuldloſigkeit Taſſo's und der angeblichen Leidenſchaftsloſigkeit Alfonſo's. Denn eine Angſt vor Strafe ohne Schuld ſetzt ſchon den Wahnſinn voraus, der eben abgeleugnet werden ſoll: und eine Hartnäckigkeit in Maßregeln, deren übler Erfolg klar iſt, kann ja eigentlich nur einem leidenſchaftlich befangenen oder gröblich betrogenen Gemüthe zugetraut werden. Daher ſtürmte nach Manſo auch Alles gegen dieſe

*) Auch bei Goethe hat Alfonſo ähnliche Geſinnungen (Act I. Sc. 2), doch verwahrt er ſich da ſelbſt vor dem Vorwurfe, den er in der Wirklichkeit wohl verdient hat:

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.

Digitized by Google

beiden Punkte an und bemühte ſich, ſie durch eine tiefere Ergründung der Verhältniſſe umzuſtoßen.

Am Nächſten lag es, die Gedichte Taſſo's ſelbſt als Zeugniſſe heranzuziehen. Sehen wir genau zu, ſo ergiebt ſich, daß ſchon Manſo aus dieſer Quelle geſchöpft hat. Woher hat er z. B. gleich zu Anfang die Zeitbeſtimmung, wann Taſſo's Liebe begonnen habe? Der Zuſammenhang lehrt es. Im Amintà hat der Dichter ſich ſelbſt im Thyrſis dargeſtellt. Er benutzt dieſe Figur, die Poeſie einzuführen, den Hof zu preiſen, dem Herzoge ſeine Dankbarkeit zu bezeigen und neidiſche Gegner zu necken. Nun wird Thyrſis im zweiten Acte gefragt, warum er, der erſt um vier Jahre das fünfte Luſtrum überſchritten habe (Taſſo war damals neun und zwanzig Jahre), ſo hartnäckig die Liebe meide, und er erwiedert, er wiſſe aus der Erfahrung, daß die Liebe meiſt Leid ſtatt Freude bringe und fliehe darum; dann weiſt er die Bemerkung, daß die Muße Amor herbeilocke, ab: denn ſeine Muße ſei ganz von der Beſchäftigung mit ernſter epiſcher Poeſie ausgefüllt. Darin lag eine Art von offenem Geſtändniß, daß ſein Herz damals frei war: während kurze Zeit darauf ein kleines Echo, indem Thyrſis am Bache, L e o n o r a ſeufzend, den Wäldern und Wogen ein feierliches onora entlockt, Zeugniß zu geben ſchien, daß der Dichter bald ſeinem Vorſatz untreu geworden war. — Leicht könnten mehre andere Gedichte, welche Manſo anführt, um ſie ſcheinbar aus den von ihm erwähnten Thatſachen zu erklären, umgekehrt erſt die Veranlaſſung zur Aufſtellung derſelben gegeben haben. So vermuthe ich faſt, daß auch die ganze Erzählung von Taſſo's Verhältniß zu d r e i Leonoren zum guten Theil nur auf folgendem Sonette ruht, dem Manſo ſehr großes Gewicht beilegt, obgleich es offenbar an drei Schweſtern gerichtet iſt:

Digitized by Google

Drei Damen ſah ich hehr in Schönheit prangen *)
Die, wie verſchieden auch, doch ähnlich ſchienen,
Als ob in jeden Zug, in alle Mienen
Natur das Wörtchen Schweſtern wollte malen.
Wohl pries ich jede, aber ſonder Wahlen
Gefiel mir alſo eine unter ihnen,
Daß ihr mein Seufzen und Geſang noch dienen
Und zu den Sternen tragen Ruf und Qualen.
Sie lieb' ich, blick' ich zu den andern über,
Dünkt mir nur Reiz, was auch an ihr entzücket,
Daß, wie vor ihrem Bild ich Andacht übe.
Doch ſind hier Bild und Wahrheit nachgerücket,
Daß es mich täuſcht, ich ſchwärm' und ſeufze drüber,
Wie über frevlen Bilderdienſt der Liebe.

Die romantiſchen Liebesgeſchichten, welche die Italiener von ihren Dichtern erzählen, beruhen eben meiſt nur auf ähnlichen zugleich kecken und faſligen Interpretationen ihrer Gedichte.

Wir können uns dabei nicht verhehlen, daß, wer anders verfahren wollte, wer wirklich mit zartem kritiſchem Gewiſſen an Taſſo's lyriſche Gedichte heranginge und in ihnen Aufſchlüſſe über ſein Leben ſuchte, eine äußerſt ſchwierige und bedenkliche Arbeit hätte. Denn hier iſt ganz höfiſcher Boden und zwiſchen Schmeichelei und Überzeugung, Galanterie und Gefühl keine Grenzlinie anzugeben. Außerdem herrſcht die Reflexion unbedingt. Aus den Situationen werden nur einzelne ſich gleichſam bekämpfende Momente hervorgehoben; die concreten Motive liegen ganz außerhalb, werden durch die oft ſchwankenden und gewöhnlich dürftigen Überſchriften kaum angedeutet und ſcheinen oft nur einem glücklich erhaſchten Gedankenſpiel zu Liebe erfunden zu ſein.

*) Tre gran Donne vid'io, ch'in esser belle.

Digitized by Google

Indeß mancher ſchöne Zug, mancher friſche Farbenton ließe ſich daraus doch wohl noch gewinnen. Denn wenn man, eines nach dem andern, dieſe Sonette, Canzonen und Madrigale durchlieſt, ſo beginnt ſich vor der Phantaſie das Land um Ferrara mit ſeiner ägyptiſchen Natur und Fruchtbarkeit auszubreiten, die benachbarten Luſtorte, die Poinſel Belvedere, Belriguardo und Conſandoli mit ihren ſchönen Seen, Hügeln und Blumen gewinnen Geſtalt; der Dichter erſcheint uns bald einſam ſinnend vor den griechiſchen Marmorbildern, bald dichtend in den dunkeln Laubgängen, bald wieder beſcheiden in hoher Geſellſchaft. Neben der Juno Lucrezia, der Roſe, die weiter ſich entfaltend nur immer ſchöner wird, neben der Ehrfurcht gebietenden Diana Leonore, die ihr eigenes Lob gar nicht hören mag, ſehen wir die reizende Sanvitale mit ihrer verführeriſch erhobenen Lippe, ihre gefeierte Stiefmutter mit dem natürlichen Haardiadem und eine Schaar anderer Frauengeſtalten. Ihnen gegenüber den ritterlichen Herzog mit ſeinen Staatsmännern und Kriegsgefährten und alle Männer und Frauen nicht ſelten gemiſcht und in lebendigſter Bewegung durch Feſte, Maskeraden und Tänze. Kurz, wir thun hier wirklich einen Blick in das reiche und glückliche Leben des Dichters, das um ſo ſtrahlender erſcheint, je dunkler ſich dicht daneben dann auf anderen Seiten die ſehnſüchtigen und unwilligen Klagen des Eingekerkerten ausnehmen.

Nur würde ſich jeder ſehr irren, der da meinte, dieſe Gedichte Taſſo's ließen von ſelbſt ein Frauenbild als den Mittelpunkt der Neigungen des Dichters hervortreten und Leonore herrſche hier ſo, wie Laura in den Sonetten des Petrarka. Es bleibt vielmehr, ſcheint es uns, dem unbefangenen Leſer faſt die Wahl, ob er ſich Taſſo zwiſchen vielen Neigungen getheilt oder nur in dichteriſch überſchwenglicher Galanterie allen hervorragenden Frauen ergeben denken will.

Digitized by Google

Ja ſollte man aus dieſen ſämmtlichen Gedichten die heftig leidenſchaftlichen ausſuchen, ſo würde darunter vielleicht keines genannt werden, welches mit einigem Grunde für an die Prinzeſſin gerichtet gilt.

Die Zahl dieſer Gedichte iſt überhaupt nicht groß. Unter ihnen iſt das älteſte eine Canzone (Mentre ch'a venerar movon le genti), welche ſchon in das erſte Jahr von Taſſo's Aufenthalt in Ferrara fällt. In ihr finden wir, wie es ſcheint, die erſte poetiſche Huldigung, welche er ſeiner Protectorin darbrachte. Er naht ſich ihr ſchüchtern und mit unendlichem Schwulſt; er kann nicht enden, den Abſtand ſeiner niedern Poeſie von dem hohen Gegenſtande durch Gleichniſſe auszudrücken. Dann weiß er die ablehnende Würde ſelbſt, welche Leonoren eigen war, die Bläſſe, welche ſie von der kaum überſtandenen Krankheit noch an ſich hatte, zu den raffinirteſten Galanterien zu verwenden. Er erinnert ſich des Tages, wo er die Prinzeſſin zum erſten Male geſehen hat. Da habe Amor auf ihrer heitern Stirne bewaffnet gethront und hätte ſein Herz mit doppeltem Tode getroffen, wenn nicht Ehrfurcht und Staunen ihn verſteinert und ſo wie mit einem natürlichen Schilde geſchützt hätten. Die Vorſehung habe, meint er dann, mit dem Schleier der Krankheit und des Leides ihre Schönheit umzogen, die unvorſichtige Welt vor dem Verbrennen zu ſchützen. Doch flehe er zum Himmel, ihren früheren Glanz wieder herzuſtellen. Denn ihr Auge müſſe im Verbrennen auch wieder beleben und er ſehne ſich, aus dieſem Feuer, wie Gold, gereinigt und geläutert hervorzugehen *). — In einem Sonett (Vergine illustre, la bella,

*) Dieſes Gedicht hat Goethe offenbar veranlaßt, Taſſo (Act II. Sc. 1) mit Begeiſterung von ſeiner erſten Vorſtellung bei Leonoren ſprechen zu laſſen, und dabei ihrer kaum überſtandenen Krankheit zu erwähnen. Von ſeinem Inhalte konnte er freilich nichts brauchen, denn das Höfiſch-galante der Zeit

che accende) ſtellt er ſpäter die unſterbliche Schönheit der Seele, die Leonore in ſich bewahre, dem vergänglichen Schmuck der Jugendblüthe entgegen und preiſt den Gatten glücklich, den ſie ſich erwähle. — In einem andern (Ahi ben è reo destin, ch'invidia) bedauert er, daß der Arzt ihr das Singen verboten. Die ſüße Harmonie ihrer Stimme habe alle irdiſchen Nebel verſcheucht und glühende Liebe zur Ehre und reines, edles Wollen in alle Gemüther gegoſſen. Aber freilich, ſchließt er erklärend, müſſe die Welt ſich wohl an dem himmliſchen und heiligen Vergnügen ihres Anblickes genügen laſſen; das Paradies hätte nichts voraus, wenn die Menſchen auf Erden auch ſchon die Stimme eines Engels hörten *). — Ein viertes Gedicht (Al nobil colle, ove in antichi marmi) iſt während einer Reiſe oder einer längeren Abweſenheit Taſſo's von Ferrara entſtanden und ſchildert, wie der Dichter fern von Leonoren keine Ruhe findet, ſich träu=

Taſſo's iſt von Goethe durchaus getilgt worden. Man vergleiche mit den oben mitgetheilten Concettis ſeine einfachen Worte:

Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.

*) Goethe benutzt das Motiv dieſes Gedichts. Er läßt die Prinzeſſin (Act III. Sc. 2) darüber klagen:

Eines war
Was in der Einſamkeit mich ſchön ergötzte,
Die Freude des Geſanges . . . .
. . . .
Nicht lang' war mir dieß Glück vergönnt, auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg: ſein ſtreng Gebot
Hieß mich verſtummen . . . .

Digitized by Google

mend nach Ferrara verſetzt und dort im Schatten der Bäume, auf dem Raſen ruhend, in Verſen ſeine Liebesgedanken ausſeufzt oder den Ruhm und die Waffen der Helden aus dem Hauſe Eſte beſingt, während ein Lorbeer, den ſie gepflanzt, ſein Haar umgiebt *). — Daran reihen ſich einige an Leo-

*) Auch dieſes Gedicht hat auf Goethe's Taſſo eingewirkt. Man leſe die Phantaſie des Dichters, der eben den Lorbeerkranz erhalten hat (Act I. Sc. 3):

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Widerſcheine
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen Felſen
Nachdenkend ruht: ſo ſcheint es mir, ich ſehe
Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeſchiedne ſein? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Namen? Sein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, ſich zu ihm,
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!
O ſäh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um dieſen Quell verſammelt,
O ſäh' ich hier ſie immer unzertrennlich,
Wie ſie im Leben feſt verbunden waren!
So bindet der Magnet durch ſeine Kraft
Das Eiſen mit dem Eiſen feſt zuſammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander im Elyſium
Eilt den Achill und den Homer zu ſuchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, ſie,
Die großen Seelen, nun vereint zu ſehen!

Sie enthält eine freie Variation des oben angegebenen Themas in wunderbarer Verknüpfung mit einigen anderen Lieblingsgedanken Taſſo's. Denn

Digitized by Google

nore und Lucrezie zugleich gerichtete Canzonen und Sonette, unter anderen ein Gedicht aus den erſten Tagen in St. Anna (Suore del gran Alfonso, il terzo giro), in welchem Taſſo auf eine rührende Weiſe klagt, daß ſein Geiſt, der als unentweihter Tempel zwei Götterbilder einſchließe, ſo von Schmutz und Schmach umgeben leben müſſe. — Ein zweites, an demſelben Orte im Jahre 1580 verfaßt (Perchè'n giovenil volto Amor mi mostri), iſt an Leonore allein gerichtet. In ihm klagt der Dichter, daß er ihr drei Luſtren vergeblich gehuldigt, geſteht, noch viel edlere Perlen des Lobes für ſie zu beſitzen, als er bisher geſpendet, erklärt aber, nun ſchweigen zu wollen. Es dürfte leicht wirklich ſeine letzte Zuſchrift geweſen ſein. Denn im Anfange des folgenden Jahres ſtarb die Prinzeſſin.

Hier iſt nun von Liebe durchaus nur mit einem Rückhalt die Rede, den ſich Taſſo, den übrigen hohen Frauen gegenüber, durchaus nicht auferlegte. Da tritt Sinnlichkeit und Leidenſchaftlichkeit unverhüllt hervor. Bei Leonore erſcheint unter dem Namen der Liebe mehr die bewußte Anerkennung ihrer inneren Vortrefflichkeit: und auch dieſe iſt nicht eigentlich mit einer Innigkeit und Wärme vorgetragen, welche uns

dieſer vergleicht in ſeinen Gedichten gern die Türkenkriege mit dem Unternehmen Alexanders und, wie dieſer ſich einen Homer gewünſcht und um ihn den Achill beneidet, ſo verlangt er einmal nach einem neuen Alexander, mit dem er, ohne den Homer zu beneiden, tauſend und aber tauſend Jahre fortleben könne, indem ſich an der Größe ſeiner Thaten ſein Talent der Unſterblichkeit würdig entzünde. Vgl. die Canzone: **Nasci, e del casto e fortunato ventre** und das Sonett: **Delle barbare spoglie, e delle tante.** — Taſſo hatte gewünſcht einen Türkenkrieg zu erleben und ſeinen Herren dabei als Feldherrn zu ſehen. Indem er ſeine Thaten dann beſang, hoffte er den Lorbeer zu verdienen. Nun überraſcht ihn der Lorbeerkranz und er fühlt ſich einſam; es fehlt ihm eigentlich der Held, an den er ſich lehnen kann. Das iſt der Gedanke, der für den Eingeweihten in jenem Selbſtgeſpräche verborgen lag.

zwänge, einen anderen Namen dafür zu ſuchen. Es war nur gerade Mode, zu den Damen von Liebe zu ſprechen; es nicht zu thun, wäre unartig geweſen.

Allein die Ausleger des Taſſo beſchränkten ſich freilich nicht auf dieſe wenigen ſichern Zeugniſſe, ſondern in der Vorausſetzung, daß Leonore ein für allemal als die Dame ſeines Herzens anzuſehen ſei, bezogen ſie auf die Prinzeſſin auch eine große Anzahl von Gedichten, bei denen kein Name überliefert war, oder gar ſolche, die von den erſten Herausgebern auf andere Damen bezogen wurden, weil ſpätere Ausgaben die Titel wegließen oder änderten und ihnen darin überhaupt kein bindender Beweis zu liegen ſchien. Hiedurch bekam die Willkür freien Spielraum und die ganze Sache eine andere Geſtalt. Ein Sonett (Nel tuo petto real, da voci sparte), in welchem der Dichter ſagt, ihn habe eine Dame liebgewonnen aus ſeinen Liedern und er die Dame aus ihrem Bilde und ſo ſei aus zwei fingirten Dingen eine wahre Leidenſchaft entſtanden — war nun ein Beweis, daß Taſſo, als die Prinzeſſin noch krank war, bereits ihr Bildniß beſaß und ihre beiderſeitige Liebe ſchon älter war, als ihre perſönliche Bekanntſchaft. — Eine Canzone (Amor tu vedi e non hai duolo o sdegno), worin der Dichter die bevorſtehende Vermählung einer angebeteten Dame (der Laura Peperara) beklagt und ſie beſchwört, um der neuen Bande willen nicht die alten zu löſen, genügte zu der Annahme, daß die Prinzeſſin einſt einem Bewerber Gehör zu geben geneigt geweſen ſei. Bald ſollte dieſes Gedicht ſelbſt ihren Entſchluß wankend gemacht haben *). — Und ſo ging es fort! Wo (vergl.

*) Goethe, Act II. Sc. 1, benutzt dieſes Motiv um eine Erklärung zwiſchen Taſſo und der Prinzeſſin herbeizuführen:

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,

Digitized by Google

Colei, che sovra ogni altra amo, ed onora) der Liebende ſeiner Dame von Weitem nachgehend Blumen unter ihren Füßen hervorſproſſen, den Bach ſehnſüchtig ſtille ſtehen ſieht; wo er (vergl. Veggio, quando tal vista amor impetra) ſie in ſeinen Gedanken wie eine Madonna zum Himmel aufſchweben läßt und andächtig vor ihr niederſinkt; wo in andern Liedern der Dichter ſich irgend eines Dienſtes rühmt oder eines Lohnes freut — überall glaubte man eine Seite aus der Liebe Taſſo's zur Prinzeſſin zu leſen *) und bald kam man natürlich auch auf ſolche Seiten, wo der Beweis einer Gegenliebe zu ſtehen und ſelbſt der rein platoniſche Charakter dieſes Verhältniſſes zweifelhaft zu werden begann. Es kam nur auf den Willen an und man konnte den reinen Charakter der Prinzeſſin ſelbſt in Zweifel ziehen. Bedenkt man, wie zu der überall lebendigen Freude am Anſtößigen noch die eigenthümlichen Schwierigkeiten bei der Erklärung der Verhältniſſe hinzukamen, ſo wird man ſich nicht wundern, daß

So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! ꝛc.

Prinzeſſin:
Für dieſen Augenblick ſeid unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.

*) Auch Goethe ſcheint angenommen zu haben, daß die vielen an „madonna“ gerichteten Gedichte auf Leonoren zu beziehen ſeien. In der Schilderung, welche die Sanvitale davon giebt (Act I. Sc. 1):

Mit mannichfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt ſich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bild;
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt ſich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leiſ' ihr ſchöner Fuß betrat

erkennt man wohl gewiſſe Themata Taſſo's. Aber freilich der eigenthümliche Charakter ſeiner Gedichte iſt dadurch nicht ausgedrückt.

Digitized by Google

daſ in gewiſſen Kreiſen wirklich geſchah und daß ſich da, privatim wenigſtens, eine Art von obſcöner Liebesgeſchichte entwickelte.

Wir beſitzen eine Kunde davon durch den Mann, auf welchem der Vorwurf, die Liebesgeſchichte des Taſſo und der Prinzeſſin erfunden zu haben, ungerechter Weiſe ſitzen geblieben iſt, weil er zuerſt in einem gedruckten Buche davon ganz offen und wie von einer ausgemachten Sache geſprochen. Es iſt das ein gewiſſer Girolamo Bruſoni. Er ſchrieb 1657 eine Novelle: La gondola a tre Remi, in der viel über Krieg und Frieden, Staat und Wiſſenſchaft debattirt und in einem beſonderen Abſchnitt auch von Petrarca und Taſſo gehandelt wird. Da heißt es nun, der Pöbel der Literaten bemühe ſich, dieſe Dichter gemeiner Sinnlichkeit in ihren Verhältniſſen zu Laura und Leonore zu überführen und die Gedichte werden angegeben, auf welche ſie ſich dabei ſtützen. Indeſſen iſt gerade Bruſoni eifrig bemüht, wie Petrarca, ſo auch Taſſo zu vertheidigen und es iſt wohl möglich, daß es ihm bei ſeinen Zeitgenoſſen wirklich gelungen iſt, jenem mediſanten Bemühen einen Damm entgegenzuſetzen. Denn er hat die Sache ganz richtig angegriffen. Statt nämlich einfach zu ſagen, jene Gedichte ſeien nicht an die Prinzeſſin gerichtet, was die Leute ihm doch nicht geglaubt hätten, nimmt er es ſelbſt an und capitulirt gleichſam; er läßt ſich zu einem Zugeſtändniſſe zwingen, welches dem Bedürfniß der Sage entſpricht, und rettet im Übrigen den Ruf des Dichters und der Prinzeſſin. Er giebt mit einem Worte eine Verletzung der Etiquette und, wenn man will, des Anſtandes zu und bewahrt dadurch beide vor ſchlimmeren Vorwürfen. In einem Sonette Taſſo's (Prima con la beltà voi mi vinceste) heißt es nämlich, erſt habe die Schönheit, dann das Erbarmen der Geliebten den Dichter beſiegt: dieſes, als ihr edler Buſen ohne die neidiſche Dazwiſchenkunft des Kleides ſeine Bruſt berührt habe.

Digitized by Google

Das erklärt Bruſoni ſo: der Kaiſer habe um die Prinzeſſin geworben und Taſſo ſei darüber außer ſich geweſen. Die oben erwähnte Canzone habe ſie aber ſo gerührt, daß ſie ihren Entſchluß änderte und der Vermählung entſagte. Taſſo zu beruhigen, ſei ihm bei dieſer Gelegenheit ein Kuß gewährt worden, der durch eine zufällige Verſchiebung des Kleides höchſt unſchuldig jene verdächtige Berührung herbeigeführt habe. Es iſt hiermit eine neue Thatſache gewonnen, wie man ſie in Wahrheit brauchte. Ich will nicht unterſuchen, wie ſich der Erzähler zu ihr verhielt. In alten Überlieferungen mag ein indiscreter Kuß Taſſo's ſchon eine Rolle geſpielt haben. Denn Scipio Errico, der ihn in einem allegoriſch dramatiſchen Gedicht, Le rivolte di Parnasso (1625), einführte, läßt ihn darin durch Ceſare Caparoli der Calliope vorſtellen und dieſen, als Taſſo zu nahe herantritt, ſagen: »zurück, Bruder, denn Du haſt die beſondere Eigenſchaft, daß Du gleich Küſſe giebſt.« Es wäre alſo wohl möglich, daß Bruſoni ein Recht hatte, ſich auf fremde ihm mündlich zugekommene Erzählungen zu berufen. Die leichtſinnige Art, wie ſonſt von ihm der ganze Liebesroman vom Taſſo aus ſeinen Gedichten zuſammengeſetzt iſt, macht es aber auch ebenſo glaublich, daß ihm bloß ein Gedicht, wie etwa der Dialog: Tu, ch' i piu chiusi affetti, — in welchem der Dichter Amor fragt, was es zu bedeuten habe, daß ſeine Dame, als er ſie küßte, die Augen niederſchlug — die Veranlaſſung zu dieſer Erfindung gegeben habe. Gewiß iſt, daß er ſie gut anzuwenden verſtand. Denn er läßt dieſe Gunſt der Prinzeſſin das Geheimniß ſein, welches Taſſo ſeinem Freunde anvertraut und dieſer verräth. Er läßt dann den Herzog wirklich davon unterrichtet werden und daraus einen Argwohn gegen die Reinheit des Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Schweſter und dem Dichter entſtehen: und dieſer Argwohn iſt es dann, der bei ihm die alte Liebe zu Taſſo

Digitized by Google

in Haß verwandelt und den armen Dichter verdirbt. Die Aufgabe der Sagenbildung ſchien dadurch in der Hauptſache gelöſt, und ein weiteres Bedürfniß, neue Thatſachen zu erforſchen oder zu erfinden, konnte nur noch in Betreff einzelner Umſtände vorhanden ſein.

Nichtsdeſtoweniger gab der Moment, wie Taſſo vom Herzoge dem Gefängniſſe übergeben wurde, noch zu einer wichtigen Umwandelung des Ganzen Anlaß, bei der die Verletzung der Hofſitte beibehalten, jedoch nicht als Grund des Argwohns an den Anfang, ſondern als ſchlagender Beweis und zugleich als Mittel zur raffinirten Beſtrafung an das Ende gerückt wurde. Muratori erzählt ſie uns in einem Briefe an Apoſtolo Zeno (1735) nach einer Mittheilung, die ihm in ſeiner Jugend von dem Abbate Caretta gemacht worden. Danach war Taſſo einſt bei Hofe in Geſellſchaft des Herzogs und der beiden Prinzeſſinnen und näherte ſich Leonoren, um ihr eine Frage zu beantworten. Statt deſſen aber gab er ihr plötzlich, von Begeiſterung ergriffen, einen Kuß. Der Herzog aber, der Augenzeuge davon war, wandte ſich ruhig zu den anweſenden Cavalieren und ſagte: Sehet, welch ein Unglück einem großen Manne zugeſtoßen iſt; er iſt auf einmal ein Narr geworden: und ließ ihn darauf einſperren. Es iſt natürlich, daß hier vorausgeſetzt wird, der Herzog habe auf eine Gelegenheit zur Rache gewartet, und dieſe nun durch die Einſperrung Taſſo's in St. Anna auf das Grauſamſte ausgeübt *). — An einer Möglichkeit, das mit den

*) Goethe läßt, Act V. Sc. 4, den Taſſo mit der Prinzeſſin allein ſein und ihr nach einer ſein ganzes Gemüth aufregenden Unterhaltung in die Arme ſtürzen. Da kommt Alfonſo hinzu und wie die Prinzeſſin forteilt und Taſſo ihr folgen will, ruft er:

Er kommt von Sinnen, halt ihn feſt.

Die Geſchichte Muratori's iſt ſo von ihm frei gedeutet und zugleich wahrſcheinlicher und humaner gemacht worden. Doch liegt auch in den Worten

bekannten hiſtoriſchen Umſtänden zu vereinbaren, iſt nicht die Rede. Allein die Sage hatte freilich weſentlich gewonnen. Ein pikanteres Ende konnte man gar nicht erdenken.

Alfonſo's bei Goethe etwas ſehr Bedeutſames: überliefern ſie den Taſſo nicht dem Gefängniß, ſo ſchließen ſie ihn doch für die Zukunft von der Geſellſchaft der herzoglichen Familie aus. Indem Goethe dieſen Schluß ſchon an die Scenen aus den Jahren 1575 bis 1577 anfügte, ſtellte er dieſen Abſchnitt, in dem Taſſo's Geſchickt ſich gleichſam nur innerlich tragiſch geſtaltete, ſelbſtändig hin und ließ alles Weitere, was die Sage und Geſchichte bot, fallen. Er gewann dadurch den Raum zu den gründlichen pſychologiſchen Ausführungen, die ſonſt in keinem Drama möglich ſind. Allein für den Leſer entſteht der große Übelſtand, daß er Taſſo's ihm anderweitig bekannte Zukunft nach dieſem Abſchnitte nicht anſchließen kann. Dieſer Taſſo, der ſo von Ferrara ſcheidet, kann nicht zum zweiten und dritten Mal wiederkommen, ohne ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein. Und doch ſteht er, wie wir ihn verlaſſen, noch nicht an der Schwelle des Wahnſinns, ja in der Freundſchaft Antonio's und ſeinem Talent hat er zwei Stützen, die noch etwas für ihn hoffen laſſen. Allein, da wir über die Art, wie wir uns für ihn eine beſſere Zukunft denken ſollen, gar keine Andeutung erhalten, auch in Taſſo nicht ein Funke ſittlicher Energie erwacht, der eine Bürgſchaft leiſtete: ſo bleibt das ein ſchaler Troſt und Taſſo hat für uns gar keine Zukunft. — Übrigens wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß Taſſo ſich einmal in einem Briefe dahin ausſpricht, man habe ihm 1577 in Belriguardo Fallen gelegt und ihn dann mit unmenſchlicher Strenge behandelt. Das könnte Goethe leicht als eine Andeutung erſchienen ſein, daß jene Kußſcene nach Belriguardo und vor Taſſo's Abführung zu den Franziskanern zu ſetzen ſei. Wenigſtens betrachtet ja auch bei Goethe Taſſo das Benehmen der Prinzeſſin (Act. V. Sc. 5) als abſichtlich und darauf angelegt ihn zu verderben. Er vergleicht ſie mit einer Syrene und dann mit der Armida: beides Vergleiche, die dem Taſſo ſehr geläufig waren. Der erſtere und das Schlußgleichniß, worin Taſſo den Antonio mit dem Felſen vergleicht, an dem ſein Schiff ſcheitert, erhält eine eigenthümliche tiefere Bedeutung durch ein Sonett Taſſo's (Ben veggio avinta al lido ornata nave), welches er in den Zeiten ſeines Glückes gedichtet hat. Da läßt er nämlich ein geſchmücktes Schiff am Ufer erſcheinen und die glatte Fläche des Meeres und den leiſen Hauch des Zephir's zur Fahrt einladen. Die Treuloſigkeit der Luft und des Waſſers ſchrecken ihn aber; Mancher ſtieß ab bei heiterer Nacht und ſeine Gebeine bleichen jetzt unbegraben am Sande des Ufers. Doch wagt er die Fahrt zu ſeiner Dame und ſchließt mit dem Wunſche, daß, ſei ihm der Tod beſtimmt, er ihn wenigſtens bei den Syrenen ereilen möge und nicht zwiſchen Klippen und Sandbänken. Hier bei Goethe erinnert er ſich

Digitized by Google

Mangelhaft blieb nur noch das Eine, daß die Feinde Taſſo's keine Geſtalt gewannen, ſondern ihre Namen, wie ihre Charaktere und Thaten in dem Dunkel blieben, in welches ſie Manſo abſichtlich eingehüllt hatte. Dafür geſchah auf dem Wege ſagenhafter Ausbildung nichts. Indeſſen hier gerade bot das hiſtoriſche Material einem jeden Dichter, der ſelbſt das Geſchäft der Sage übernehmen wollte, reichlichen Stoff dar. Ich meine damit weniger, daß in den Briefen Taſſo's ein Maddalò, ein Brunello, dann Antonio Montecatano, ein Francesco Patrizio, Aſcanio Giraldini, Claudio Bertazzolo u. a. als Perſonen namhaft gemacht werden, die eine Art von Verſchwörung *) gegen ihn gebildet hätten — denn damit iſt nicht gar viel gewonnen: als vielmehr, daß es wohl gelingt, die allgemeinen Gründe aufzufinden, welche ihm Gegner erzeugten und dann wirklich beſtimmte Perſonen zu erkennen, welche durch ihre Verhältniſſe dazu gemacht wurden und in ihrer Stellung die Mittel beſaßen, dem Taſſo zu ſchaden.

Was den Charakter Taſſo's betrifft, ſo ſtimmen alle Zeugniſſe überein, ihn im Allgemeinen als friedfertig und offen, freundlich und artig zu ſchildern **). Er war mit

---

gleichſam jener alten Ideen. Goethe ahmt nicht ſowohl ſein Gedicht nach, als daß er ſeine Gedanken aus dem concreten Hintergrunde einer fertigen Anſchauungsweiſe hervorſproſſen läßt: und zu dieſem Hintergrunde nimmt er dann hier, wie an anderen Orten, die eigenen Gedanken des Dichters. Man könnte ſagen, daß er dadurch auf das Glücklichſte eine Art von Perſpective in das Seelenleben ſeines Helden bringt.

*) Goethe läßt ihn dieſe großartige Benennung für gemeine Hofintriguen ebenfalls anwenden Act V. Sc. 5:

Abſcheulich dacht' ich die Verſchwörung mir,
Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann,
Allein abſcheulicher iſt es geworden.

**) Vgl. wie die Sanvitale (Act V. Sc. 2) ihn ſchildert:

ſeinen Gedanken beſtändig in ſich ſelbſt beſchäftigt und lebte viel in der Einſamkeit *). Einem Menſchen feind zu ſein, gegen Jemanden etwas zu unternehmen, anmaßend in fremde Sphären überzugreifen, lag ihm unendlich fern. Das einfache ſchwarze Tuchkleid ohne Galonirung und Schmuck, welches er beſtändig trug, zeugte von ſeiner Beſcheidenheit. Allein, wie er dabei Weißzeug von der größten Feinheit und Sauberkeit liebte und auf Eleganz und einen guten Schnitt ſeines Anzugs ſah, alſo ſich ſelbſt keineswegs vernachläſſigte**): ſo wird auch dem Lobe ſeiner beſcheidenen Haltung immer ausdrücklich hinzugefügt, daß er nicht das Geringſte ertragen konnte, was

Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem giebſt, was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

*) Bei Goethe tadelt das Act I. Sc. 2 der Herzog:
Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menſchen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er ſelbſt
Den Kreis vermeidet, den die Freunde ſchließen.

**) Die Sanvitale bei Goethe Act III. Sc. 4 übertreibt etwas.
Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden Kleid
Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
Er ſieht ſich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An ſeinem Leib' nicht dulden, alles ſoll
Ihm fein und gut und ſchön und edel ſtehn.

Für die Unordnung die ſie ihm gleich darauf vorwirft, habe ich keinen beſtimmten hiſtoriſchen Beleg finden können. Doch iſt es wahr, daß er kein ökonomiſches Talent beſaß, oft in Verlegenheiten gerieth und daß ihm leichtſinnige Freigebigkeit mit Geld und Kleidern vorgeworfen wird.

Digitized by Google

ihm einer Herabſetzung oder Erniedrigung ähnlich ſchien. An Adel der Geburt, wie an perſönlichem Werth glaubte er Keinem nachzuſtehen und verlangte, daß das anerkannt werde. Darin lag, bei ſeinem empfindlichen und argwöhniſchen Gemüth, Grund zu vielen Reibungen und Veranlaſſung genug, ihm ſelbſt anmaßende oder unachtſame Leute zu Feinden zu machen. Dazu kam, daß, ihm ſelbſt vielleicht unbewußt, in ſeiner literariſchen und perſönlichen Stellung etwas Anſpruchsvolles lag, was Widerſpruch hervorrief.

Die Streitigkeiten, welche über das befreite Jeruſalem geführt wurden, ſind berühmt. Kein Dichter vor Taſſo hat einen ſolchen Kampf der Kritiker veranlaßt; keinem hat man mit ſolchem Eifer den Lorbeerkranz wieder vom Haupte zu reißen geſtrebt, als ihm. Geräuſchlos ging ſonſt die Neigung des Publicums von einem epiſchen Dichter auf den andern über. Allmälig verwelkte da gleichſam ein grünes Reis, während für den Nachfolger ein neues ſproßte. Bei ihm war es aber gerade darum anders, weil ſeine Freunde ſogleich von dem verehrteſten Haupte den Kranz nahmen und dieſen ihm aufſetzten. Nun iſt es wohl wahr, Taſſo wollte das nicht. Als Orazio Arioſto ihm 1577 in einigen Stanzen das Principat der toskaniſchen Poeſie zuerkannte, erwiederte er ihm: ein Lorbeerreis als Zeichen, daß er mit Glück gedichtet, würde er angenommen haben, obgleich er nicht einen Anſpruch darauf zu machen wage. Eine Königskrone aber gebühre, wenn man durchaus eine Tyrannei auf dem Helikon einführen wolle, keinem andern, als dem Onkel Orazio's, Lodovico Arioſto. Er tadelt den Neffen, der die gottloſe Hand an das Haar des ewig blühenden Dichters, des Homers von Ferrara, legen wolle. »Ich ſelbſt,« ſagt er, »habe oft wohl ſchlummerloſe Nächte in der Sehnſucht verbracht, dieſem an Kunſt und Ruhm ähnlich zu werden oder ihm wenigſtens

voll redlichen Eifers in der Entfernung nachzufolgen; doch den gefeierten Namen ſeines Glanzes, das verehrte Haupt ſeines Laubſchmuckes zu berauben, iſt mir nie in den Sinn gekommen« *). Allein man muß geſtehen, die Veranlaſſung zu ſolchem Verfahren der Anhänger Taſſo's lag denn doch in der Sache ſelbſt. Denn Arioſt's raſender Roland wurde allgemein als das Meiſterſtück der italieniſchen epiſchen Poeſie verehrt und das befreite Jeruſalem befand ſich zu ihm in einem ſo eigenthümlichen Gegenſatze, daß man es entweder verwerfen oder darüberſtellen mußte.

Arioſt hatte zu ſeiner Zeit eine ſchwierige culturhiſtoriſche Aufgabe ſo gelöſt, daß er auf gewiſſe Vollkommenheiten verzichtete und andere dafür im höchſten Grade erreichte. Er hatte die mittelalterlichen Stoffe, welche das Volk liebte, beibehalten, ſie aber durch das Aufgeben der alten kirchlichen und ſtreng ritterlichen Ideen, wie durch ſeine kecken, bald allegoriſchen, bald märchenhaft komiſchen Erweiterungen zu Phantaſieſpielen gemacht, welche dem freien weltlichen Sinne keinen Zwang weiter auferlegten. In unendlicher Redefertigkeit, in Feinheit des Witzes, in nachſichtiger Klugheit und behaglicher Unbefangenheit hatte er ſich als eine durchaus moderne, weltmänniſche Perſönlichkeit hingeſtellt und für ſie einen poetiſchen Ausdruck gefunden **). Zugleich bildet jedoch

*) Vgl. Goethe Act II. Sc. 1:
Taſſo: Ach, meine Fürſtin, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergötzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.

**) Vgl. die Schilderung, welche Antonio bei Goethe (Act I. Sc. 4) von ihm macht:

Digitized by Google

die gelehrte Kenntniß des Alterthums den Hintergrund ſeines geſammten Denkens und Dichtens und er weiß ſich reiche Schätze von daher anzueignen. Nur erſcheint Alles bei ihm frei reproducirt; indem er eine claſſiſche Correctheit erſtrebt, in ſeiner Darſtellung den reinen Umriſſen antiker Einbildungskraft nahe kommt, ſcheint er nur das ächt Volksthümliche zu veredeln und aus ſich ſelbſt heraus weiter zu bilden. Die Einheit und Regelmäßigkeit der Antike, die Würde der lateiniſchen Epiker ließ er, als dem zerſtreuten Italiener und ſeiner weichlichen Sprache nicht zuſagend oder unerreichbar, fallen.

Was nun Arioſt aufgegeben hatte, das machte Taſſo gerade zu ſeinem Hauptaugenmerk und daraus entſtand, da er ſich keineswegs, wie Andere gethan, auf eine bloße Nachahmung der Alten beſchränken wollte, ein zweiter Verſuch, die verſchiedenen Elemente der Zeit zu verſöhnen, der ganz entgegengeſetzter Natur war. Der erſte Kreuzzug, den Taſſo zur poetiſchen Darſtellung wählte, war gleichſam die Grundlage, auf der ſich das luftige Gebäude der Rittergedichte aufgebaut hatte. Das Ritterthum war hier noch religiös, einem heiligen Zwecke geweiht, während in den Geſchichten von den irrenden Rittern Ruhm und Minne allein bewegende Kräfte ſind und ſich eine Welt phantaſtiſcher Planloſigkeit vor uns

---

Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruhen ꝛc.

Digitized by Google

ausbreitet. Statt daher, wie Arioſt, das Ritterthum vor dem berechnenden Sinne der Zeit durch ſeine völlige Erhebung in das Reich der Phantaſieen und Träume zu retten, führt es Taſſo auf ſeine hiſtoriſche Grundlage zurück und ſtellt es, ſo reformirt, der Zeit nicht blos als eine Wahrheit der Vergangenheit, ſondern auch als ein noch geltendes Muſter dar. Die Abenteuer der einzelnen Ritter ſind hier nur Hinderniſſe, welche das Hauptunternehmen aufhalten. Dieſes, die Belagerung Jeruſalems, wird planmäßig betrieben; der reflectirende und pragmatiſche Sinn der Leſer wird nicht, wie bei Arioſt, durch Scherz und ſchalkhafte Lebensklugheit ergötzt, ſondern vielmehr gründlich beſchäftigt und befriedigt durch Regenten- und Feldherrnweisheit, durch kluge Liſten und beſonnene Darſtellung äußerſt verwickelter Verhältniſſe*). Der Dichter erſcheint von dem Ernſt ſeines Gegenſtandes mit fortgeriſſen und bemüht, für ihn einen mächtigen Ausdruck zu finden. Da macht ſich denn die Gelehrſamkeit unverhüllt geltend. Ein lateiniſcher Ton, fremdartige Worte und Wendungen werden geſucht; die Kenntniß des Alterthums erſcheint geradezu als abſichtliche, für den Gelehrten berechnete Reminiſcenz. Die Sprache, ja die ganze Form iſt nach einem von Außen gegebenen claſſiſchen Muſter gebogen und geregelt, das Romaniſche, wenn man will, noch einmal latiniſirt, die

*) Vgl. bei Goethe (Act I. Sc. 3) Taſſo's Äußerung:

. . . . . Die kluge Leitung
Des raſchen Krieges — hat er die erſonnen?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth
Und wie ſich Liſt und Wachſamkeit bekämpft,
Haſt du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürſt,
Das alles eingeflößt?

Digitized by Google

romantiſche Erzählung, wenn nicht zur Einfachheit, ſo doch zur inneren Einheit des alten Epos zurückgeführt. Überall iſt auf die Anforderungen des Verſtandes Rückſicht genommen. An Gehalt, wie an Kunſtform im Großen und Ganzen, hat ſo durch Taſſo die Poeſie in der That unendlich gewonnen *); allein an Anſchaulichkeit iſt dafür verloren worden. Die ſchöpferiſche Kraft phantaſievoller Erfindung, welche im raſenden Roland grenzenlos erſchien und nun manchem der verwöhnten Kritiker das Hauptvermögen des Dichters dünkte, fand nur in den Epiſoden des befreiten Jeruſalem und da ſpärlich und mit oft beſtrittenem Rechte Gelegenheit, ſich zu zeigen; die Behaglichkeit, welche dort von dem harmloſen Fluſſe der natürlichen Erzählung ausging, erwartete man von der in Sentenzen gefaßten, oft etwas trocknen und ſpringenden Darſtellung Taſſo's vergeblich.

Nun iſt es wohl wahr: Taſſo folgte in all dieſen ſeinen Eigenheiten dem Zuge der Zeit und der Umſtände.

Die Gelehrſamkeit hatte ſich ſeit Arioſt noch über viel weitere Kreiſe verbreitet und einen viel mächtigeren Einfluß auf das Leben gewonnen. In Ferrara wurden ſeit mehr als einem Jahrhundert Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt. War auch ein Regent ſelbſt ungelehrt, ſo hielt das die allgemeine Entwicklung nicht auf. Denn gewöhnlich ſtand neben dem Fürſten noch ein jüngerer Bruder geiſtlichen Standes als ein reicher und mächtiger Mäcen: ſo Cardinal Hippolyt der

*) Vgl. bei Goethe Act I. Sc. 2:

Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb:
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen runden,
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen

Digitized by Google

Jüngere neben Herkules II., und Luigi neben Alfonſo II. *) Auch Frauen und Töchter der Herzöge wetteiferten nicht ſelten mit Glück in der Pflege ſelbſt abſtracter Zweige des Wiſſens. So vor Allen Renate, die Gemahlin Herkules' II. und dann ihre Töchter Anna, Lucrezia und Leonore. Dieſe Bemühungen trugen nun ihre natürliche Frucht. Der Hof glich, als Taſſo nach Ferrara kam, einer gelehrten Verſammlung, die erſten Staatsämter waren in den Händen ehemaliger Profeſſoren. Und nicht die Männer blos, auch die Frauen waren zum großen Theil lateiniſch und griechiſch gebildet und mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, oder nahmen wenigſtens an allen gelehrten Unterhaltungen der Männer Theil. **) Da

---

*) Vgl. Goethe Act I. Sc. 1:

Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Und dann:

Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit ſchwerer Dämmerung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Eſte ſchon,
Schon Hippolyt von Eſte voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen. Oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien kennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.

**) Vgl. Goethe Act I. Sc. 1:

Leonore: Und dich mit deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.
Prinzeſſin: Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
. . . .

Digitized by Google

mußte ſich ein ganz neuer Ton bilden und ein Dichter bemüht ſein, auch in der Volksſprache dem raffinirten Geſchmacke eines gelehrten und claſſiſch gebildeten Publicums zu genügen.

Dann hatte ſich in den Anſichten von kirchlichen Dingen ein gewaltſamer Umſchwung zugetragen. Wie gleichgiltig war man geweſen! Wie tief war nicht in der erſten Hälfte des Jahrhunderts das Papſtthum in weltliche Händel verwickelt! Als ein ländergieriger Fürſt, hatte da das Kirchen-

---

Ich freue mich wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.
Es ſei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth:
Es ſei von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt;
Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.

Hier iſt wohl zu beachten, wie Goethe, indem er im Allgemeinen der Wahrheit treu bleibt, doch den gelehrt pedantiſchen Charakter der Zeit aufgiebt. Die Frauen beſchränkt er gleichſam auf das Zuhören, während ſie in Ferrara mitdisputirten: und bei den Gelehrten legt er ein beſonderes Gewicht auf die Klugheit und Erfahrung, während ſie in Wahrheit damals meiſt von den Alten abhängig waren und, mit Winkelmann zu reden, nur wußten, was Andere gewußt hatten. In der Fortſetzung der angezogenen Stelle:

Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

kann man eine Anſpielung auf die philoſophiſchen Dialoge über abſtracte Themata, wie Ruhm, Herz, Adel ꝛc. finden, die damals vielfach geſchrieben wurden und deren auch Taſſo eine Anzahl verfaßt hat. Nur paßt auch hier die Charakteriſtik nicht zum Beſten, da die Philoſophen der Zeit, Taſſo mitgerechnet, alle ſchreiben, als ob ſie dieſe Dinge nur aus den Alten kennten.

Digitized by Google

oberhaupt mit ſeinen Nachbaren Bündniſſe geſchloſſen und Kriege geführt. Alfonſo I., unter deſſen Regierung Arioſt's Aufenthalt in Ferrara größtentheils fällt, hatte in den dadurch herbeigeführten Verwicklungen ſich und ſein Land nur mit der größten Noth vor dem Untergange gerettet. Seine Schwiegertochter, Renate, war zunächſt aus politiſchen Gründen eine erbitterte Feinden der Kirche und gewährte allen aus ihrem Vaterlande Frankreich des Glaubens wegen Vertriebenen Schutz. Bei ihr lebte der als Hugenotte bekannte Dichter Clemens Marot und eine Zeit lang ſelbſt Calvin. Dadurch ward ſie aber auch eine Feindin der kirchlichen Lehren und es konnte hier wie anderwärts ſcheinen, als ſei eine reformatoriſche Bewegung auch in Italien möglich. — Als Taſſo ſein befreites Jeruſalem begann, war das Alles anders geworden. Wo die Rechtgläubigkeit geſchwankt hatte, war ſie durch Gewalt wieder hergeſtellt. Als Renate 1554 offen ihren neuen Glauben bekannte, ließ ihr Gemahl ſie, auf eine Beſchwerde des Papſtes hin, in ein Caſtell einſperren, trennte ihre Töchter von ihr und ließ ſie in einem Kloſter erziehen. Und Alfonſo II. ſelbſt glaubte der Mutter nach ſeinem Regierungsantritte (1560) nicht den freien Aufenthalt in ſeinem Lande gewähren zu dürfen, ſondern ſchickte ſie nach Frankreich zurück. *) Das Papſtthum ſelbſt hatte inzwiſchen wieder eine Stellung über die italieniſchen Verhältniſſe gewon-

*) Vgl. Goethe Act II. Sc. 2. Prinzeſſin:
Was half dann unſrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr groſer Sinn?
Konnt' er ſie vor dem fremden Irrthum ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg: nun iſt ſie todt;
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſei.
Renate ſtarb 1575 in dem Schloſſe Montargis ohne zur katholiſchen Kirche zurückgekehrt zu ſein.

Digitized by Google

nen, indem es ſich zum Mittelpunkt aller Unternehmungen gegen die Proteſtanten und die Türken machte. Dieſe Kämpfe ſelbſt bewegten ganz Europa und fanden in Italien einen Wiederhall. Alfonſo II. war 1566 mit einer ausgeſuchten Schaar nach Ungarn gezogen, dem Kaiſer gegen die Türken beizuſtehen; zwei Jahre darauf hatte er einen Oheim von ſich mit Truppen gegen die Hugenotten geſchickt. Die Geſinnungen der Kreuzzüge kehrten wieder. Den erſten dieſer abenteuerlichen Feldzüge unternahmen gleichzeitig mit Taſſo auch noch Girolamo Muzio und Angelo da Barga poetiſch zu bearbeiten. In ſeiner Wahl hatte alſo unſer Dichter recht eigentlich den Tendenzſtoff der Zeit ergriffen. *)

Endlich ſcheint es, als habe das auch im Leben wieder zu höherer Schätzung alles Ritterlichen geführt. Man vergleiche nur jene beiden Herzöge des Namens Alfonſo mit einander. Jener erſte, der ſo gern den Arioſt an ſeiner Tafel ſah, war trotzdem, daß er viele Künſtler beſchäftigte und

*) Göthe hat auch dieſe Verhältniſſe in ſein Stück eingeführt. Antonio (Act I. Sc. 4) ſchildert die Politik des Papſtes:

Italien ſoll ruhig ſein, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bei ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Taſſo ſpricht die Tendenz ſeines Gedichtes aus (Act IV. Sc. 4):

Beſcheiden hofft' ich jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt
Zu edlen Thaten unſern (?) Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſten-Heere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.

Und Alfonſo (Act I. Sc. 4) geht darauf ein:

Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt.

Digitized by Google

als tüchtiger Feldherr bekannt war, ein ſchlichter, ſchwungloſer Mann. Er unterhielt ſich am Liebſten mit ſpaßhaften Handwerkern. Befeſtigungskunſt und Stückgießerei waren ſein Steckenpferd. Er wartet ab, iſt ſchlau und ſparſam; für Prunk, Turniere und Feſte hat er nie einen Heller ausgegeben. Bei Alfonſo II. wird dagegen überall gerühmt, daß er gleich groß als Ritter und als Heerführer war. Er floh als Jüngling vom Hofe des Vaters, um in Frankreich Krieg und Abenteuer zu ſuchen und war noch in ſpäten Jahren gern bereit, eine Lanze zu Ehren der Damen zu brechen. In Turnieren und Feſten führte er gleichſam die alten Romane ins Leben zurück. Seine Austheilungen und Geſchenke bei ſolchen Gelegenheiten erinnern an die fabelhafte Freigebigkeit der alten Helden und aus den ausführlichen Schilderungen, welche die Chroniken der Zeit von den Anzügen ſeines immer ſehr zahlreichen Gefolges überliefert haben, ſehen wir, daß er auch der weibiſchen Putzſucht, die den alten Rittern eigen war, gern Genüge leiſtete. Wie ſehr ſein Beiſpiel in allen dieſen Beziehungen auf Taſſo wirkte, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß im befreiten Jeruſalem ſowohl die Schilderungen des jugendlich ritterlichen Rinaldo, als des beſonnenen Feldherrn und Regenten treffende Anſpielungen auf ihn enthalten. *)

Hiedurch ward zwar die Idee beſeitigt, als ſei das be-

*) Bei Goethe führt auf ihn Taſſo ſeine Kenntniſſe von ritterlichen und militäriſchen Dingen zurück (vgl. Anm. *) p. 73) und rühmt den Eindruck, welchen die ritterlichen Feſte auf ihn gemacht hätten (Act II. Sc. 1):

Und ſah ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen ſchien ꝛc.

freite Jeruſalem beſtimmt geweſen, gegen Arioſt im Beſonderen zu wirken. Es war vielmehr die Richtung der Vergangenheit ſelbſt, inſoweit ſie noch in der Zeit fortlebte, gegen die der Geiſt des Dichters anſtrebte. Allein der Stoß auf den Hauptſchriftſteller der Gegenpartei ward dadurch um nichts gemildert, daß eigentlich die Partei ſelbſt gemeint war; wohl aber ward dieſer in dem, was wider ihn und ſein Beiſpiel zu verſtoßen ſchien, eine glückliche Gelegenheit geboten, ſich ſelbſt mit zu vertheidigen und verſtohlene Rache zu üben. Nun darf man nicht glauben, daß epikureiſche Ruhe und eine gewiſſe epiſche Freiheit des Geiſtes unter den oben auseinandergeſetzten Verhältniſſen in Italien ſogleich einer allgemeinen idealiſtiſchen Anſpannung Platz gemacht hätten. Es beſitzt jede Nation einen Punkt, auf dem ſie ſich ſchwer ihre Freiheit verkürzen läßt. Die Reaction, welche in der Kirche und Wiſſenſchaft ziemlich leicht durchdrang, hat auf dem Gebiete der Kunſt in Italien nie zur ausſchließlichen Herrſchaft gelangen können. Ein Zwang der Phantaſie ſchien da, möchte man glauben, ſchlimmer als ein Zwang des Gewiſſens. Als Taſſo, der urſprünglich ſelbſt der Luſt am Schildern eines blühenden, üppigen Lebens gern nachgab, ſpäterhin conſequenter wurde, die lieblichen Partien ſeines Gedichts ausmerzte und den Ton im Ganzen noch erhabener zu ſtimmen verſuchte, verließen ihn ſelbſt ſeine Freunde. Auch hat Arioſt nie aufgehört, eine Zahl von Verehrern zu beſitzen, welche wenigſtens eben ſo groß war, als die der Anhänger des Taſſo und ſie nicht ſelten übertraf. Der Kampf der Arioſtiſten und Taſſiſten, der zwiſchen **1584 — 1590** zuerſt öffentlich entbrannte, iſt eigentlich ohne einen bleibenden Frieden bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt worden. Betrachten wir ihn in jenem erſten Abſchnitte genauer, ſo werden wir überraſcht, wie die Vertheidiger des raſenden Roland, von den Zeitanſichten ergriffen, ihre eigene

Sache ſchlecht führen. Von dem geheimen Grunde der Lebensanſichten und Stimmungen, aus dem doch zuletzt alle Poeſie hervorquillt, iſt nirgends die Rede. Statt die früher ſchon eingeführte Unterſcheidung zwiſchen einem Romanzo d. h. einem aus italieniſchem Geiſte entſproſſenen erzählenden Gedichte und einem Epos d. h. einem nach claſſiſchen Vorbildern geſtalteten, aufzunehmen, erkennen ſie vielmehr die ariſtoteliſchen Regeln und das Vorbild des Virgil als allgemein verbindlich an und quälen ſich ab, eine Einheit der Handlung, Vornehmheit der Perſonen und Grandezza des Tones da wiederzufinden, wo ſie in der That gar nicht ſind. Allein wenn ſie dann an Taſſo tadeln, daß er vom toskaniſchen Sprachgebrauch abweiche, gezwungen und dunkel ſei, nicht darſtellen könne, ſondern abgebrochene Sentenzen ſtatt der Schilderungen gebe, und der Erfindung ermangele: ſo zeigen ſie offenbar einen feinen Sinn für eine freie, natürlich und ſtätig wirkende Thätigkeit der Phantaſie und man muß anerkennen, daß es ſich hier wirklich um ein höheres Princip handelt, deſſen Geltendmachung für Taſſo nicht ohne Bedenklichkeit iſt. Sie wollen das Poetiſche in höchſter Reinheit, während die Anhänger des Taſſo ſchon das Rhetoriſche an ſeiner Statt gelten laſſen.

Jenem öffentlichen Kampfe nun, der freilich auf Taſſo's Geſchick keinen entſcheidenden Einfluß mehr üben konnte, ging offenbar ein ganz ähnlicher in privaten Kreiſen voraus. Taſſo hatte ſchon viele Jahre vor dem Abſchluß ſeines befreiten Jeruſalem einzelne Bücher daraus vorgeleſen und ich brauche wohl nicht erſt zu erwähnen, daß es in Ferrara an Meinungen und Urtheilen nicht fehlte und daß ſich an einem Hofe auch die entgegengeſetzten Lebensanſichten vertreten fanden. Wir finden einmal erwähnt, wie Sperone Speroni auf einer Durchreiſe durch ſein hartes Urtheil unſern Dichter verletzte.

Digitized by Google

Wir wiſſen, daß dieſer ſelbſt die Kritik durch bereitwilliges Eingehen auf alle Einwendungen ermunterte und wie ihn das zuletzt verwirrte. Hält man damit zuſammen die ſonderbare Angſt, mit welcher er die Briefe ſeiner römiſchen Freunde bewacht und daß er überall bei Nennung ſeiner Feinde erwähnt, wie ſie dem Herzoge den Geſchmack an ſeiner Poeſie zu rauben ſuchten: ſo wird man leicht glaublich finden, daß jene angeblichen Verſchwörungen zum größten Theil nur in Coterien beſtanden, in denen eine andere Anſicht als bei Alfonſo und Leonoren galt, und daß, mit einem Wort, tendenziöſe Kritiker es beſonders waren, welche unſerm Dichter das Leben in Ferrara verbitterten. *)

Zu ihnen geſellen ſich dann talentbegabte Dichter als Nebenbuhler. Unter dieſen ſcheint beſonders einer Erwähnung zu verdienen. Es iſt das der bekannte Battiſta Guarini, der bei den Prinzeſſinnen ſehr gern geſehen war und von Alfonſo in gewiſſer Beziehung dem Taſſo vorgezogen wurde, indem er von ihm zu wichtigen Staatsgeſchäften, namentlich zu einigen Geſandtſchaftsreiſen gebraucht und zuletzt gar (1565) zum Staatsſecretair gemacht wurde. Wir wiſſen nicht, ob Taſſo ihm dieſe Auszeichnungen und Würden be-

*) Gothe hat das in der Weiſe in ſein Stück aufgenommen, daß er den Antonio zum eifrigen Verehrer des Arioſt macht, durch ihn dieſen Dichter dem Taſſo als unerreichbares Muſter hinſtellen und (Act II. Sc. 3) dann höhniſche Bemerkungen über den Lorbeerkranz auf Taſſo's Haupte machen läßt, was den entſchiedenen Bruch zwiſchen beiden veranlaßt. Den Gegenſatz der Lebensanſichten, auf dem der Gegenſatz der äſthetiſchen Urtheile beruht, hat er ganz richtig dargeſtellt. Es iſt der Idealismus und der Realismus, die ſich hier entgegentreten. Auf der Seite von jenem ſtehen Taſſo und die Prinzeſſin, auf der Seite von dieſem Antonio und die Sanvitale. Und danach ſcheint es, theilen ſich auch die poetiſchen Neigungen. Denn während die Prinzeſſin Taſſo's Streben auf eine Weiſe lobt, welche faſt gegen Arioſt gerichtet ſcheint (vgl. p. 73. Anm. *), iſt die Sanvitale eine entſchiedene Verehrerin deſſelben. Ihm ſetzt ſie in der erſten Scene ihren Kranz auf.

Digitized by Google

neidete. Anſprüche, ſie zu theilen, hat er wohl nicht leicht gemacht. Denn abgeſehen von ſeinem geringen Sinn für Geſchäfte, waren ſein äußerlich todtes und ſteifes Weſen, ſeine langſame und ſtockende Sprache, ſein unangenehmer Vortrag (Unvollkommenheiten, die er ſelbſt erkannte und bei ſeiner Beſcheidenheit vielleicht zu tief empfand) Gründe genug ihn davon auszuſchließen. *) Dagegen glaubt man eine leiſe Eiferſucht über das Wohlgefallen, welches die Prinzeſſin Leonore an Guarini's Gedichten fand, in einem Briefe zu ſehen, den Taſſo von Caſtel Durante an ſie ſchrieb. Sie werde, meint er da, in Ferrara viel ſchönere Sonette zu hören bekommen, als er ihr zu ſchicken vermöge. Gewiß iſt, die ſchöne Sanvitale erregte geradezu einen offenen Kampf. Beide Dichter ſollen früher ſchon einmal bei der Bewerbung um eine gewiſſe Lucrezia Bendidio zuſammengetroffen ſein. Das gab nun dem Taſſo Veranlaſſung zu einem Sonette (Questi, ch'ai cosi altrui cantando spira), in dem er ſeinem Gegner Treuloſigkeit und Unbeſtand vorwirft und ächte Liebe abſtreitet. Dieſer antwortete darauf mit denſelben Reimen und in ähnlichem Gedankengange (Questi che indarno ad alta meta aspira), tadelte Taſſo's Neid und gab ihm ſeine eigenen Vorwürfe zurück. Dabei bediente er ſich unter Anderm der Worte:

Er rühmt ſich zweier Flammen, knüpft und löſet
Den Knoten oft, und ſolche Künſte eignen,
Wer ſollt es glauben, ihm die Gunſt der Götter. **)

---

*) Goethe, der natürlich ſeinen Taſſo nicht in ſolcher Weiſe konnte auftreten laſſen, läßt ihn (Act IV. Sc. 2) doch darüber Klage führen, daß Alfons ihn nicht bei Staatsangelegenheiten zu Rathe ziehe:

Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? ꝛc.

**) Goethe läßt durch Antonio (Act III. Sc. 4) dem Taſſo den Vorwurf der Zweideutigkeit in Herzensangelegenheiten machen und bedient ſich da faſt der-

Digitized by Google

Sie enthalten eine Anſpielung auf ein Sonett Taſſo's (L'incendio, orde tai raggi uscir già fore), deſſen Erinnerung in dieſem Falle wohl für den Dichter beſchämend ſein mußte; es lautete deutſch etwa ſo:

Der Brand, von wo einſt Flammen hell gekommen,
Iſt eingeſchloſſen nur, nicht aufgezehret;
Und doch von neuer Schönheit neu verſehret,
Fühl' fremde Glut im Innern ich entglommen.
Zwei Herren dienet nun das Herz beklommen,
Verſchiednen bleibt ein Denken zugekehret,
Und zwiefach Leid hält doppelt mich beſchweret.
Wer hat ſolch Wunder Amor's je vernommen?
Ich armer Thor, der ich des Zornes Waffen
Gen Himmel einſt gerichtet, und gedachte
Zu bänd'gen den, der ſtets den Sieg behalten!
Da wollt' ich einem Joche mich entraffen,
Nun trag ich zwei; wo loſ' ein Band ich machte,
Knüpft neuen Knoten er und ſtrammt den alten.

Wie nun Guarini in jenem oben erwähnten Sonett gleichſam auf den Spuren des Gegners geht und ihn an Gewandtheit zu übertreffen ſucht: ſo iſt eigentlich ſein Verhältniß zu Taſſo überhaupt. Es iſt nicht zu verkennen, daß er, obgleich der Ältere, dieſen immer vor Augen hat und auf ſeinem eigenen Felde zu überbieten ſucht. Ein Epos zwar hat er nicht geſchrieben. Allein wer die Äußerungen, die er im Pastor fido (atto V. sc. 1) dem Carino in den Mund legt, beherzigt,

ſelben Worte, indem er ſie auf die Prinzeſſin und die Gräfin Sanvitale anwendet:

Er rühmt ſich zweier Flammen! knüpft und löſt
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit ſolchen Künſten ſolche Herzen! iſt's
Zu glauben?

So führt er unvermerkt auch die Motive, welche in dem Verhältniß zwiſchen Taſſo und Guarini lagen, in ſein Stück ein, ohne den Namen des Letzteren auch nur zu nennen.

Digitized by Google

wird leicht fühlen, wie bitter er es empfunden hat, ihm, von Geſchäften gedrängt, hierin nachſtehen zu müſſen. Sonſt iſt Guarini's eben genanntes Hauptwerk, der Pastor fido, in der That mit einem ſteten Hinblick auf den Amintà des Taſſo gedichtet. Er ſucht da die ſchon gewonnene Kunſtform zu noch größerem Umfange, noch größerem Reichthume zu entfalten und, indem er durch die Namen der Perſonen, durch die Ähnlichkeit in der Fabel, durch Anklänge in der Rede abſichtlich an ſeinen Vorgänger erinnert, doch einen ganz anderen tieferen Gehalt in ſein Werk zu legen, als dieſer in das ſeinige. Wie Taſſo's befreites Jeruſalem von dem raſenden Roland, ſo iſt, möchte man ſagen, der treue Schäfer von dem Amintà durch eine andere Weltanſchauung geſchieden. Nur ſcheint mir der Gegenſatz hier vielmehr gemacht und erkünſtelt, als in der Natur der Dichter begründet. Taſſo ſteht hier auf der Seite der Natürlichkeit, aber freilich nicht der wirklichen, ſondern einer erſehnten oder erträumten. Das Schäferleben iſt bei ihm ein unſchuldiger Naturzuſtand. Die Liebe erſcheint als der Mittelpunkt aller Freuden deſſelben und nur in den Schranken und mit den Leiden vermiſcht, welche aus ihrem Weſen ſelbſt oder aus den Eingriffen der noch ungebändigten Naturgewalten, der Satyren und Faunen, entſtehen. Man kann nicht ſagen, daß in dem Stücke ſelbſt eine feindliche Stimmung gegen die Bande der Sittlichkeit walte. Das Natürliche erſcheint hier vielmehr ſelbſt edel und rein; die Sitte iſt nur noch nicht herausgebildet, ſie liegt aber gleichſam in den Herzen. Indeſſen hat freilich der Dichter dieſem Zuſtande den der geſellſchaftlichen Zucht als einen erzwungenen und unglücklichen gegenübergeſtellt, der in willkürlichen Banden liegt. Es geſchieht das namentlich in dem Chorgeſange (o bella età dell' oro), deſſen erſte Strophen ſo lauten:

Digitized by Google

O ſchön die goldnen Zeiten!
Nicht blos, weil Milch da führte
Der Strom, aus Büſchen Honigtropfen drangen,
Die Ernten weit ſich breiten,
Eh noch ein Pflug berührte
Das Feld, und giftlos wuchs die Brut der Schlangen;
Nicht blos, weil nie empfangen
Von dunklem Wolkenkleide,
In ew'gen Frühlingszeiten,
Wo Glut und Froſt jetzt ſtreiten,
Der Himmel lachte rings mit Glanz und Freude,
Und nimmer Krieg und Waaren
Das irre Floß ins fremde Land gefahren.

* * *

Nein! blos weil noch die leere
Benennung, nicht zu deuten,
Das Wahnidol betrogener Gemüther,
Das, raſend ſpäter Ehre
Geheißen von den Leuten,
Ward der Natur tyranniſcher Gebieter,
Nicht Kummer gab ſtatt Güter,
Und ſtörte frohe Schaaren
In ſüßer Lieb' Ergötzen;
Und nicht mit Zwangsgeſetzen
Bekannt, die freigewohnten Seelen waren,
Vielmehr ein golden, glücklich
Geſetz Natur eingab: *gefällt's, iſt's ſchicklich.* *)

*) Goethe läßt Act II. Sc. 1 den Taſſo ſelbſt Inhalt und Idee des Aminta und beſonders dieſes Chorgeſanges ausſprechen, wenn er ſagt:

Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohen?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang:

Digitized by Google

Guarini dagegen hat in ſeinem Pastor fido ſchon den Gegenſatz von ſittlich und unſittlich aufgenommen. Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt ein weſentlich verſchiedener. Die Ehe gilt als ein göttliches Geſetz. Es handelt ſich hier überall um die Treue, die ganz in ihrer mittelalterlichen Verwandtſchaft mit den religiöſen Begriffen und unter dem unmittelbaren Schutze der Götter ſtehend aufgefaßt wird. Die Liebe wird abſichtlich in einer weniger ſinnlichen Weiſe dargeſtellt, als im Amintà und das Ideal, dem nachgeſtrebt wird, iſt dem von Taſſo aufgeſtellten geradezu entgegengeſetzt. Nicht in die Natürlichkeit, nein: in die vollendete Sittlichkeit des Daſeins wird hier der Vorzug des goldenen Zeitalters geſetzt. In einem Chorgeſange, der von dem des Taſſo die Reime und den Anfang beibehält und eigentlich als eine Parodie deſſelben gelten kann, wird das ſo ausgeſprochen, daß dem Geſetze der Natur dort hier, am Ende der zweiten Strophe, das Geſetz der Ehrbarkeit und Sitte entſpricht, welches ſo lautet: wenn's ſchicklich iſt, gefall' es. *) Man ſieht, die

Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt, was gefällt.

*) Goethe läßt durch die Prinzeſſin die Anſicht des Guarini vertreten. Auch ſie faßt das Glück des goldenen Zeitalters als ein inneres auf:

Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt:
Nur in dem Wahlſpruch, ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt iſt, was ſich ziemt.

Auch ihr beſteht das Glück für die Frau in der Herrſchaft der Sitte und in der Treue, welche Guarini's ganzes Stück feiert. Nur findet gerade in dem, was die Prinzeſſin ſagt, eine weitere Fortbildung und Entwickelung

Digitized by Google

chriſtliche Lebensanſicht, welche Taſſo im Schäferſpiel, das ihm ein reines Phantaſiegebilde ſchien, geltend zu machen unterlaſſen hatte, war von Guarini auch auf dieſen bis dahin freien Boden verpflanzt worden. — Wie Taſſo den leiſen Vorwurf, der für ihn darin lag, aufgenommen hat, wiſſen wir nicht. Doch iſt wohl zu beachten, daß das Verhältniß beider Dichter, wenn auch für Augenblicke geſpannt, doch im Allgemeinen ein freundſchaftliches blieb. Taſſo hatte bei ſeiner Abreiſe nach Frankreich ein Teſtament gemacht und dem Guarini darin die Herausgabe ſeiner Schriften anempfohlen. Später hat er, auch in den Zeiten ſeines heftigſten Mißtrauens, dieſen ſeinen poetiſchen Nebenbuhler nie unter ſeine intriguirenden Feinde gerechnet: und Guarini ſeinerſeits erwarb ſich während der Krankheit Taſſo's in St. Anna weſentliche Verdienſte um die Herausgabe ſeiner Gedichte.

Weniger edel war, wenn wir den Ausſagen Taſſo's trauen dürfen, das Benehmen zweier Staatsmänner, die zugleich als Schriftſteller zu glänzen ſtrebten, ohne ſich mit ihm irgend wie an Talent vergleichen zu können. Wir meinen Giovambatiſta Pigna und Antonio Montecatino. Der Erſte war Staatsſecretair des Herzogs, als Taſſo nach Ferrara kam und galt für einen ſo ehrgeizigen und hinterliſtigen Menſchen, daß man ſeinen Character in dem Alete des befreiten Jeruſalem wieder zu erkennen glaubte. Zufällig traf Taſſo auch mit ihm bei ſeiner poetiſchen Bewerbung um die Gunſt der mehrmals erwähnten Lucrezia Bendidio zuſammen und erweckte dadurch ſeine Eiferſucht. Die Prinzeſſin Leonore befürchtete davon für Taſſo die übelſten Folgen und wählte ein ſonderbares Mittel ihn mit ſeinem Gegner zu verſöhnen,

---

der Anſichten ſtatt: ſie geht über Guarini hinaus, während Taſſo ziemlich treu bei der Idee des Amintà ſtehen bleibt.

Digitized by Google

ohne daß er nöthig hätte, darum ganz von ſeinen Aufmerkſamkeiten für die gefeierte Dame abzuſtehen. Sie bewog ihren Schützling, ſtatt eigener Gedichte, einen gelehrten Commentar zu den Canzonen zu ſchreiben, welche Pigna ſelbſt an Lucrezia Bendidio gerichtet hatte. Er that dies wirklich und dedicirte das kleine Schriftchen der Prinzeſſin. Auch ſonſt bemühte er ſich eifrig um die Gunſt des allmächtigen Mannes und erkannte, ſeine eigenen Ausdrücke zu brauchen, die Superiorität deſſelben auch in den Dingen an, in welchen er eine ſolche in Wahrheit nicht beſaß. Doch gelang es ihm nie, ſeine Freundſchaft zu erwerben. Denn an die Stelle jener vorübergehenden Eiferſucht trat bald der Neid über das Vertrauen der Prinzeſſin Leonore und der Herzogin von Urbino, deſſen Pigna ſich nie in beſonderem Grade zu bemächtigen wußte. Der Dichter galt dem Herzen der Damen mehr als der Staatsmann und dieſer rächte ſich dafür durch ſeinen Einfluß beim Herzoge, ſobald Taſſo von dieſem etwas erbat. Im November 1575 ſtarb Pigna. *) An ſeine Stelle als

*) Goethe hat Mehres von Pigna auf Antonio übertragen. So erſtens, daß er dieſen auch dichten läßt, vgl. Act IV. Sc. 2:

Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?

Zweitens, daß Leonore mit ihm den Taſſo in ein freundliches Verhältniß zu bringen verſucht und ihr Ziel trotz der Bereitwilligkeit Taſſo's nicht erreicht (Act II.). Und drittens, daß Antonio den Taſſo auch um die Gunſt der Damen beneidet. Denn als Taſſo ſich (Act II. Sc. 3) um ſeine Freundſchaft bemüht, macht gerade ſein wiederholtes Berufen auf den Willen Leonorens ſeinen Gegner immer bitterer, ja gegen die Sanvitale geſteht dieſer ganz offen die Vorliebe der Damen (Act III. Sc. 4), als einen der Gründe ſeines Neides. Vergl. beſonders:

Und von der Gunſt der Frauen ſagſt du nichts,
Die willſt du mir doch nicht entbehrlich ſchildern?

Digitized by Google

Staatsſecretair trat Antonio Montecatino. Er war nicht, wie ſein Vorgänger, ein Dichter: wohl aber ein Philoſoph und ein Kritiker. *) Seine Arbeiten über ariſtoteliſche und platoniſche Philoſophie hatten ihm als Profeſſor in Ferrara großen Ruf erworben; Taſſo rühmt ihn während der erſten Jahre ſeines Aufenthaltes am Hofe als einen tüchtigen Gelehrten und einen Mann, der ihn in vieler Hinſicht freundſchaftlich gefördert habe. Inzwiſchen war er, wie andere Gelehrte, von Alfonſo auch zu Staatsgeſchäften herangezogen und namentlich 1575 als Geſandter nach Rom geſchickt worden. Hier hatte er in einer alten und verworrenen Sache zu unterhandeln. Es ſchwebte nämlich zwiſchen Florenz und Ferrara ein Rang- und Titelſtreit, bei dem erſt der Kaiſer, dann der Papſt die Vermittlung übernommen hatten, ohne daß ein anderes Reſultat herausgekommen war, als daß zuletzt der Kaiſer mit Florenz und der Papſt mit Ferrara in Spannung geriethen. Dieſes für Ferrara ſehr peinliche Verhältniß hatte ſich zwar zu mildern begonnen, als Gregor XIII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg (1572) und Alfonſo ihn in

---

Auch ſcheint auf Pigna zu paſſen, was Taſſo (Act IV. Sc. 2) an Antonio tadelt:

Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du beſſer
Und tiefer fühleſt, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm ſagſt.

*) Dazu macht den Antonio auch Goethe. Nachdem er dem Arioſt (Act I. Sc. 4) ſein Lob geſpendet, ſagt ihm die Prinzeſſin:

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen,
Was wir gefühlt und was nur du verkennſt.

(d)

Rom perſönlich beſuchte. *) In der That wollte Gregor ſeinen Vorgängern unähnlich, in Italien jede Feindſchaft vermeiden. Allein ein eigentliches Zugeſtändniß war, da der Papſt ſtreng Alles vermied, was die Gegenpartei verletzen konnte, nicht zu erreichen geweſen. Daß nun Antonio Montecatino ſo glücklich war, für den Herzog in Rom die Gewährung des Titels Durchlaucht zu erlangen, durch welche dieſer von Seiten des Papſtes zwar noch nicht den Medicis, wohl aber vorläufig den Herzögen von Mantua gleichgeſtellt wurde, galt als ein vielverſprechender Anfang einer entſchiedenen Gunſt und mag nicht wenig zu ſeiner bald nach ſeiner Rückkehr erfolgenden Erhebung beigetragen haben. **) Kaum iſt er nun aber in ſein neues Amt eingetreten, ſo beginnen Taſſo's Klagen über ihn. Er ſchreibt, Antonio habe die Böswilligkeit Pigna's geerbt, ja er bezeichnet gerade ihn als das Haupt jener Partei, welche ſein befreites Jeruſalem und ihn ſelbſt durch Kritiken und Lügen beim Herzoge um allen Credit zu bringen bemüht ſei. Einen Grund für dieſe Feindſeligkeit giebt er, ſo viel ich weiß, nicht an. Doch bleibt er conſequent dabei, ſie für ausgemacht zu halten. Als er daher

*) Vgl. Goethe Act I. Sc. 4:
Dich ehrt Gregor und grüßt und ſegnet dich.
Der Greis, der würdigſte, dem eine Krone
Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß.
Und dann die Schilderung der Politik Gregor's:
Damit er einer Welt gebiete, giebt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Italien ſoll ruhig ſein, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen ꝛc. ꝛc.

**) Von dieſer Geſandſchaftsreiſe kehrt Antonio eben zurück, als er bei Goethe zum erſten Male auftritt. Der Rang- und Titelſtreit iſt nur des poetiſchen Anſtandes halber in einen Zwiſt um einen Streifen Landes verwandelt worden.

nach der erſten Flucht von Ferrara die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, ſah er das als einen Sieg über Antonio Montecatino an und betrachtete ihn wie einen gedemüthigten Menſchen, da der Herzog ſich nun überzeuge, daß er, Taſſo, weder wahnſinnig noch bösartig ſei, ſondern der Staatsſecretair ihn nur verleumdet habe. Ja er ſchreibt in einem Briefe, er bemühe ſich, ſeinem gedemüthigten Feinde durch ein zuvorkommend freundliches Weſen ſeine Stellung zu erleichtern und ihn mit ſich zu verſöhnen. Indeſſen dürfte, wenn die Darſtellung richtig iſt, welche wir oben von dem veränderten Benehmen Alfonſo's gegeben haben, gerade in dieſer Zeit der Einfluß des ſtrengen und kalten Gegners am Größten geweſen ſein. Auch mußte Taſſo ſich bald überzeugen, daß er mit ſeinem Edelſinn eine ſonderbare Rolle geſpielt hatte. Er erkannte das Übergewicht Antonio's und ſah, als er nach der zweiten Flucht zurückgekehrt und nach St. Anna gebracht worden war, gerade Antonio als den Mann an, von dem ſein Geſchick abhängig ſei. Ein Buch, welches er ihm leiht, begrüßt er in einem uns erhaltenen Briefe ſchon als ein wichtiges Zeichen und knüpft ſogleich neue Hoffnungen auf Befreiung daran an. Anders, als durch dieſes ihm feindſelige Organ bei dem Herzoge noch etwas zu vermögen, hatte er, wie es ſcheint, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen völlig aufgegeben. *)

---

*) Goethe hält nach ſeiner Darſtellung die methodiſche Feindſeligkeit Antonio's nur für eine Phantaſie Taſſo's. Doch läßt auch er ihn als einen ungünſtigen Beurtheiler ſeiner Werke auftreten (Act I. Sc. 4 und Act II. Sc. 3), ſelbſt ehe er ſie noch geleſen und in Act 5 Sc. 1 übt er durch ſeine Äußerungen über den Einfluß der Körperzuſtände Taſſ'os auf ſeinen Geiſt einen ſichtbaren Einfluß auf den Herzog. Denn dieſer äußert dann in der folgenden Scene ganz ähnliche Anſichten gegen Taſſo ſelbſt. — Daß Antonio und Taſſo am Schluß Freunde werden, iſt freilich unhiſtoriſch.

Digitized by Google

Dies iſt der Stoff, der unſerm Goethe vorlag und von ihm ganz gekannt und durchaus ſorgfältig, wenn auch frei und eigenthümlich, benutzt worden iſt.

Wir haben ihn hier ganz objectiv als ein ſelbſtändiges Ganze hingeſtellt, weil es uns wichtig ſcheint, daß man ihn genau von dem abſondere, was unter der Hand des Dichters daraus geworden iſt. Dabei haben wir in den Anmerkungen jede Stelle in Goethe's Drama angezeigt, in welche ſichtbar etwas von überlieferten Thatſachen übergegangen iſt. Wir haben alſo, was im Einzelnen aus dem Stoffe geworden iſt, ſchon angezeigt. Dies im Ganzen zu thun, iſt dagegen nicht unſere Aufgabe.

Denn mit dem äußerlichen Aufzeigen wäre dabei wenig gethan. Es läßt ſich freilich darauf hinweiſen, wie eigenthümlich bei Goethe Freierfundenes und Überliefertes vertheilt iſt. Der Hintergrund, die allgemeinen Weltverhältniſſe, was aus der Vergangenheit erzählt, endlich was als Nebenumſtand berührt wird, iſt mit zwar ſchwachen, doch durchaus treuen hiſtoriſchen Zügen gemalt. Die Charaktere ſind idealiſirt, verallgemeinert und der meiſten Zeiteigenthümlichkeiten entkleidet, doch ſonſt, ſoweit die hiſtoriſche Kenntniß reicht, mit Sorgfalt nach den Originalen gezeichnet. Denn ſelbſt der Herzog iſt, obgleich in der Geſchichte eine ganz andere Perſon, doch der Alfonſo, wie man ihn ſich nach Taſſo's Vergötterung und ſeinem urſprünglichen Benehmen gegen den Dichter denken muß: und nur die Sanvitale dürfte ſich etwa beklagen, daß Goethe ſie zur Intriguantin gemacht hat. Dagegen iſt die eigentliche Handlung, welche vor den Augen der Zuſchauer geſchieht, ihrem ganzen Zuſammenhange nach, völlig erfunden, obgleich die einzelnen Theile faſt alle entweder wirklich hiſtoriſche Thatſachen ſind oder doch eine Benutzung hiſtoriſcher

und ſagenhafter Motive verrathen und in ſo fern nicht als frei aus der Phantaſie erzeugt gelten können.

Auch ließe ſich wohl Goethes Arbeit nach ihrer Beziehung zum Stoffe charakteriſiren als ein Genrebild aus Taſſo's Leben, zu deſſen ſcheinbarem Mittelpunkt drei Ereigniſſe aus dem Jahre 1575 gewählt worden ſind: die Beendigung ſeines Gedichts, die Rückkehr ſeines Gegners Antonio und ſeine Abreiſe nach Rom. An dieſe, kann man ſagen, iſt angeknüpft, was Taſſo im Laufe der nächſten Jahre beſonders beunruhigt hat und was aus ſeinem ſpätern Leben als beſonders charakteriſtiſcher Zug ſeines Weſens gelten kann. Allein durch die tragiſche Kataſtrophe, welche ſich daran eigenthümlich umgeſtaltet anſchließt, iſt das Ganze auf eine höhere Stufe erhoben und, was ſonſt nur eine charakteriſtiſche Geſchichte aus dem Leben Taſſo's wäre, zu einer poetiſchen, faſt möchte ich ſagen, ſymboliſchen Lebensgeſchichte des Dichters gemacht worden. Denn freilich iſt es eben eine Übertretung der Schranke, um die es ſich auch hier handelt, welche auch nach Geſchichte und Sage das Glück von Taſſo's Leben zerſtört hat.

Endlich wäre dem wohl hinzuzufügen, wie Goethe ſich in die Mitte zwiſchen Geſchichte und Sage geſtellt und von dieſer letzteren nur den Anfang, nur die Grundlagen der Verhältniſſe aufgenommen hat, während er ſich in der Verarbeitung und in dem Ausgange mehr der Geſchichte zuneigt. Die Sage bot den Stoff zu einer Tragödie, die Geſchichte eine Krankengeſchichte. Bei Goethe erheben ſich im Anfange Leidenſchaften und Intriguen gegen Taſſo, ſo daß man glauben kann, er werde im unvorſichtigen Kampfe gegen ſeine Umgebungen erliegen. Aber ſie ſchwinden gegen das Ende dahin: und was der Dichter zum Gegenſtande des Mitleids macht, was ihn aus ſeinem Glücke herausreißt, das iſt nur

Digitized by Google

ſein eigener krankhafter Geiſt, das iſt nur eine unglückliche pſychologiſche Kriſis, die bei ihm eintritt. Statt die Sage weiter zu bilden, hat Goethe ſie, wie es ſeine Art war, vielmehr halb aufgelöſt und ihr gleichſam wieder ein mehr hiſtoriſches Anſehn gegeben. In die Geſchichte ſelbſt aber iſt wiederum ein gewiſſer Rationalismus, eine Deutelei nach einer beſonders wahrſcheinlich erachteten Möglichkeit hineingetreten. Daß die Liebe zur Prinzeſſin den Dichter innerlich in eine unlösbare Verwirrung gebracht, iſt gleichſam der neu hinzutretende Gedanke, der hier Alles geſtaltet.

Allein durch dieſe Angaben ſelbſt werden wir nur zu der Einſicht gebracht, daß uns zu dem Erfaſſen der inneren Nothwendigkeit, nach welcher ſich aus dem Stoffe das Werk Goethe's gebildet hat, noch ein Moment fehlt. Die Sage iſt hier in ein ganz neues Element eingetreten; ſie iſt in eine Lebensanſchauung erhoben worden, welche der nicht gleichartig iſt, die ſie erſchaffen hat, ſondern ſich vielmehr im Gegenſatze gegen dieſelbe befindet. Es tritt ihr eine Kritik entgegen, welche ſich auf Lebenserfahrungen der entgegengeſetzten Art ſtützt und in dichteriſcher, d. h. geſtaltender, Gegenbilder ſchaffender Polemik dagegen ankämpft. Um alſo dem inneren Gehalte nach angeben zu können, was Goethe aus dem Stoffe gemacht habe, müßte man erſt auf ſein eigenes äußeres und inneres Leben und auf die Einflüſſe der Zeit eingehen, unter denen er geſtanden hat, um ſo eine beſtimmte Anſchauung von dem individuellen Gehalt zu gewinnen, den er mit dem Stoffe verbunden hat. Denn wenn es auch ſcheinen mag, als laſſe ſich auf philoſophiſchem Wege, ohne Rückſicht auf den Dichter, die Idee eines Kunſtproductes gewinnen, weil immer über demſelben ein Gedankenſyſtem faſt greifbar ſchwebt: ſo irrt ſich doch Jeder, der da meint, mit der Angabe ſolcher Allgemeinheiten das Weſen eines ſolchen Wer-

Digitized by Google

kes bezeichnet zu haben. Es beſteht daſſelbe vielmehr eben ſo ſehr in dem Irrationalen, vor dem Gedanken Unauflösbaren. Ein Kunſtwerk, als ein von einem Individuum unter individuellen Umſtänden und aus individuellem Stoffe erſchaffenes oder gewordenes Weſen, iſt ſelbſt ein Individuum und als ſolches unausſprechlich. Man kann ihm nur nahe treten, indem man ſich die Möglichkeit ſeiner Entſtehung durch die Verſetzung in alle dabei mitwirkenden Zufälligkeiten vergegenwärtigt und ſo den wunderbaren Schöpfungsact der Production in ſich nachmacht. — Das iſt nun eine Arbeit von ebenſo großem Umfange und von ganz anderer Natur, als die, welche wir bereits durchgemacht haben. Es iſt daher wohl paſſend, dieſelbe einmal ſelbſtändig als eine zweite, von einem anderen Punkt ausgehende Erläuterung des Goethe'ſchen Taſſo folgen zu laſſen.

Hier iſt nur eine Bemerkung noch nachzutragen, die ſich auf eine, wenn nicht entſchiedene, ſo doch wenigſtens wahrſcheinliche Einwirkung rein äußerlicher und ſtofflicher Art bei Erfindung der eigentlichen Fabel des Goethe'ſchen Taſſo bezieht.

Goethe hat nämlich einen Vorgänger gehabt, der ihm wahrſcheinlich nicht fremd geblieben iſt, da ſeine Werke in Deutſchland viel geleſen wurden: nämlich der italieniſche Luſtſpieldichter Goldoni, deſſen Torquato Taſſo, eine Komödie in fünf Acten, zuerſt 1755 zur Aufführung kam.

Dieſes Stück macht Anfangs auf jeden, der gewohnt iſt, Taſſo's Gemüthszuſtände mit wehmüthiger Theilnahme zu betrachten und der überhaupt einen bedeutenden Menſchen gern mit Achtung behandelt ſieht, einen widrigen Eindruck. Denn wenngleich das Komiſche mehr darin geſucht wird, daß hier drei Leonoren auftreten und Taſſo durch allerlei Liſten veranlaßt werden ſoll, ſeine Liebe zu verrathen, während gleichzeitig Abgeordnete von Venedig, Neapel und Rom ihn von Ferrara abwendig zu machen bemüht ſind: ſo ſind doch auch Taſſo's Anfälle

von Hypochondrie auf das Allerunzarteſte benutzt, ihn ſelbſt zu einer lächerlichen Perſon zu machen, welche Bediente und Schwätzer freigebig mit dem Titel eines Verrückten beehren und die ſich vor den geachteten Perſonen durch gelehrt-mediciniſche Auseinanderſetzungen rechtfertigen muß.

Indeſſen erſcheint Alles in milderem Lichte, wenn man die Entſtehung des Stückes berückſichtigt. In Venedig, ſagt der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede, iſt kein Menſch, der nicht Verſe des befreiten Jeruſalem zu ſingen oder zu recitiren wüßte. Das gab zu vielen theatraliſchen Darſtellungen während der Carnevalszeit Anlaß. Jährlich ſah man dann auf unſeren Bühnen eine Art von Tragikomödie, aus ſeinem Gedicht verfertigt, und das Volk pflegte bei ſolchen Gelegenheiten immer mit Jubel den Namen Taſſo zu rufen. Das habe ihn bewogen, nun den Autor ſelbſt, der zum Gegenſtande ſo vieler Acclamationen geworden ſei, auf die Bühne zu bringen. Das Ganze iſt alſo ein Carnevalsſcherz und legt auch als ſolcher noch ein Zeugniß für die Neigung des italieniſchen Volkes, ſich ernſtlich mit ſeinen Lieblingsdichtern zu beſchäftigen, ab. Denn es ſtrotzt nicht bloß von Verſen aus dem befreiten Jeruſalem, die bald durch ihre ſonderbare Anwendung ergötzen, bald als allbeliebtes Zuckerbrod am Ende des Auftrittes angebracht werden: ſondern es wird darin auch ohne Unterlaß auf das Benehmen einer jeden größeren Stadt Italiens gegen Taſſo und auf die gelehrten Controverſen über ſein Leben, die Sprache und den Werth ſeiner Schriften angeſpielt. Ja die Einwendungen der Accademia della Crusca, ſowie das Verhältniß der verſchiedenen Lesarten und Recenſionen Taſſo's zu einander werden nicht ohne einigen philologiſchen Ernſt behandelt. Zum Überfluß ſpricht der Verfaſſer noch in einer ſehr bezeichnenden Stelle der Vorrede aus, wie wohlunterrichtet er ſich ſein Publicum dachte und in welchem

Sinne er arbeitete. Er geſteht nämlich, er habe nicht gewagt, die Prinzeſſin auf die Bühne zu bringen und kein Bedenken getragen, eine andere Dame an ihre Stelle zu ſetzen und Zeit und Motive gänzlich umzuändern, da das Publicum ja doch mit Allem, was Taſſo betroffen habe, ſo genau vertraut ſei, um unter jeder Maske die wahren Verhältniſſe wieder zu erkennen. Es liegt darin die nothwendige Vorausſetzung einer jeden Traveſtie ausgedrückt. Kann der Zuſchauer an einem Gegenſtande nicht mehr irre gemacht werden, ſo darf der Muthwille mit ihm vornehmen, was er will. Dieſer aber wird ein Bedürfniß, wenn ein ernſtes Intereſſe durch die Zeit ſchaal wird, ohne daß man davon ablaſſen kann. Da ſtellt er durch ein momentanes Vernichten des Lieben und Werthen die Fähigkeit her, es wieder wie neu zu genießen.

In der That iſt das Stück Goldoni's nicht blos als eine Traveſtie der ernſthaften Beſchäftigungen mit Taſſo anzuſehen. Es kann dieſen Namen auch darum wohl erhalten, weil nur die Behandlung burlesk, der Plan des Ganzen aber ziemlich ernſt iſt. Es liegt ihm das Gerüſt eines Schauſpiels mit wahren Leidenſchaften und einer ernſtlich gemeinten Reſignation am Ende unter. Sieht man nämlich von einzelnen komiſchen Scenen und von vielen mit Fleiß gemachten Entſtellungen der hiſtoriſchen Umſtände ab, ſo bleibt folgender Inhalt übrig. Die beiden uns hiſtoriſch bekannten Leonoren ſind Freundinnen unter ſich und eifrige Verehrerinnen Taſſo's. In einem vertrauten Geſpräche, gleich im erſten Act, verhandeln ſie die delicate Frage, ob ihnen der Dichter oder ſein Werk beſſer gefalle. Taſſo hat in einem Madrigal ſeine Liebe zu Leonore ausgeſprochen und dieſes Gedicht wird ihm durch einen verrätheriſchen Freund entwandt und nach und verbreitet. Indeſſen arbeitet gleichzeitig ein Florentiner daran,

Digitized by Google

ſeinem befreiten Jeruſalem die Gunſt des Hofes zu entziehen, indem er Verſtöße gegen die toskaniſche Mundart darin nachweiſt. Da nun dieſes bei dem Herzoge bewirkt, daß er Taſſo anräth, einige Zeit auf Reiſen und namentlich nach Florenz zu gehen, ſo glaubt der ängſtliche Dichter, es ſei das eine Folge des ihm entwandten Liebesliedes und meint, der Herzog wolle ihm ſeine Gnade entziehen. Er denkt daran, Ferrara ganz zu verlaſſen und nimmt ſich vor, den noch unenthüllten Theil ſeines Geheimniſſes, welche Leonore nämlich gemeint ſei, auf das Beſte zu bewahren. Er geht darin ſo weit, daß er ſelbſt dem Kammermädchen Leonore den Glauben läßt, ſeine Gedichte ſeien eigentlich an ſie gerichtet. Eine Zeit lang geht Alles gut. Die Bitten der beiden Damen, die Freundlichkeit des Herzogs machen ihn faſt ſeine Reiſepläne vergeſſen. Allein da bricht ein neues Gewitter herein. Dem Herzoge iſt nun wirklich das Madrigal in die Hände geſpielt worden, und er befiehlt dem Dichter, ſich in drei Stunden zu erklären oder Ferrara zu verlaſſen. Taſſo entſchließt ſich, die freiwillige Verbannung zu wählen und beurlaubt ſich von den Damen. Da erfährt er, daß ſeine Angebetete einen Heirathsantrag erhalten habe und ihn anzunehmen bereit ſei. Das hält er nicht aus; ſein Gefühl überwältigt und verräth ihn. Er kommt von Sinnen und rennt mit gezogenem Schwerte auf den Urheber aller Verwicklungen zu, der im Hintergrunde dieſe ganze Scene belauſcht hat. Der Herzog ergreift die Gelegenheit, ihn unter dem Vorwande des Wahnſinns in ein Spital bringen zu laſſen, wo er jedoch nur wenige Stunden feſtgehalten wird, indem ein Freund ſeine Freilaſſung bewirkt. Er reſignirt auf die Liebe Leonorens, um ihr Glück nicht zu ſtören und ſucht Troſt in der Kunſt und dem Ruhme. Er geht nach Rom, um ſich dort die Dichterkrone aufſetzen zu laſſen. —

Digitized by Google

Vergleicht man nun hiemit den Inhalt von Goethe's Taſſo, ſo bemerkt man faſt denſelben Umfang der Fabel, verwandte Scenen im Anfange, einen gleichen Schluß, und auch im Innern Manches, was überraſchend übereinſtimmt. Die Benutzung deſſelben Stoffes iſt das zu erklären nicht im Stande. Denn ſchon der Gedanke, einen Taſſo zu ſchreiben, der nicht hochtragiſch mit der Einſperrung in St. Anna, ſondern novelliſtiſch mit ſeiner erſten freiwilligen Entfernung von Ferrara nach Rom endet, iſt ganz eigenthümlich und durch den Stoff nicht bedingt: und doch Goethen mit Goldoni gemein. Ferner iſt die Freundſchaft der Prinzeſſin und der Sanvitale in keiner hiſtoriſchen Quelle erwähnt und ein vertrautes Geſpräch zwiſchen ihnen in der Expoſition mit verwandten Anklängen kommt kaum durch Zufall zweimal vor. Endlich gehört hieher wohl auch der Umſtand, daß in beiden Stücken dem Taſſo in Folge einer Intrigue der Rath gegeben wird, Ferrara zu verlaſſen und er das für ein Zeichen der Ungnade nimmt, daraus folgert, er müſſe ſich verſtellen und zugleich ſeine gänzliche Entfernung vom Hofe beſchließt; dann aber, in ſeinem Vorſatze wankend gemacht, bleiben will — und nun gerade von den Umſtänden mit Gewalt fortgetrieben wird. Es ſcheint daher nicht unwahrſcheinlich, daß Goldoni's Stück, trotz ſeines völlig verſchiedenen Charakters, doch einigermaßen auf den Plan Goethe's eingewirkt hat. Wenn ſonſt die Tragödie die traveſtirende Komödie veranlaßt, ſo hat hier umgekehrt die Traveſtie mitgewirkt, die Tragödie hervorzurufen und zu geſtalten. Nur müſſen wir dabei ausdrücklich bemerken, daß von einem eigentlichen Gewinn für Goethe dabei allerdings nicht die Rede ſein kann. Denn es handelt ſich hier gerade nur um Allgemeinheiten in der Anordnung, bei denen es jedem wahren Dichter gleichgiltig iſt, ob er ſie ſelbſt erfindet oder aufnimmt. Auf die Ausführung des

Digitized by Google

Goethe'ſchen Taſſo im Einzelnen hat Goldoni keinen Einfluß geübt, es wäre denn, daß er ihn veranlaßt hätte, dem Antonio, als er von Taſſo's hypochondriſchen Launen ſpricht, die beiden Verſe in den Mund zu legen:

Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menſchen quält und andre plagt.

Paul-Louis Courier.

Von

K. A. Mayer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die alte Fabel von dem Rieſen Antäus, der nur ſtark war, wenn ſeine Füße die Mutter Erde berührten, von Herkules emporgehoben aber ſeiner Kraft verluſtig ging, hat für uns Deutſche, von aller antiquariſchen Deutung abgeſehen, einen beſonders tiefen Sinn und verdient, uns vor allen andern Völkern immer wieder als Warnungstafel vorgehalten zu werden. Nicht in der Luft, nur mit dem Boden der Wirklichkeit in ſteter Berührung ſind wir ſtark; nur auf dem »goldenen Baume des Lebens« reifen die Blüthen des Geiſtes zu erquickender Frucht. Der hohe Gedanke, über den der Philoſoph brütet, die reichen Stoffe, welche der Gelehrte, am Webeſtuhl der Wiſſenſchaft ſich ämſig regend, zuſammenfügt, die feinen Kunſtgebilde, die aus dem Pinſel des Malers, aus der Feder des Dichters quellen — ſie alle haben nur Werth, wenn ſie, über die engen Grenzen des Fachs und der Kennerſchaft hinaus, in der Menge des Volkes, in der Nation zünden, Wärme ſtrahlend und Wärme zurückempfangend in der Berührung mit dem Leben. — Ein Blick auf die neueſte Entfaltung der Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland offenbart auch, daß die dringende Forderung nach weiterer praktiſcher Bedeutung auf dem Gebiete des Geiſtes williger als ſonſt Gehör findet. Von Tage zu Tage ringt ſich der ſo lang emporgehaltene deutſche Antäus der Erde näher; ſchon rührt er mit des Fußes Spitze an den Boden — o laßt uns fröhlich ausdauern in der Hoffnung, daß er nun

Digitized by Google

endlich bald auf feſten Sohlen ſtehen und die langgereifte Kraft herrlich offenbaren werde!

Vorſtehende Betrachtung drängt ſich auf bei dem Hinblick auf einen Mann aus dem benachbarten Auslande, der, wie kein Anderer ſeiner Nation, die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu vermählen verſtand, ja der recht eigentlich die ſcharfen Waffen, die er führte, in der Wiſſenſchaft, in dem unausgeſetzten Studium des Alterthums geſtählt hat. Und zwar des griechiſchen Alterthums. Denn nicht, nach der Romanen Art, zur nächſten abgeleiteten Quelle, dem verwandten Römerthume, ging Paul-Louis Courier: ſondern die Urfriſche der Hellenen feſſelte ihn und hielt ihn ſo innig feſt, wie ſie nur je einen deutſchen Sprachforſcher gehalten, ihn, der ſonſt aller deutſchen Art ſo fern ſteht. Aber die Betrachtung und Durchforſchung des Alterthums war nicht ſein letztes Ziel, er beſchränkte ſich nicht darauf, gelehrte Arbeiten an den Tag zu fördern. Vielmehr als er, reif an Jahren, aus der Verſenkung in ſein ſchönes Griechenthum erwachte, beſann er ſich vor Allem darauf, daß er Franzoſe ſei; mit Demoſthenes' Waffen angethan, trat er hervor, um für ſein Volk zu ſtreiten: bis, nach wenigen Jahren erfolgreichen Kampfes, ihn ein heimlicher, noch unenthüllter Mord von der Höhe des Daſeins jählings hinwegraffte. Soldat und Gelehrter, ſodann Bauer und Gelehrter, erkannte er erſt ſpät an der außerordentlichen Wirkung ſeiner Flugſchriften jene Kraft und Schönheit ſeiner Darſtellung, die ihn den genialſten, vollendetſten Proſaikern ſeiner Nation beigeſellt. Er, der blitzeſchleudernde Pamphletiſt, erſcheint neben Beranger, dem Liederdichter (mit dem er auch das gewöhnliche Martyrthum, die Gefangenſchaft in der Sainte Pelagie, getheilt hat), als einer der glücklichſten Bekämpfer der Reſtauration. Aber er feiert nicht, nach Art des Chanſonnier, den eitlen Ruhm der Kaiſerzeit: Courier

Digitized by Google

war kein Mann aus dem Volke, wie Beranger, und darum auch nicht deſſen Vorurtheile theilend, er war nur ein Mann für das Volk, der bei jeder Gelegenheit die Gloire, den Köder und das Spielzeug des Franzoſen, unter die Füße tritt, ein ſtarker, offener, herber, unbeſtechlicher Charakter, aufgenährt mit dem republikaniſchen Geiſte des Vaters und ſeiner Griechen. Von einem ſolchen Manne zu reden und dem Leſer ſeine Schriften ans Herz zu legen, iſt jetzt wohl an der Zeit. Stehen wir nicht, wie er, in einer Reſtaurationsperiode? Werden die Kämpfe, die er durchfochten, nicht auch bei uns gekämpft? Sehen wir nicht täglich die Leiden, die er erfahren, auch den Unſern auferlegt?

Wohl mußte ein Mann, der ſo tief ſchneidende Waffen zu Gunſten der Volkswohlfahrt führte, »den Männern, die von der Revolution nichts gelernt hatten,« furchtbar ſein. Wie ſcharf und ſchönblitzend zugleich waren ſie aber auch, dieſe Waffen! War doch kaum, ſeit Pascal die Jeſuiten vernichtet, ein ſo glänzender Kämpfer auf der Arena erſchienen. Und welche literariſche Schule hatte ſo viel Schönheit und Kraft gebildet? Waren es die Klaſſiker oder die Romantiker oder eine Übergangsgruppe, an die er ſich anſchloß? Denn ein Autor ohne Schule, ohne Anhang — wie wäre das denkbar geweſen in Frankreich, wo die Convention auch in der Literatur ſo viel gilt und das Original, als ſolches, verdächtig iſt?!

Und dennoch — Courier ſtand allein! Er verlachte dieſe »Klaſſiker« vom neueſten Datum, die, von der einſeitigen Höhe unter dem vierzehnten Ludwig herabgeſunken, den neuen Wein in ihre wurmzerfreſſenen Schläuche faſſen wollten. Während er vor »Meiſter Franz», d. h. vor Rabelais, und vor »dem guten Manne«, d. h. vor Lafontaine, den Hut zieht und ſeine Schriften gern mit den Witzworten des Einen

und den Verſen des Andern verbrämt, ſieht er mit Geringſchätzung auf den Stil der Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts: ſo daß er ſogar gegen einen Diderot und Rouſſeau ungerecht wird und »dem geringſten Weibſen« aus des großen Ludwigs Zeit (alſo etwa einer Frau von Sevigné) den Vorzug giebt. »Alle dieſe Leute,« ſagt er nach ſeiner keckenArt, »ſind, was die Sprache angeht, Eſel mit Sack und Pack (ânes bâtés) — um eins ihrer eigenen Worte zu gebrauchen.« — Aber auch die Romantiker, die wenige Jahre nach Courier's Tode das Erbe des franzöſiſchen Parnaſſes antraten, dürfen ihn, ſo viel ſie auch von ihm gelernt haben mögen, nicht zu den Ihrigen zählen. Wäre ihm Leben vergönnt geweſen, ſicher hätte er auf dieſe geſpreizten, krampfhaft verzückten Verkünder des neuen Evangeliums ſeine Geißel geſchwungen. Courier ſtand allein, weil ſeine faſt ausſchließlich helleniſche Bildung einzig in ſeiner Art war. Das Griechenthum und das Leben waren ſeine Schule; unter den Franzoſen galten ihm Rabelais, der ein ebenſo unabhängiger Geiſt wie er war, ſowie Lafontaine und Pascal als große Vorbilder der genialen Originalität, der Formenſchönheit, der Gewalt und Schärfe der Rede. Er hat ſich an ihnen gebildet, aber keinen nachgeahmt. So iſt er nur ſich ſelbſt gleich und ruht nur auf ſich allein: wie er denn auch niemals, im Gegenſatze zu andern Schriftſtellern, von jenen literariſchen Trabanten umgeben war, die den Freund rechts und links mit ihrem Degen zu decken und für ihn in die Ruhmestrompete zu ſtoßen pflegen.

Nicht in dem Inhalte ſowohl, als in der Form, womit Courier ſeine Stoffe behandelte, ruht ſein literariſches Verdienſt. Die Gegenſtände, die unter ſeiner Feder die gewaltigſte Wirkung thaten, liegen in Jedermanns Hand, ſie werden

täglich in öffentlichen Blättern und Flugſchriften bis zum Überdruſſe erörtert. Von Courier berührt, erhalten ſie Adel: wie er denn auch jeden Brief, jedes leicht hingeworfene Billet zum Kunſtwerke zu ſtempeln weiß. Er iſt ein Virtuoſe, von dem Ihr, wenn Ihr erſt ſein Spielen kennt, ſagen werdet: So führt nur er den Bogen! Gedanken, Vorurtheile, Anſichten, Gefühle, Redewendung und Ausdruck, Alles gehört nur ihm allein.

Und wie fein iſt das Ohr dieſes Virtuoſen! Entſchlüpft ihm in einem Schreiben an den nächſten Freund eine Härte, ſo ermangelt er nicht, ſich deshalb zu entſchuldigen. Der Andere hätte ſie nicht gefunden; aber es iſt ihm unerträglich, daß ſie daſteht. Ein paar ausgeſtrichene Stellen entſchuldigt er, indem er ſagt: »Sie werden Ihnen wenigſtens beweiſen, daß ich als gewiſſenhafter Mann die Feder führe und Franzöſiſch zu ſchreiben trachte, ſo gut ich nur immer kann.« — Und wie Wenige ſchreiben ihm zu Danke. »Es giebt ein halb Dutzend Leute in Europa, welche Griechiſch verſtehen,« heißt es in einem dritten Briefe, »Leute, die Franzöſiſch verſtehen, ſind noch ſeltner zu finden.« Darum gelten ihm auch Iſokrates, Lucian und Plutarch ſo viel, weil ſie ſtiliſtiſche Muſter ſind. »Ich corrigire jetzt einen Plutarch,« ſchreibt er 1809 aus der Schweiz an einen Pariſer Gelehrten, »das iſt ein komiſcher Schriftſteller, der in ſeiner Sprache geleſen ſein will, um erkannt zu werden; denn ſein Verdienſt ruht in ſeinem Stile. Was kümmern ihn die Thatſachen? Er nimmt nur die, welche ihm behagen, und hat nur Eins im Auge, nämlich: ſich als ein geſchickter Mann von der Feder zu bewähren. Er ließe Pompejus die Schlacht bei Pharſalus gewinnen, wenn dies ſeiner Phraſe mehr Rundung gäbe. Und er hat Recht. Alle dieſe Poſſen, die man Geſchichte

Digitized by Google

nennt, haben nur Werth, wenn der Geſchmack ihnen Zierde leiht« *).

Sicher hat Courier nicht wenig zur neueſten Entwickelung der franzöſiſchen Sprache und Literatur beigetragen. Was die Romantiker Gutes haben: die lebenswarme Rede, die ſich theils aus dem alten kräftigen Schriftenthume der Nation, theils aus der Sprache des gemeinen Lebens mit neuem Blute erfüllt hat, dieſe lebenswarme Rede, ſag' ich, ſammt dem lebenswarmen, d. h. nationalen Inhalte, liegt bei Courier in köſtlichen Muſtern vorgebildet, freilich nur in Muſtern der Proſa, zu der aber fortan Jeder wird treten müſſen, der den Geiſt der franzöſiſchen Sprache aus ihrem friſcheſten Springquell ſchöpfen will.

Die Schriften Courier's, wie ſie mir in der von Armand Carrel bevorworteten neueſten Ausgabe in vier Bänden von 1829 und 1830 vorliegen **), laſſen ſich, ihrem Hauptinhalte nach, unter drei Abtheilungen bringen:

1) Briefe aus den Jahren 1787—1824, großentheils in Abſchriften, als eine Art Tagebuch, von ihm ſelber aufbewahrt und erſt nach ſeinem Tode dem Druck übergeben, an Zahl nahe an anderthalbhundert.

2) Gelehrte Arbeiten: kritiſche Ausgaben und Überſetzungen griechiſcher Schriftſteller, wie ſie unten näher angegeben werden ſollen.

3) Pamphlete, Bittſchriften und Zeitungsartikel ꝛc. vom verſchiedenſten Inhalte, dem größeren Theile

*) III., 257 in der Geſammtausgabe von 1829 und 1830.

**) Die früheren Sammlungen ſeiner Werke aus den Jahren 1826 und 1828 ſind weniger vollſtändig. — Carrel war nach der Julirevolution Redacteur des republikaniſchen Journals Tribune, dann mit Thiers Gründer des National.

Digitized by Google

nach aus dem Standpunkte der Oppoſition in den Jahren 1816—1824 (1825 ward Courier ermordet) geſchrieben.

Was zunächſt die Briefe angeht, ſo ſind ſie großentheils auch ihrem Inhalte nach ſehr intereſſant, indem ſie uns nicht allein das lebendigſte Charakterbild dieſes ſchroffen, wunderlichen, launenhaften, miſanthropiſchen und doch wieder leichtfertigen, lebensfrohen, liebenswürdigen, überall aber höchſt geiſt- und charaktervollen Menſchen geben, der für die Götzen der Zeit keine Silbe der Bewunderung hat, ja nur immer darauf ausgeht, ihre thönernen Füße aufzudecken: ſondern ſie gewähren eben dadurch auch die tiefſten Blicke in die Zeit ſelbſt, beſonders in die italieniſchen Kriege, an denen er von 1798—1809 Theil genommen. Es ſind die ehrlichſten Memoiren in Briefform, die je geſchrieben worden, in denen die Helden des Kaiſerreichs, mit ihrem Meiſter an der Spitze, vorbeidefiliren, nicht in großer Uniform, mit Kreuzen und Sternen bedeckt, ſondern im ſchlichten Hauskleide. Aber es iſt kein Kammerdiener, der hier beobachtet, ſondern ein überlegener Geiſt, ein freier Mann unter Tauſenden von goldbetreßten Knechten, ein unerbittlicher Tyrannenfeind, der dem Deſpoten keine wahre Größe zuerkennen mag, der nicht ſelten leidenſchaftlich und einſeitig, aber immer als redlicher Mann, ſein Urtheil ſpricht. Und in welch köſtlichem Stile ſind dieſe Briefe geſchrieben! Leicht, wie Champagnerſchaum aus der Tiefe des Glaſes aufſteigt, perlt und ſprudelt es auch hier; man ſieht keine Mühe und doch iſt hier überall ſo viel Kunſt. Und dabei iſt Courier für jeden Andern ein Anderer, indem er ſtets eine dem Correſpondenten verwandte Tonart anſchlägt, ohne je ſich ſelbſt aufzugeben, und raſtlos wechſelt, wie das Kaleidoſkop, das bei jeder Wendung neue farbenblitzende Bilder giebt.

Als Courier's höchſte Leiſtungen, nicht allein dem In-

Digitized by Google

halte, ſondern auch der Form nach, ſind ſeine Flugſchriften zu betrachten, mit denen er, drei und vierzig Jahre alt, aufzutreten begann, jene ſcharfen Pfeile, welche die krankhaften Stellen des damaligen Staatslebens ſchonungslos zerfleiſchten. Nun erſt, als er die Gewaltſamkeiten und die Schleichwege der Adels- und Prieſterkaſte und des knechtiſchen Beamtenthums in einer Sprache aufwies, die jeder Bildungsſtufe zugänglich war und welche, rein, wie aus dem lauterſten Golde getrieben, die Bewunderung Aller, ſelbſt der Feinde erregen mußte, nun erſt erkannte man den Werth dieſes im Winkel der Provinz vergrabenen Sonderlings: und während die Behörden ſeine gefährliche, beiſpielloſe Offenherzigkeit durch alle Mittel zu erſticken ſuchten, umwand die Nation ſein ſchon ergrauendes Haupt mit dem Lorbeer und erhob ihn zu ihrem Lieblinge.

Paul-Louis Courier iſt am vierten Januar 1772 zu Paris geboren. Nach Meré, dem väterlichen Lehngute in der Touraine, erhielt er in der Taufe den adeligen Namen de Meré, wovon er jedoch niemals Gebrauch machte. Vielmehr wollte er, nachdem er das Gut zu bewirthſchaften angefangen, lieber für einen Landmann gelten, und pflegte ſich in ſeinen Flugſchriften »den Winzer oder Holzhauer Courier« zu nennen. Sein Vater, Jean Paul mit Vornamen, ein Mann, der nicht bloß Reichthum, ſondern auch Geiſt und Charakter beſaß *), hatte in Paris einem Herzoge d'O . . . anſehnliche Summen geliehen und zugleich ein Liebesverhältniß mit deſſen Gemahlin unterhalten. Die Störung ſeiner Ehe focht den Herzog wenig an; als aber Jean Paul ſein

*) Am Schluſſe des vierten Theils unſerer Geſammtausgabe findet man eine unvollendete, von dem Sohne hochgeſchätzte Paraphraſe eines Pſalms von Jean Paul Courier.

Digitized by Google

Darlehen zurückbegehrte, traf er die ſchwache Seite des hohen Herrn, der nun ſeine Leute hinter ihm herſchickte, den Unverſchämten todt zu ſchlagen. Jean Paul entrann den Mordgeſellen, mußte jedoch, da die Sache großes Aufſehen machte, die Hauptſtadt verlaſſen, um den Herzog nicht wieder in Verſuchung zu ſetzen. Dieſe Verbannung war ein Glück für Paul-Louis; der Vater vergrub ſich auf ſeinem Gute in der Touraine und ſtellte ſich fortan die Lebensaufgabe, ſeine reiche klaſſiſche Bildung auf den Sohn zu übertragen. So wurde in dem talentvollen Knaben ſchon frühe der Sinn für die Studien genährt; zugleich ſog er aber auch den Haß des Vaters gegen jenen damals noch ſo zahlreichen Theil des Adels in ſich, welcher den Zufall der Geburt als Verdienſt rechnet und ſich deshalb der Mühe überhoben glaubt, Verdienſte zu erwerben.

Der Vater hatte Paul-Louis zum Genieofficier beſtimmt; ſtatt des officier du génie ſollte er aber einen officier de génie — wir meinen: einen genialen Officier von wunderlicher Art — erzielen. Der Mathematikunterricht, den er dem Sohn ertheilte, galt als Hauptgegenſtand; nebenher wurden alte und neue Sprachen getrieben. Der Knabe, der das Nebenher mit beſonderer Liebe trieb, war ſchon mit fünfzehn Jahren des Griechiſchen vollkommen mächtig, hatte im Lateiniſchen gute Fortſchritte aufzuweiſen und war auch mit der Mutterſprache und deren Muſterſchriftſtellern vertraut. Mit der Mathematik lebte er in einer Art Zwangsehe, während das Griechiſche ſein ganzes Herz beſaß, ein Verhältniß, das nun auch in Paris fortdauerte, wohin er zur Vollendung ſeiner Ausbildung geſchickt wurde. So kam es, daß Callet, ein Mathematiker von Ruf, deſſen Unterricht er beſonders nutzen ſollte, nur halbe Früchte bei dem talentvollen Schüler erntete; den Vorträgen Vauvillier's dagegen, der alte Sprachen

am Collége royal lehrte, folgte der Jüngling mit außerordentlicher Wißbegier und dem glücklichſten Erfolge. Gleichwohl ſchien es auch hier auf kein geregeltes, umfaſſendes Studium des Alterthums, wie es der Philologe von Fach bedarf, abgeſehen; vielmehr war es hauptſächlich ein Genießen und Verarbeiten ſeiner Lieblinge, der Rhetoren, was ihn jetzt und ſein ganzes Leben durch feſſelte. Mit Hintanſetzung der Koryphäen aus der Blüthezeit der griechiſchen Literatur hielt er an dieſen Autoren vom zweiten Range feſt: offenbar eine Wahl aus Inſtinct, der ihm zuwies, was er einſt zur glücklichen Handhabung der Mutterſprache bedurfte.

Beim Ausbruche der Revolution zählte Courier ſiebzehn Jahre. Leicht, unermüdlich und von feſter Geſundheit, trieb er alle Leibesübungen mit großer Luſt. Ballſchlagen und Lauf waren ihm, vielleicht als helleniſche Spiele, beſonders lieb; nur der Tanzlehrer ſah ſich ſchnell wieder entlaſſen. Paul-Louis war übrigens nicht ſchön von Geſichtsbildung; vielmehr zeigt das Portrait des freilich ſchon älteren Mannes, das unſerer Geſammtausgabe vorgedruckt iſt, ein finſteres Geſicht von unregelmäßigen Zügen. Er ſelber ſcherzt wiederholt über ſein Äußeres, wie er denn z. B. in einem luſtigen Briefe an Couſine Pigalle, wo von Gähnen die Rede, ſeinen aufgehenden Mund mit dem Klaffen eines Koffers, das Mäulchen der Couſine mit einem Döschen vergleicht.

Am vierzehnten Juli 1789, als das Volk aus dem Hotel der Invaliden ſich Waffen holte, womit es ſofort den Sturm der Baſtille begann, befand ſich Courier beim Ballſchlagen in den Champs-Elyſés. Er miſchte ſich unter die Wogen des Volks und eroberte ſich ein Piſtol. Zwei Jahre ſpäter, als ſein verehrter, ausgezeichneter Lehrer Labbey, der Nachfolger Callet's, an die Artillerieſchule von Chalons verſetzt wurde, erbat er ſich vom Vater die Erlaubniß, ihm nach der ſtillen Champagne

Digitized by Google

— où nous serions presque seuls, ſchreibt er — folgen zu dürfen; er hoffe dort mehr Raum für ſeine griechiſchen Studien zu gewinnen, als in der Hauptſtadt, im heftigſten Sturmeswehen der Revolution. Aber ſchon im folgenden Jahre (1792), als die Preußen in die Champagne einrückten, erlitt die Kriegsſchule zu Chalons eine Unterbrechung und die Eleven wurden zur Bewachung der Thore verwendet, vor denen man Kanonen aufgeführt hatte.

Den Studien zurückgegeben, ſah Courier die Zeit heran-nahen, wo er die Prüfung beſtehen ſollte. Allein der Fleiß der letzten Monde konnte nicht die Lücken von Jahren erſetzen. So, als Fragen aus der Hydroſtatik an ihn geſtellt wurden, gab er dem prüfenden Lehrer zur Antwort: »Von dieſen Dingen weiß ich nichts; vergönnen Sie mir aber einige Tage ſo will ich mich darin umthun.« Man gewährte ihm die kurze Friſt, und als er ſich dem Examinator von Neuem ſtellte, gerieth dieſer in Staunen über ſeine Kenntniß. Am erſten Juni 1793 erhielt Courier ſein Lieutenants-Patent und zugleich den Befehl, nach kurzem Beſuche bei den Ältern, zu Thionville im Moſel-Departement in Garniſon zu treten.

So beginnt das militairiſche Leben unſeres Freundes, das erſt mit der Schlacht bei Wagram (1809) ein Ende nehmen ſollte. Fragt man, warum ein durch ſein Vermögen unabhängiger Mann, deſſen ganzes Herz an den Studien hing, ſechzehn Jahre lang in einem Stande verharren konnte, für den er nicht geſchaffen war, der ihm keine Lorbeeren brachte, den er hundertmal in ſeinen Briefen (mit Anſpielung auf eine Stelle in Regnier's Satyren) un vil métier nennt: ſo iſt hierauf etwa Folgendes zu antworten. Der Wunſch des Vaters, ſeine Erziehung und der allgemeine Kriegsruf der Zeit hatten ihn zum Waffenwerk berufen, welches ſeiner unſtäten Natur immerhin eben ſo wohl zuſagen mochte, als

Digitized by Google

das Stillſitzen des Fachgelehrten in der Bücherzelle. Denn ſein Geiſt bedurfte zweier Nahrungsquellen, von denen jede dieſer Lebensweiſen nur eine bot: ein friſches Schwimmen im Strome des Lebens und Bücher. Daß er unter den Fahnen der Republik, im Dienſte der jungen Völkerfreiheit ſtand, brachte er jedenfalls wenig in Anſchlag, da ihm die Männer, welche den wild dahinſtürzenden Wagen der Revolution zu regieren trachteten, nur Zerrbilder jener Republikaner des Alterthums, an denen ſein Herz hing, dünken mochten. Und als endlich der Corſe ſich aufſchwang und, mit ſtraffer Fauſt die Zügel haltend, die Geißel der Deſpotie über die zuſammenſchauernden Roſſe ſchwang: ſo hielt er auch da noch immer an Bellona's Schleppe feſt, dem abenteuerlichen Leben, das zwiſchendurch viele Muße verſtattete, der guten Kameradſchaft und dem ſchönen klaſſiſchen Italien zu Gefallen. — Wie dann endlich ſeine Geduld völlig zur Neige ging, werden wir zu ſeiner Zeit erfahren.

An Umſicht und kaltblütiger Tapferkeit fehlte es Courier übrigens keineswegs; wohl aber konnte ſich ſein Drang nach Unabhängigkeit der ſtrengen Disciplin nicht fügen. Schon als Artillerieſchüler in Chalons war er oft des Nachts über die Mauer geklettert, um zu ſeiner Schlafkammer zu gelangen; denn zum Thorſchluß immer zu Hauſe zu ſein, war ihm unmöglich. So bequemte er ſich auch als Offizier niemals zu einem Schnurrbarte, vielleicht weil dieſer bei den Alten das Abzeichen der Barbaren war. Auf ſeinen Kriegszügen vergißt er, in Bibliotheken vergraben oder durch den Umgang mit gelehrten Freunden gefeſſelt, nicht ſelten die Marſchordre. Er iſt nur mit halber Seele Soldat, und wir dürfen uns nicht wundern, daß er, nachdem er ſchon 1795 zum Escadronchef befördert worden war, ſeitdem keine weitere Beförderung erlangte. »Ein ſeltſamer Held, unſer Courier,« ſagt Carrel in

Digitized by Google

ſeiner biographiſchen Skizze. Eine herzliche Verachtung gegen den Krieg ergreift ihn, ſo bald er ihn in der Nähe ſieht. Seine Kameraden, die eifrigen Knechte des Deſpoten, rücken auf geraden und krummen Wegen auf, bedecken ſich mit Ruhm, bereichern ſich mit Plünderung. Ihm fällt kein anderes Glücksloos zu, als der Genuß, den er aus der Anſchauung der Kunſtwerke, aus dem Studium der Bibliotheken und im Verkehr mit den Gelehrten des eroberten Landes findet. Die Berichte der Generale, die Beförderungen ſind, wenn man ihn hört, nur Lügen und Ränke. Tritt ihm die Gefahr unter die Augen, ſo hält er ihr mannhaft Stand; er will ſehen, was es damit auf ſich hat, will das Recht haben, über die Tapfern zu ſpotten, die nichts als tapfer ſind. Bisweilen übernimmt er die gefährlichſten Aufträge; mit der Hälfte ſeiner Kühnheit hätte ſich ein Anderer einen hohen Grad verdient. Aber er hat nicht das Geſchick hervorzutreten und ſein Verdienſt an den Mann zu bringen. Niemand als ein paar Freunde wiſſen, daß er gelehrt iſt, daß er, der unbedeutende Hauptmann, der oft Monate lang nichts anderes zu beſchaffen hat, als roſtige Kugeln zu zählen, alte Sprachen, Manuſcripte und Inſchriften, wie kein Anderer, verſteht. So ſchweift er die beſten Jahre ſeines Lebens abenteuernd umher, avec la destination de moucher les chandelles, wie er ſagt; ſcheinbar müſſig, aber mit Bienen-Ämſigkeit Honig ſammelnd, bis endlich die Zeit kam, die ſeinen Reichthum zu Tage bringen ſollte.

Vom Jahre 1793 — 94 ſehen wir Courier in der Garniſon zu Thionville; dann 1794 als Premierlieutenant bei der Moſelarmee in Bliescaſtel und zu Trier, wo er in einer üppigen Abtei ſein Quartier aufgeſchlagen hat. Hoche, ſein Oberfeldherr, zählte damals 23 Jahre, der Chef des Generalſtabs 18, ſeine Oberſten und Brigadechefs großentheils noch nicht zwan-

Digitized by Google

zig Jahre. So glänzende Beiſpiele konnten unſern Freund nicht vermögen, den Krieg mit Eifer zu ergreifen. Schon aus Thionville begehrt er von der Mutter ſeinen »ſchmutzigen Demoſthenes und andere Lieblinge.« Denn die Bücher, ſchreibt er, »ſind meine Luſt und faſt meine einzige Geſellſchaft, und mich ärgerts jedesmal, wenn man mich zwingt ſie zu verlaſſen.« Im Jahre 95 befindet er ſich mit dem Hauptquartier vor Mainz. Wurmſer'ſche Huſaren nehmen ihm ein dutzend Claſſiker, die er mit ſich führte, weg; der Offizier aber, der die Schwadron commandirte, ſchickt ihm, hocherſtaunt über den gelehrten Lieutnant der einen und untheilbaren Republik, mit einem artigen Briefe ſeine Hand- und Wanderbibliothek zurück: ein Vorfall, den Courier gern zu erzählen pflegte. Übrigens behagt ihm die Blokade bei rauher Jahrszeit wenig. »Faſt wär' ich hier eingefroren, ſchreibt er an ſeine Mutter, und nie war ich ſo nahe daran vollſtändig zu kryſtalliſiren.«

Hier vor Mainz war es auch, wo ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters auf das Schmerzlichſte überraſchte. Uneingedenk ſeiner Dienſtpflicht und nur der verlaſſenen zärtlich geliebten Mutter gedenkend, eilt der junge Hauptmann ohne Urlaub nach ihrem Aufenthalte la Véronique bei Luines. In der Muße des ländlichen Aufenthaltes verſenkt er ſich hier in Cicero und überſetzt mit wunderbarer Sicherheit die Rede pro Ligario. Unterdeſſen wurde er von Seiten der Armee als Ausreißer zurückgefordert, und nur nach großen Anſtrengungen gelang es ſeinen Freunden in Paris, den Flüchtling aus der Schlinge zu ziehen und ſeine Verſetzung nach dem Süden Frankreichs zu bewirken. War er diesmal auch geborgen, ſo haftete doch der Makel auf ihm, und fortan blieb ihm, wie wir wiſſen, jedes weitere Aufrücken verſagt.

In Toulouſe, wohin ihn ſein neuer Dienſt rief, machte

Digitized by Google

er die Bekanntſchaft Chlewaski's, eines gelehrten Polen, an den ein Theil ſeiner Briefe aus Italien gerichtet iſt. Ganze Tage lang ſchloſſen ſich dieſe beiden Männer zu gemeinſchaftlichen Studien ein; dann am Abend legt Courier ſein Ballkleid an und ſtürzt ſich in den Strudel der Vergnügungen. Er hatte nun doch endlich, nach wiederholten vergeblichen Verſuchen, tanzen gelernt und tanzte nun mit Leidenſchaft; ja er unternahm es ſogar, Damen in ſeiner neuen Kunſt zu unterrichten. Es war in den Jahren 1796 und 97, in jener Zeit, wo Frankreich, nach dem Sturze der Terroriſten wieder aufathmend, der tollſten Luſt ſich hingab. Courier, der überhaupt die Weiber liebte, ohne je von ihnen ſich feſſeln zu laſſen, warf ſich eine Zeit lang in den Strudel. Eine der Tanzſchülerinnen war mit dem Meiſter in ein zu nahes Verhältniß getreten; die Familie drohte Rache zu nehmen, und unſer Profeſſor des Tanzes mußte plötzlich an einem kalten Decembermorgen Toulouſe den Rücken wenden.

Er begab ſich nach la Véronique und Paris, von wo er im Frühling 1798 zur ſogenannten engliſchen Armee nach der Bretagne abging. Nachdem er mit einem General ſeiner Waffe die Nordküſte bereiſt hatte, nahm er auf kurze Zeit in Rennes ſeinen Aufenthalt und ſkizzirte ſein Lob der Helena nach Iſokrates.

Neue Befehle wieſen Courier nach Italien, das ſchon längſt der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht geweſen war. Er hatte, als er im December 98 dahin abging, Freund Chlewaski eine ganze Odyſſee von Schilderungen in Briefen verſprochen; »mes lettres vous pleuvront une page pour une ligne.« Allein Italien ſtellte ſich nicht als das gelobte Land dar, welches unſer Freund erwartet hatte; der Zuſtand der Unterdrückung, der Erniedrigung und des Elends, in welchem er die ſchöne Halbinſel fand, zerriſſen ſein Herz. »Sagen

Digitized by Google

Sie denen, die Rom ſehen wollen — heißt es in einem ſeiner wenigen Briefe an Chlewaski vom 8ten Januar 1799 — daß ſie nicht länger zögern; denn täglich ſchändet das Schwert des Soldaten ſeine Schönheit, täglich berauben es die Geierklauen franzöſiſcher Agenten ſeines Schmucks. Wie viel Fremde ſtrömten ehedem hier nicht von allen Enden der Welt zuſammen! Jetzt bleibt nur noch, wem die Flucht verſagt iſt oder wer unter den Lumpen des verſchmachtenden Volkes dem letzten Reſt von Habe, welcher der Bedrückung und dem Raube entgangen iſt, mit dem Dolch in der Hand nachſpüren mag. Brod gehört nicht mehr zu den verkäuflichen Dingen; Jeder verſteckt daheim, was er mit Lebensgefahr davon auftreiben kann. Sie kennen das Wort: panem et circenses. Die Römer miſſen heut zu Tage beides und noch weit mehr. Wer nicht Commiſſair oder General, wer nicht Bedienter oder Reverenzmacher bei dieſen Herren iſt, kriegt kein Ei zu Geſichte. Während die nothwendigſten Lebensmittel ſämmtlich für die Einwohner der Stadt unerreichbar ſind, halten mehre Franzoſen, und zwar keiner von denen, die den höchſten Federbuſch tragen (des plus huppés), offene Tafel für Jedermann. Wahrlich, wir nehmen treffliche Rache an der beſiegten Welt! — Mit den Denkmälern Roms wird wenig beſſer verfahren, als mit dem Volke. Die Trajansſäule iſt freilich noch ungefähr im alten Stande und unſere Spürer, für die nur Werth hat, was ſich wegſchleppen und verkaufen läßt, haben glücklicher Weiſe kein Auge auf ſie. Auch ſind die Basreliefs, womit ſie geſchmückt iſt, außer dem Bereiche der Säbelhiebe; daher ich Hoffnung für ihre Erhaltung hege. Anders aber iſt es mit den Sculpturen der Villa Borgheſe und der Villa Pamfili. Nicht ohne Thränen kann ich an einen allerliebſten Hermes denken, den ich unverſehrt gekannt, ein Bübchen in einer Löwenhaut wie in einer Kapuze ſteckend, mit

Digitized by Google

der kleinen Keule auf den Schultern. Sie ſehen, es war ein Cupido, der Herkules Waffen geſtohlen, ein feines Stück von griechiſcher Hand, wenn ich nicht irre. Davon iſt nur noch das Fußgeſtell übrig, an das ich mit Bleiſtift geſchrieben habe: Lugete, Veneres Cupidinesque! Bei dem Anblick der umhergeſtreuten Stücke würden Mengs und Winkelmann ſich zu Tode grämen, hätten ſie das Unglück gehabt, dies Schauſpiel zu erleben. — Alles was ſich bei den Karthäuſern vorfand, in der Villa Albani, bei Farneſe, Oneſti, im Muſeum Clementinum, auf dem Capitol, iſt weggeſchleppt, geplündert, verloren oder verkauft. Die Engländer haben ihr Theil davon, und franzöſiſche Commiſſaire ſind, als verdächtig wegen dieſes Handels, hier feſtgenommen worden; doch wird das keine weiteren Folgen nach ſich ziehen. Soldaten, welche in die Bibliothek des Vatican eingedrungen ſind, haben unter andern Seltenheiten Bembo's berühmten Terenz zerſtört. Die Venus der Villa Borgheſe iſt durch Diomedes' Nachfolger an der Hand beſchädigt worden, und ein Fuß des Hermaphroditen, immane nefas! iſt zerſchlagen!«

»Man urtheile von der Wirkung (ſagt hier Carrel), den dieſer Brief damals in gewiſſen Kreiſen Frankreichs hervorgebracht haben würde, in welchen man ſich die Miſſion auferlegt glaubte, die halb verlöſchte Fackel des Geiſtes unter uns Franzoſen wieder anzuzünden.«

Courier war Ende 1798 nach Rom gekommen, wenige Tage nach dem Rückzuge der neapolitaniſchen Armee. Das nahe Civita-Vecchia weigerte die Übergabe und hielt eine monatlange Blokade aus. Endlich, in den letzten Tagen des Februar 1799, wurde unſer Hauptmann mit einigen Kanonen dahin beordert, um der Sache ein ſchnelles Ende zu machen. An Ort und Stelle angelangt, ritt er mit einem Dragoner-Officier und einem Trompeter vor die Mauer, um eine letzte

Digitized by Google

Aufforderung an die Widerſpänſtigen ergehen zu laſſen. Eine kleine Strecke vor dem Thore bemerkte Courier, daß eine Rolle Goldſtücke, die er in der Taſche trug, durchgebrochen und zur Erde geglitten war. Während er abſtieg, um ſie zu ſuchen, die Andern aber ihren Weg fortſetzten, vernahm er plötzlich das Krachen von Flintenſchüſſen — und ſiehe! der Trompeter kam allein zurückgeſprengt, der Officier war vom Pferde geſchoſſen worden. Dies Loos hätte wahrſcheinlich auch Courier getroffen, ohne die Goldſtücke oder die durchlöcherte Taſche. Indeſſen ergab ſich Civita-Vecchia, nachdem vergeblich ein Sturm unternommen worden, am 10. März auf dem Wege der Unterhandlung, wobei Courier, der fertig italieniſch ſprach, die beſten Dienſte leiſtete.

Nach Rom zurückgekehrt, tauchte er ſich von Neuem ins Alterthum und verbrachte Tag um Tag in der Bibliothek des Vatican. Während deſſen zog ſich die franzöſiſche Armee nach der Eroberung Neapels unter Macdonald's Führung nordwärts. Ihre letzten Bataillone durchſchritten Rom am 10. Mai, und nur gegen 6000 Mann blieben unter General Garnier zur Vertheidigung der neuen franzöſiſchen Republik in der Stadt zurück. Dieſe Truppen hielten ſich vier Monate lang gegen die vereinigten Anſtrengungen der Inſurgenten und der Neapolitaner. Endlich, als auch die Öſterreicher ſie bedrohten, war ihre Stellung nicht mehr haltbar und es wurde das Übereinkommen getroffen, daß die Sechstauſend zu Schiffe nach Marſeille gebracht werden ſollten. In dieſer Abſicht zogen ſich die Franzoſen am 29. September in die Engelsburg zurück und die Neapolitaner beſetzten die Stadt. Courier, der mit zu jenen Truppen gehörte, vergaß über einem Abſchiedsbeſuche, den er dem Vatican abſtattete, die zum Abmarſch feſtgeſetzte Stunde: und als er Abends ausging, war er der einzige Franzoſe in der Stadt. Beim Schein eines

Digitized by Google

Madonnalämpchens erkannte man den Fremdling; ſogleich erſcholl der Ruf: Jakobiner! Eine Kugel ward auf ihn abgeſchoſſen und tödtete, von der Mauer zurückprallend, eine vor ihm hergehende Frau. Ihr Geſchrei lenkte die Verfolger auf einen Augenblick von ihm ab; es gelang ihm, ſein nahes Quartier zu erreichen, von wo ihn ſein Wirth Chiaramonte, ein alter Edelmann, der ihn liebte, am folgenden Morgen in ſeinem Wagen zu den Kriegsgefährten brachte.

Am 27. October langten dieſe auf engliſchen Schiffen glücklich im Hafen von Marſeille an. Courier begab ſich ſogleich nach Paris, um ſeine zerſtörte Geſundheit wieder herzuſtellen. Von Straßenräubern völlig ausgeplündert, langte er in der Hauptſtadt an. Er warf Blut aus, ein Übel, an dem er öfters litt, und Bosquillon, ſein Arzt, der ihm um ſo beſſer zuſagte, da er zugleich alte Sprachen und Philoſophie der Griechen docirte, bannte ihn vier Monate lang ins Zimmer. Wiederhergeſtellt und bei der Artillerie in Paris beſchäftigt, überſetzte er in ſeinen Mußeſtunden Cicero's Reden gegen Antonius. Ein neuer Krankheitsanfall im Frühling 1801 gewährte ihm neuen Urlaub, den er zu einem Beſuche in la Véronique benutzte. Während ſeiner Anweſenheit ſtarb ſeine Mutter.

Sein erneuerter Aufenthalt in Paris verſchaffte ihm die Bekanntſchaft und Freundſchaft ausgezeichneter Gelehrten, eines Akerblad, Millin, Clavier, Sainte-Croix, Boiſſonade, die fortan in Briefwechſel mit ihm treten. Neben ihnen begegnen wir in ſeiner Correſpondenz den Gelehrten Schweighäuſer, Korai, Villoiſon, Raoul-Rochette, Lamberti, Bosquillon in Paris; Sylveſtre de Sacy, d'Agincourt, Millingen, Frau Marianna Dionigi, Wilhelm von Humboldt (damals preußiſcher Geſandter) in Rom und Anderen. Von den kleinen Arbeiten, welche in den Jahren 1800—1802 in Paris und la

Digitized by Google

Véronique, wo Courier zugleich für die Bewirthſchaftung ſeines Gutes Sorge trug, entſtanden, nenne ich noch: Lob der Helena (zweite Bearbeitung III. 384—407), Reiſe des Menelaus nach Troja, um Helena zurückzubegehren (IV. 383—405), eine unvollendete Erzählung von Courier's Erfindung, worin er mit dem Verfaſſer des Telemach wetteiferte, jedoch ohne einen didaktiſchen Zweck im Auge zu haben; endlich, in Millin's Magasin encyclopédique, einen Artikel über Schweighäuſers Athenäus, nach Carrel die tüchtigſte und zugleich eleganteſte Kritik, welche in dem Magazin erſchienen. Das Lob der Helena überſetzte er zunächſt für eine geiſtvolle Dame von ausgezeichneter Bildung, die ſich auch als Schriftſtellerin bekannt gemacht hat, für die damalige Frau Conſtantia Pipelet aus Nantes. Obgleich aus einem adeligen Geſchlechte in der Picardie ſtammend, hatte ſie den Wundarzt Pipelet geheirathet, der ſie nach Paris brachte. Im Jahre 1803 vermählte ſie ſich in zweiter Ehe mit dem Fürſten von Salm-Dyk, unter deſſen Namen ihre Schriften bekannt geworden.

Im Oktober 1803 erhielt Courier, nachdem er auf ein halbes Jahr nach Straßburg beordert worden war, auf Verwendung der Generale Düroc und Marmont die Beſtimmung, zu einem Regimente reitender Artillerie zu ſtoßen, das zu Piacenza unter den Obriſten d'Anthouard ſtand. Doch verzögerte ſich ſeine Abreiſe nach dem geliebten Lande, das wiederum in franzöſiſche Hand gefallen war, und erſt im März 1804 langt er in Piacenza an. Damals bereitete Bonaparte den Übergang der Republik, die längſt nur noch dem Namen nach beſtand, ins Kaiſerreich vor. Dabei wollte er den Schein gewinnen, als ob ihn der Wille der Nation auf den Thron beriefe, und ſogar die Regimenter, die unfreiſten aller ſeiner Unterthanen, erhielten Befehl, ihre Meinung über den Wech-

ſel der Regierungsform auszuſprechen. Hören wir, was Courier über den Auftritt bei Anthouard's Regiment im Monat Mai an einen Kriegsgefährten berichtet. Ich theile den Brief, der in der That ein Stück Geſchichte iſt, im Originale mit, um nicht durch eine Überſetzung die Farben zu verwiſchen:

Nous venons de faire un empereur, et pour ma part je n'y ai pas nui. Voici l'histoire. Ce matin, d'Anthouard nous assemble et nous dit de quoi il s'agissait, mais bonnement, sans préambule ni péroraison. Un empereur ou la république, lequel est le plus de votre goût? comme on dit: rôti ou bouilli, potage ou soupe, que voulez-vous? Pas le mot. Personne n'ouvre la bouche. Ce la dura un quart d'heure ou plus, et devenait embarrassant pour d'Anthouard et pour tout le monde, quand Maire, un jeune homme, un lieutenant, que tu as pu voir, se lève et dit: S'il veut être empereur, qu'il le soit; mais, pour en dire mon avis, je ne le trouve pas bon du tout. Expliquez-vous, dit le colonel, voulez-vous, ne voulez-vous pas? Je ne le veux pas, répond Maire. A la bonne heure. Nouveau silence. On recommence à s'observer les uns les autres comme des gens qui se voient pour la première fois. Nous y serions encore si je n'eusse pris parole. Messieurs, dis-je, il me semble, sauf correction, que ceci ne nous regarde pas. La nation veut un empereur, est-ce à nous d'en délibérer? Ce raisonnement parut si fort, si lumineux, si ad rem . . . que veux-tu, j'entraînai l'assemblée. Jamais orateur n'eut un succès si complet. On se lève, on signe, on s'en va jouer au billard. Maire me disait: Ma foi, commandant, vous parlez comme Cicéron; mais pourquoi voulez-vous donc tant qu'il soit empereur, je vous prie? »Pour en finir et faire notre partie de billard. Fallait-il rester là tout le jour? Pourquoi ne voulez-vous pas?« Je ne sais, me dit-il, mais je le croyais fait pour quelque chose de mieux. — Voilà propos de lieutenant, que je ne trouve point tant sot. En effet, que signifie, dis-moi . . ., un homme comme lui, Bonaparte, soldat, chef d'armée, le

Digitized by Google

premier capitaine du monde, vouloir qu'on l'appelle Majesté! Etre Bonaparte et se faire Sire! Il aspire à descendre: mais non, il croit monter en s'égalant aux rois. Il aime mieux un titre qu'un nom. Pauvre homme, ses idées sont au-dessous de sa fortune. Je m'en doutai quand je le vis donner sa petite soeur *) à Borghèse, et croire que Borghèse lui faisait trop d'honneur.

La sensation est faible. On ne sait pas bien encore ce que cela veut dire. On ne s'en soucie guère, et nous en parlons peu. Mais les Italiens, tu connais Mandelli, l'hôte de Demandelle: Questi son salti! questi son voli! un alfiere, un caprajo di Corsica che balza imperadore! Poffariddio, che cosa! sicchè dunque, commandante, per quel che vedo un Corso ha castrato i Francesi. **)

Voilà nos nouvelles. Mande-moi celles du pays où tu es, et comment la farce s'est jouée chez vous. A peu près de même, sans doute:

Chacun baise en tremblant la main, qui nous enchaine. ***)

Avec la permission du poète cela est faux. On ne tremble point. On veut de l'argent, et on ne baise que la main qui paie.

Ce César l'entendait bien mieux, et aussi c'était un autre homme. Il ne prit point de titres usés, mais il fit de son nom même un titre supérieur à celui de roi. ****)

Man ſieht, unſer Grieche hat bis jetzt noch kein Verhältniß zu ſeiner Zeit und ſeiner Nation. Napoleons Thronbeſteigung erſcheint ihm nicht ſowohl als Uſurpation, als Mord

*) Marie Pauline.

**) Das ſind Sprünge! das ſind Flüge! Ein Fähnrich, ein Ziegenhirt von Corſica, der emporſchnellt als Kaiſer! O Herrgott, iſts möglich! So hat denn, wie ich ſehe, Commandant, ein Corſe die Franzoſen caſtrirt.

***) Der Vers ſteht in Voltaire's Tod Cäſars Act II. Sc. 2.

****) III. 31.

Digitized by Google

an der Freiheit, dem mit dem finſtern Haſſe eines Brutus zu begegnen wäre; ſie erſcheint ihm noch viel weniger als eine nothwendige Phaſe in der Entwicklung der Geſchichte Frankreichs vom Fürſten- und Volksdeſpotismus zum conſtitutionellen Königthume. Die Weltmiſſion, als deren bewußter und unbewußter Träger Napoleon erſcheint, wird von Courier auch nicht von fern geahnet; das neue Cäſarenthum iſt in ſeinen Augen nichts als ein Poſſenſpiel, das er mit der ſcharfen Lauge ſeines Spottes übergießt, um ihm dann in verächtlicher Gleichgiltigkeit den Rücken zu wenden. »Einen vernünftigen Mann,« ſagte er in einem ſpäteren Briefe an Clavier (III. 67), »können die jetzigen Welthändel nicht kümmern. C'est sottise de méditer sur ce qui dépend des digestions de Bonaparte (wie er den Kaiſer noch immer nennt). Wie dem Oberherrn, ſo verhält er ſich auch der Nation gegenüber. »Ein Volk, das aus ſich machen läßt, was man will,« ſchreibt er an Villoiſon (III. 65), »iſt ſchlimmer als Wachs. — Ariſtophanes hätte ein Wort dafür. Sie freilich werden dem Umſchwung der Dinge Ihre Achtung zollen; ich bin in vollſtändiger Verachtung dieſer Dinge auferzogen worden; mein Vater trägt die Schuld daran.«

Daß nicht allein bei unſerer deutſchen Büreaukratie Vielſchreiberei an der Ordnung iſt, ſondern daß ſie ſogar eine Plage des napoleonſchen Militairs war, erfahren wir gelegentlich in komiſcher Übertreibung aus demſelben Schreiben. »Sie verlangen Briefe von mir,« ſagt er, »weil wir Soldaten doch nur wenig ſchreiben. O, ihr Gelehrten, ihr wißt nicht, was ihr ſagt! Erfahren Sie, daß Mancher von uns mehr ſchreibt, als das ganze Inſtitut; daß täglich von den Armeen hundert dreiſpännige Wagen abgehen, von denen jeder mehre Cent-

ner runde Schrift und Mittelſchrift *) ſchleppen, angefertigt von Leuten in Uniform, von Tabacksſchmauchern und Säbelſchleppern; daß ich allein, der ich nichts bedeute und nichts beſchaffe, hier, dies Jahr hindurch, unter mehr Schriften meinen Namen geſetzt habe, als Sie Ihr ganzes Leben lang leſen; und merken Sie wohl, daß alle Abhandlungen und Geſchichten eurer Akademien, ſeit ihrer Gründung zuſammengebunden, nicht den vierten Theil von dem ausmachen, was der Miniſter jede Woche regelmäßig von uns empfängt. Gehen Sie zu ihm und Sie werden Gallerien, Sie werden weite, hohe Gebäude ſehen, mit unſerer Schreiberei vom Keller bis zum Dache angefüllt, ja überfüllt; Sie werden dort Generale ſehen, deren Lebensaufgabe darin beſteht, ihren Namen zu zeichnen, einen Schnörkel zu ziehen; dintenbefleckte, verſtaubte Officiere, welche den Empfang von Briefen notiren, zu beantwortende und beantwortete Briefe mit Randgloſſen ausſtaffiren. Regulaire Truppen von Schreibern befördern Pakete auf Pakete und bieten von allen Seiten unſeren Generalſtäben die Spitze, welche ſie ihrerſeits mit gleicher Wuth attakiren. Sehen Sie, das ſind Ihre ſchreibfaulen Officiere. O, mein Herr, wie leicht wäre es, wenn man Sie demüthigen wollte, Ihnen darzuthun, daß unter allen Staatsinſtituten heut zu Tage die Akademien am Wenigſten ſchreiben, und daß die Leute vom Degen die meiſte Arbeit mit der Feder thun.«

Übrigens erhielt Courier zu Piacenza aus der Hand

---

*) Ecriture ronde et bâtarde. Die Franzoſen unterſcheiden zwiſchen écriture ronde (runder, ziemlich geradeſtehender Schrift), écriture coulée (ſchiefliegender ſpitzer, ſogenannter engliſcher Schr.) und écriture bâtarde (eigentlich Baſtardſchrift, die zwiſchen den erſtgenannten in der Mitte ſteht: rund-ſchiefliegende Schr.).

Digitized by Google

des Marſchalls Jourdan den Orden der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, die ihn eben nicht loyaler machte.

Auch in die Sittengeſchichte der franzöſiſchen Armee laſſen uns dieſe Briefe merkwürdige Blicke thun. So ſchreibt er an einen Quartiermeiſter im October 1805 aus Barletta im Neapolitaniſchen, wohin er im Sommer 1804 über Parma, Modena, Reggio, Bologna, Sinigaglia und Ancona gegangen war, nachdem er Monate lang in dieſen Städten, zum Theil in wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung, verweilt hatte (III. 71): »Mein lieber Coſtolier, da Sie für mein Pferd ſorgen, ſorg' ich hier für Ihre Maitreſſe. Nachdem Sie fort waren, kam der Befehl, daß alle Frauenzimmer die Armee verlaſſen und ſich auf und davon machen ſollten, ſo gut ſie könnten. Der General will keine mehr; er ſchickt ſeine eigne fort. Hundert und funfzig haben ſich auf ziemlich ſchlechten Fahrzeugen nach Bari eingeſchifft; der Henker weiß, was aus ihnen werden ſoll. Ich hab' es einzurichten gewußt, daß Ihr Julchen als Marketenderin zurückbleibt« ꝛc. — Ein mit beſtem Humor erzähltes leichtfertiges Verhältniß, das Courier ſelber vorübergehend unterhielt, lernen wir aus einem andern Briefe (III. 73) kennen. Im November, nachdem ihn der Kriegsbeſen wieder nach Norditalien gekehrt hat, ſchreibt er nämlich aus Bologna an einen Kriegsgefährten Folgendes: »Unſer Marſch geht auf Ferrara. Der General (der Artillerie) Salvat hat in Ancona eine verirrte Venetianerin in Beſchlag genommen, oder vielmehr, ſie hält ihn gefangen und führt ihn bei der Naſe herum. Sie ſpeiſt mit uns. Ich bin der Einzige, der mit ihr ſprechen kann; die Andern verſtehen keine drei Worte Italieniſch. Was ſoll ich Dir von den Geſprächen, die wir beide pflegen, erzählen, von den spropositi, den Dummheiten, die ſich immer weiter ſpinnen oder mit

risate sbudellate sgangherate *) zu Ende gehn? Es iſt unmöglich, eine ſo gute Haut von einem Mädchen, ein ſo luſtig tolles Geſchöpf, ein ſo gutmüthiges Ding zu ſehen. Ihr Venetianiſch iſt zum Entzücken. Salvat iſt uns unbequem; er verſteht kein Wort und will Alles erklärt haben. Aber die Erklärungen ſind köſtlich! Wir erfinden Tauſenderlei, um ihn auf die falſche Fährte zu bringen, Spitznamen . . . Er, Salvat, heißt stantarello (Herr Kümmerlich); ſeinen Secretair hat ſie fala nanna (Eiopopeio) getauft; das iſt für ihn bezeichnend. Den Adjudanten heißt ſie madame cocola, das iſt der Name der Haushälterin des Generals ꝛc. Ich fürchte nur, der Spaß wird nicht lange dauern, denn man ſagt, daß unſer Treiben Saint-Cyr durchaus nicht gefällt und daß er den Aufzug der Prinzeſſin (wahrſcheinlich die Venetianerin), die Pferde und den Wagen ſehr übel vermerkt hat.«

Auch an lebendigen Schlachtbildern fehlt es nicht. Im Frühjahr 1806 ſchreibt er von Morano in Calabrien an ſeinen Freund M. in Neapel von einem Treffen, in welchem General Reynier (deſſen Regimente Courier damals zugetheilt war) die Neapolitaner bei Campo-Teneſe aufs Haupt geſchlagen hatte **) (III. 81): »Eine Schlacht, meine Freunde, eine Schlacht! Ich habe wenig Luſt, ſie euch zu erzählen; aber der General Reynier verlangt, vom Pferde ſteigend, ſein Tintenfaß. Er vergißt, daß wir Hungers ſterben. Da ſitzen ſie denn alle und werfen die heutige Hiſtorie aufs Papier;

*) Eingeweide-herausquetſchendes, Glieder-verrenkendes Gelächter.

**) Nach dem Siege bei Auſterlitz beauftragte Napoleon den Marſchall Maſſena, den König von Neapel wegen Verletzung der Neutralität zu züchtigen; Saint-Cyr rückte in Apulien ein, Reynier drang gerade auf Neapel vor, das den 17. Febr. beſetzt ward: worauf Letzterer weiter nach Calabrien marſchirte und das Treffen bei Campo-Teneſe lieferte.

Digitized by Google

ich thue desgleichen, voller Ingrimm. Denkt euch, meine lieben Freunde, die ihr da drüben eure Bequemlichkeit, guten Tiſch, gutes Lager und alles Andere habt; denkt euch einen armen Teufel, der nicht etwa naß, ſondern durchnäßt, durchweicht und bis auf die Knochen getränkt iſt durch einen zwölfſtündigen ununterbrochenen Regen, einen Schwamm denkt euch, der in acht Tagen nicht trocken wird, zu Roß ſeit Morgengrauen und jetzt noch nüchtern, faſt ganz nüchtern bei Sonnenuntergang: das iſt der traurige Verfaſſer dieſer Zeilen, die euch rühren werden, wenn anders Mitleiden in eurem Herzen wohnt. Trinkt und klingt an auf ſein Wohl, Kameraden, den Wanſt nach dem Tiſch, den Rücken zum Feuer gekehrt! Die Zapolitaner *) thaten, als wollten ſie ſich ſchlagen, aber der Gedanke iſt ihnen bald vergangen. Sie ſind auf und davon und laſſen uns ihre Kanonen hier, ſammt 1200 bis 1500 Todten. Sie laufen und wir laufen morgen hinter ihnen her, ſehr wider meinen Willen. — — Eine tüchtige Kartätſchenladung iſt Remacle mitten durch den Leib gegangen. Er findet die Sache doch nicht ganz ſo komiſch, wie er meinte. Du weißt, ſonſt fragte er nach dem Sterben ſo wenig wie nach . . . Aber nein, es ärgert ihn. Er ruft nach ſeiner Mutter und der Heimath. — — Man plündert tüchtig in der Stadt und maſſacrirt ein wenig. Ich würde auch plündern, wahrhaftig, wenn ich wüßte, wo Eſſen zu haben wäre. Ich komme wieder auf dies Thema zurück, aber ganz hoffnungslos. Die Schreiberei dauert fort; ſie können kein Ende finden. Major Stroltz iſt wenigſtens darauf bedacht, Feuer zu machen. Wenn es ihm gelingt, laſſ' ich Dich im Stiche. — — Wir ſitzen in einem geplünderten Hauſe; zwei nackte Leichen vor der Thür; auf der Treppe

*) Zapolitani, ſpottweiſe Benennung der Neapolitaner in Italien.

Digitized by Google

ein Geſchöpf, das ungefähr auch wie ein Todter ausſieht. In der Stube bei uns ein ſchreiendes Weib, das geſchändet iſt, wie ſie ſagt, aber nicht daran ſterben wird. Wohl gemerkt, das iſt das Cabinet des General Reynier. Des Nachbars Haus in Flammen, in dieſem kein Stück Möbel, kein Biſſen Brod. Dieſer Gedanke quält mich. Zum Henker! ſchreibe wer will; ich gehe und helfe Strolz. Adieu.«

Nach dem Kampfe bei Campo-Teneſe ſetzte Reynier ſeine Verfolgung fort, ohne ferner Widerſtand zu finden; von der ganzen neapolitaniſchen Armee entkamen nur Zweitauſend nach Sicilien. Joſeph Bonaparte, der das Obercommando führte, erhielt daher von ſeinem kaiſerlichen Bruder den Befehl, den Titel: König beider Sicilien anzunehmen, und wurde in dieſer Eigenſchaft zu Reggio in Calabrien, im Angeſichte Siciliens, das noch in Ferdinands Händen war, empfangen. Von Reggio aus ſchrieb Courier im April 1806 einen Brief an eine pariſer Dame (III. 85), der hier ebenfalls eine Stelle finden möge:

»Wenn Sie meiner, des geringſten Ihrer Diener, irgend noch gedenken, werthe Frau, ſo wird es Ihnen wohl nicht leid ſein, zu vernehmen, daß ich mit heiler Haut in Reggio ſitze, im Zipfel Italiens, weiter als je von Paris und von Ihnen, werthe Frau. Seit einem halben Jahre trag' ich mich mit dem Gedanken Ihnen zu ſchreiben; wenn es dennoch nicht geſchehen, trägt nicht Mangel an Stoff, wohl aber an Zeit und Ruhe die Schuld. Denn wir triumphiren im vollen Laufe und haben erſt hier Halt gemacht, wo der Boden zu Ende gegangen. Das heiß' ich mir ein Königreich ſpielend erobern, und Sie dürfen ſchon mit uns zufrieden ſein. Aber ich, ich bin nicht zufrieden. Ganz Italien gilt mir nichts, wenn ich Sicilien nicht dazuſchlage. Ich ſage das in meiner Eigenſchaft als Eroberer; denn, im Vertrauen, ich frage

Digitized by Google

wenig darnach, ob Sicilien an Joſeph oder Ferdinand ſteuert. Darüber könnt' ich mich leicht vertragen, dürft' ich es nur nach Herzensluſt durchſtreifen. Aber ſo nahe zu ſtehen und doch nicht den Fuß hinein zu ſetzen, iſt es nicht zum Raſendwerden? Wir ſehen es in der That, wie Sie von den Tuilerien aus den Faubourg Saint-Germain; die Meerenge iſt wahrhaftig kaum breiter (als die Seine), und doch ſetzt uns die Überfahrt in Verlegenheit. Sollten Sie es wohl glauben? Wenn wir nur Wind brauchten, machten wir es wie Agamemnon; wir opferten ein Mädchen. Gott ſei Dank, wir haben deren mehr als genug. Aber kein einziges Boot; das ſperrt uns den Weg. Es werden Schiffe kommen, ſagt man. So lang ich dieſe Hoffnung hege, wend' ich den Blick niemals zurück nach der Gegend, wo Sie wohnen, obſchon ſie mir wohlgefällt. Ich will Proſerpinas Vaterland ſehen, ich will ein wenig ausforſchen, warum der Teufel ſeine Frau aus dieſem Lande geholt.«

»Gleichwohl iſt das Königreich, das wir weggenommen, nicht zu verachten; ich verſichere Sie, es iſt die hübſcheſte Eroberung, die man im Spazierengehen machen kann. Ich bewundere ganz beſonders die Artigkeit derer, die es uns überlaſſen. Wär' es ihnen in den Sinn gekommen, es zu vertheidigen, wir hätten es hübſch liegen laſſen; wir waren nicht gekommen, um Jemandem Gewalt anzuthun. Da iſt ein Commandant von Gaëta, der ſeine Veſte nicht übergeben will. Gut, er behalte ſie. Hätte es Capua eben ſo gemacht, wir ſtänden noch vor dem Thor, ohne Brod und Kanonen. Ich muß geſtehen, daß Europa gegenwärtig ſehr höflich mit uns verfährt. Die Truppen in Deutſchland brachten uns, voll himmliſcher Güte, ihre Waffen, die Gouverneure ihre Schlüſſel entgegen. Das ermuthigt den Eroberer in ſeinem Geſchäft; ohne das dankte man dafür.«

Digitized by Google

»So viel iſt gewiß, daß wir tief unten im Stiefel ſtecken, im ſchönſten Lande von der Welt, und zwar in guter Ruh', wären nicht Fieber und Aufſtände. Denn dies Volk iſt unverſchämt; Schurken von Bauern binden mit den Siegern Europa's an. Bekommen ſie uns zu faſſen, ſo verbrennen ſie uns mit Gemüthsruhe. Man fragt wenig darnach; um ſo ſchlimmer für den, der ſich fangen läßt. Jeder hofft mit ſeinem vollen Bagagewagen oder ſeinen bepackten Maulthieren durchzuſchlüpfen; alles Übrige gilt ihm gleich.«

»Was die Schönheit des Landes angeht, ſo bieten die Städte nichts Merkwürdiges, für mich wenigſtens; aber das Land — wie ſollte ich Ihnen eine Vorſtellung davon geben? Es gleicht in nichts dem, was Sie geſehen haben. Ohne von Orangenhainen und Citronenhecken zu ſprechen, wie viel andere fremde Bäume und Pflanzen, welche die Kraft des Bodens in Menge hervorruft, oder auch die nämlichen, wie bei uns, nur größer und entwickelter, geben der Landſchaft ein ganz anderes Ausſehen. Beim Anblick dieſer Felſen, überall mit Myrten und Aloen umkränzt, und dieſer Palmen in den Thälern, glauben Sie an den Ufern des Ganges oder am Nil zu ſein. Es fehlen nur die Pyramiden und Elephanten; aber die Büffel bieten Erſatz und nehmen ſich trefflich aus mitten unter den afrikaniſchen Gewächſen und den Einwohnern, deren Farbe einer anderen Welt angehört. Außerhalb der Städte ſieht man freilich wenig Einwohner mehr; ſo ſind die ſchönſten Landſchaften verlaſſen, und der Gedanke drängt ſich auf, was aus ihnen werden könnte, wenn fleißige, fröhliche Bauern all dieſe Bilder belebten.«

»Wollen Sie eine Skizze der Scenen, die jetzt hier vorgehen, werthe Frau? Denken Sie ſich in dem Hange eines Hügels, die Felſen entlang, welche in der oben beſchriebenen Weiſe geſchmückt ſind, einen Zug von etwa hundert unſerer

Digitized by Google

Leute in voller Unordnung. Sie marſchiren ganz unbekümmert ins Blaue hinein. Wozu auch Vorſicht und Hut? Seit acht Tagen ſind ja keine Truppen mehr in dieſer Gegend niedergemacht worden. Am Fuß der Höhe fließt ein reißender Strom, den ſie überſchreiten müſſen, um zur andern Steige zu gelangen. Ein Theil des Zuges iſt ſchon im Waſſer, die Andern dieſſeits und jenſeits. Plötzlich tauchen hier und dort tauſend Bauern und Banditen auf, losgelaſſene Züchtlinge, Soldaten, die von der Fahne gelaufen, angeführt von einem Kaplan, wohlbewaffnet, gute Schützen. Sie geben Feuer auf die Unſern, bevor ſie geſehen werden; die Officiere fallen zuerſt; die Glücklichſten ſterben gleich zur Stelle; die Andern dienen ihren Henkern einige Tage lang zum Spielwerk.

»Indeſſen läßt der General, Oberſt oder Chef — einerlei von welchem Grade — welcher die Truppe abgeſchickt hat, ohne weiter an etwas zu denken, ohne zu wiſſen, ob die Päſſe frei ſind, es die benachbarten Dörfer entgelten, ſobald er die Niederlage erfahren; er ſchickt einen Adjudanten mit fünfhundert Mann dahin ab. Sie plündern, ſchänden, morden, und was entrinnt, ſchlägt ſich zur Bande des Kaplans.«

»Fragen Sie nun noch weiter, werthe Frau, womit ſich der Befehlshaber in ſeinem Cantonnement beſchäftigt? Wenn er jung iſt, geht er den Mädchen nach; wenn alt, ſo ſpickt er ſeinen Beutel. Oft hält er ſich an Beides; die Menſchen gehen nur deshalb in den Krieg. Aber bald packt das Fieber die Jungen ſo gut wie die Alten. In drei Tagen geht er drauf zwiſchen ſeinen Mädchen und Geldſäcken. Einige freuen ſich darüber; Niemandem macht es Kummer. Jedermann vergißt ihn in kurzer Zeit, und ſein Nachfolger treibt es wie er.«

»In Ihrem Paris fragt man wenig darnach, ob wir

uns hier todtſchlagen; dort hat man andere Geſchäfte: der Geldcours, das Fallen und Steigen, die Bankbrüche, das Haſardſpiel. Wahrhaftig, Ihr Paris iſt auch ein Räuberneſt, und ihr ſeid nicht viel mehr werth, als wir. Man ſoll den Menſchen nicht gänzlich verabſcheuen, ob er's gleich verdient; aber wenn man eine Arche für wenige Leute, wie Sie, werthe Frau, bauen könnte, und alle Andern noch einmal ins Waſſer werfen: es wär' ein gutes Werk. Ich bliebe ſicher außen, aber Sie reichten mir die Hand oder vielmehr den Zipfel Ihres Shawls (heißt das Wort nicht ſo?)« . .

General Reynier, welcher die Sicilien gegenüberliegende Küſte in Vertheidigungszuſtand ſetzen wollte, hatte von König Joſeph die Erlaubniß erwirkt, das nöthige Geſchütz aus Tarent zu ziehen. Courier erhielt den eben ſo wichtigen als gefährlichen Auftrag, dies ins Werk zu ſetzen; er ſchiffte ſich in Crotana mit einem Hauptmann und vier Kanonieren auf einer Barke, die Orangen nach Tarent geladen hatte, ein. Bei einbrechender Nacht erhob ſich ein furchtbarer Sturm; die Orangen wurden ins Meer geworfen; der Schiffspatron und ſeine Knechte weinten und flehten zur Madonna, während die Seekrankheit die Franzoſen gegen die Gefahr gleichgiltig machte. Endlich, gegen Tagesanbruch, trieb ſie der Wind bei Gallipoli an die Küſte, zwanzig Lieues öſtlich von Tarent, wohin ſie ſich zu Lande begaben. Dort ging Courier ſofort an ſeine Aufgabe, als durch die Erſcheinung des neuen Königs Alles ins Stocken gerieth. »Jetzt war nur noch die Rede davon« (ſchreibt er im Mai 1806 an General Dülouloy, III., 91), »der Majeſtät die Hand zu küſſen, und da diejenigen, welche ſie geküßt hatten, ſie wiederum küſſen wollten, ſo konnte ich bald keinen Beamten, keinen Stadt-, Hafen- oder Arſenalarbeiter mehr, während des ganzen Aufenthalts des Königs in Tarent, aus ſeinem Vorzimmer oder

Digitized by Google

von ſeiner Treppe losreiſen. Eine vortreffliche Anwendung des Zepters wär' es geweſen, all dieſen Pfotenleckern (à tous ces friands du leccazampa) die Naſe damit zu zerſchlagen« u. ſ. w.

Hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, eifert Courier gegen die höfiſche Natur der Menſchen. »Wir ſind Bedientenpack von Haus aus (nous naissons valetaille),« ſagt er weiter unten (III., 106). »Ein Jeder will, wenn nicht Herr, doch Favoritſclave ſein. Wenn nur drei Menſchen auf der Welt wären, ſie würden ſich zuſammenthun. Einer würde dem Andern den Hof machen und ihn gnädiger Herr nennen, und dieſe beiden würden den Dritten zwingen, für ſie zu arbeiten; denn darauf iſt es abgeſehen.«

Daß Courier nicht verſäumt, Tarents klaſſiſchen Boden mit dem Auge des Gelehrten zu betrachten — wie er denn allerwärts Italien »à la faveur de son harnais« durchforſcht — erfahren wir aus einem ausführlichen intereſſanten Briefe an den polniſchen Freund (III., 95—100), den hier mitzutheilen zu weit führen würde. Er war nun endlich ſo weit gelangt, daß er mehre Fahrzeuge, mit Geſchütz beladen, nach Crotona hatte befördern können; die letzte Sendung, zwölf Kanonen mit Zubehör, begleitete er ſelber mit dem Hauptmann und zwei Kanonieren. Sie waren mit einem Polaker *) in der Nacht vom 10. zum 11. Juni abgegangen und wurden, als der Tag erſchien, von einer weit ſchneller ſegelnden engliſchen Brigg verfolgt. Da keine Hoffnung war, die Ladung zu retten, befahl Courier dem Kapitain, ſein Schiff in den Grund zu bohren. Alle warfen ſich in das Boot:

*) Ein auf dem mittelländiſchen Meere gebräuchliches Laſtſchiff mit drei Maſten, das auch rudern kann, um bei eintretender Windſtille den Seeräubern zu entgehen.

Digitized by Google

aber ehe dies noch das Land erreicht hatte, war, da der Kapitain ſeine Maßregeln ſchlecht getroffen, der Polaker mit den Kanonen in den Händen der Engländer. Das Boot hatte an der Mündung des Crati, in der Nähe des alten Sybaris, gelandet. Die vier Franzoſen wandten ſich nach dem Städtchen Corigliano, das in der Ferne auf einem Hügel erſcheint. Allein bevor ſie dahin gelangten, wurden ſie von einer Bande Calabreſen überfallen, die ihnen Waffen, Geld, ja die Kleider nahmen und zuletzt ſich anſchickten, ſie niederzuſchießen. Einer der Kanoniere brach in Thränen aus und ſteigerte durch die Furcht, die er zeigte, die dringende Gefahr. »Wie, Du biſt ein franzöſiſcher Soldat und fürchteſt Dich zu ſterben?« rief ihm Courier mit lauter Stimme zu. Glücklicher Weiſe kam der Syndicus von Corigliano mit einigen Männern herbei. Da ihm die Räuber überlegen waren, ſtellte er ſich noch ergrimmter als ſie. »Kameraden,« ſagte er zu ihnen, »führen wir dieſe Schurken nach der Stadt, damit das Volk ſich an ihrem Tode weide und ſeine Rache an ihnen auslaſſe.« Durch dieſe Liſt bewirkte er die Auslieferung der Gefangenen, die er dann in den Kerker brachte und in der folgenden Nacht auf Umwegen nach Coſenza geleiten ließ, wo ſich eine franzöſiſche Garniſon befand. Von dort nahm Courier ſeinen Weg nach Monte-Leone ins Hauptquartier des Generals Reynier. Auf halbem Wege dahin, bei Nicaſtro, wurde er am 4. Juli abermals von Räubern angefallen, wobei er drei Mann von ſeiner Escorte, ſammt der von einem Kameraden zu Monte-Leone ihm geliehenen Garderobe, einbüßte.

Bald darauf wurde Reynier, während Courier abermals in Tarent verweilte, von einem engliſchen Corps, das im Golfe Sant' Eufemia gelandet war, geſchlagen. Die Höflingsnaturen unter ſeinen Officieren wandten ſich von dem unglücklichen Führer ab; Courier, der ihn jetzt umgänglicher

Digitized by Google

findet, tritt im Gegentheil ihm näher. In einem Briefe an einen Kriegskameraden hebt er, wie auch ſonſt, hervor, daß viele Officiere bloß darum ihren Weg machen, weil ſie zu ſchmeicheln verſtehen. »Oberſt G.,« ſagt er, »wird weit gehen, ohne ſeine Haut zu Markt zu tragen, denn er iſt ein guter Diener. Wie viel Haſenfüße,« *) ruft er bei dieſer Gelegenheit aus, »werden Cäſar gleich geachtet — ohne von Cäſar Berthier zu ſprechen« **).

Indeſſen ſehnte ſich Courier, wie man denken mag, aus der Wildniß Calabriens nach Neapel, das ihm Muße und reiche Geiſtesnahrung geboten hätte. Er bittet General Dulauloy um Verwendung und ſucht ihn mit dem Vorſchlage zu ködern, ſein (Courier's) Mädchen — un des plus beaux objets, qui soient sortis des mains de la nature — mit deſſen »Madame,« die ja auch nicht übel ſein ſolle, zu vertauſchen, da der Herr General, wie er wiſſe, den Wechſel liebe (III., 112—113). Man ſieht, die Weiber ſpielen bei dieſen Officieren ganz die Rolle der Sclavinnen bei den Homeriſchen Helden.

Bald darauf ſehen wir Courier mit der Bekämpfung der calabreſiſchen Inſurgenten in der Umgegend von Coſenza beſchäftigt und am 18. Auguſt eine Bande auseinanderſprengen. »Ihr ſagt (ſchreibt er drei Tage ſpäter an Freund M. aus Scigliano, III., 114), daß wir hier nichts ſchaffen. Wir

*) **Laridons.** Zum vollen Verſtändniß dieſer Stelle ſehe man Lafontaine's Fabel: **l'Education** (Buch **VIII.** Nummer **24**) nach.

**) Einen Bruder des Fürſten von Neufchatel. Nach einer Anekdote, die Mager in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur mittheilt, vertilgte einſt Courier nach einem hitzigen Gefechte, in welchem Cäſar Berthier „ſich nicht als Römer gezeigt hatte", mit ſeinem Säbel dieſen Vornamen auf einem Packwagen deſſelben. „Sage deinem Herrn," rief er dem Wagenführer zu, „er möge ſich Berthier nennen, ſo lang es ihm gefällt: aber nicht mehr Cäſar, das verbiete ich ihm."

haben in San Giovanni a Fiore einen Kapuziner aufgeknüpft und zwanzig arme Teufel dazu, die eher das Ausſehen von Köhlern, als von etwas Anderem hatten. Der Kapuziner war ein Mann von Verſtand Reynier ſagte zu ihm: Du haſt gegen uns gepredigt. Er vertheidigte ſich, und was er ſagte, hatte Hand und Fuß. Da er uns hatte abziehen ſehen als Leute, die nicht wiederkommen ſollten, hatte er für die gepredigt, denen wir das Feld räumten. Konnte er anders? Aber wenn wir die Leute anhörten, würden wir ja Niemand aufzuhängen haben. — Hier (in Scigliano) haben wir nur einen Vater und ſeinen Sohn, die man ſchlafend in einem Graben traf, aufhängen können. Der gnädige Herr (Maſſena) wird entſchuldigen; mehr hat ſich nicht vorgefunden. Keine Seele in der Stadt; Alles macht ſich aus dem Staube; in den Häuſern zurückgeblieben ſind nur die Katzen.«

»Wir ſtoßen hier und da auf Banden, die nicht einmal die Berggipfel zu halten wagen. Am Keckſten waren ſie zu Coſenza, wohin ſie der Engländer *) führte. Er zog mit ihnen bis vors Thor, das nach Scigliano geht, und ſie blieben hier die ganze Nacht, ohne daß Jemand drinnen Argwohn hatte. Wären ſie geradezu eingedrungen (Thorwachen — daran denken wir nicht), ſie hätten den Herrn Marſchall mit der Frau des Majors im Bette getroffen. Der Engländer wurde hier getödtet. Als wir Andern von Coſenza bei Tagesanbruch durch jenes Thor rückten, fanden wir ſie dort in den Weinbergen. Er war uns entgegengezogen, doch ließ ihn ſeine Canaille in Stich. Umzingelt, warf er ſeinen Degen hin und rief: Gefangener! Aber man tödtete ihn. Das brachte mich auf; ich hätte ihm gern die gute Behandlung vergolten, die ich von ſeinen Landsleuten erfahren. Er war ein ſchöner Mann, prächtig ausgerüſtet; im Nu ward er ausgeplündert. Er hatte viel Gold bei ſich.«

*) Ein Bandenchef.

Digitized by Google

Wir marſchiren auf Mantua; freilich weiß ich nicht, wie wir hineinkommen ſollen, wenn das Thor verſchloſſen iſt. Verdier hat, glaub' ich, ein paar Kanonen, wir Panduren haben nur Stricke.«

Sieht nicht aus dieſen wenigen, in kurzen Sätzen haſtig hingeworfenen Zeilen das wilde blutige Angeſicht dieſes ganzen Kriegs hervor, eines Kriegs, der ſelbſt edlere Naturen, wie Courier, gelegentlich zum reißenden Thiere machte?

Zu Ajello fällt Courier zum dritten Male den Räubern in die Hände und verliert wiederum einen Begleiter und ſeine Habe, worunter auch ein Homer, den er mehr als Pferde, Geld und Gepäck vermißt. Seine damalige Bedrängniß ſchildert ein Brief aus Mileto vom 18. September an General Moſſel (III., 118). »Ich habe,« heißt es darin, »das Hemd erhalten, das Sie mir ſchenken, mein General. Gott erſtatte es Ihnen in dieſer Welt oder in jener. Niemals war chriſtliche Liebe beſſer angebracht als hier. Gleichwohl bin ich nicht ganz nackt. Ich habe ſogar ein Hemd auf dem Leibe, welchem freilich Vorder- und Hintertheil fehlen. Man hat es mir aus Sackleinwand gemacht, die ich mir bei der Plünderung eines Dorfes verſchaffte. Und dies ging ſo zu. Ich bemerkte einen Soldaten, der ein Stück Leinwand wegſchleppte. Ich hatte einen Thaler, aber keine Wäſche. Ohne weiter nachzuforſchen, ob er das Stück Leinwand etwa durch Erbſchaft oder auf andere Manier erlangt habe, händigte ich ihm den Thaler ein und ward Eigenthümer der Leinwand, ſo weit man nämlich Eigenthümer einer geſtohlenen Sache werden kann. Hierüber erlaubte man ſich Stichelreden; ſchlimmer war aber noch ein anderer Umſtand. Nämlich, nachdem das Hemd von einer Regiments-Nähterin angefertigt und auf meinen magern Leib gekommen war, ſollte es in meine Hoſe geſtopft werden; aber hier ſcheiterten unſere gemeinſchaftlichen Bemühungen — denn

Digitized by Google

die Nähterin ſtand mir nach Kräften bei — und es zeigte ſich unmöglich, den ſtörrigen Stoff in vernünftige Falten um mich her zu legen. Endlich gab uns die Noth, die Mutter der Erfindſamkeit, den Gedanken ein, die rebelliſchen Partieen meines Hemdes, nämlich Vorder- und Hintertheil, hinwegzuſchneiden u. ſ. w.«

In einem Briefe an Sainte-Croix aus Mileto vom September 1806 meldet ihm Courier (III., 121), daß er ihm ein Tagebuch ſchicke (das leider verloren gegangen). »Wenn das erbärmliche Poſſenſpiel, das wir treiben,« ſagt er bei dieſer Gelegenheit, »Ihnen nur Ekel einflößt, ſo ſoll es mich nicht wundern. Gleichwohl iſt das die Geſchichte; es iſt der Grund, auf den Herodot und Thucydides geſtickt haben. Ich meines Theils bin der Meinung, daß dieſe Verkettung von Thorheiten und Abſcheulichkeiten, welche man Geſchichte nennt, nicht die Beachtung eines vernünftigen Menſchen verdienen *). Plutarch mit ſeinem

— — — — air d'homme sage
Et cette large barbe au milieu du visage,

dauert mich, wenn er uns alle dieſe Schlachtenlieferer anpreiſt, deren Verdienſt darin beſteht, den Ereigniſſen, die der Lauf der Dinge herbeiführt, ihren Namen beigefügt zu haben.« — Aus dieſem Geſichtspunkte iſt Courier auch Alexander dem Großen abhold. »Preiſen Sie mir nicht Ihren Helden,« heißt es in einem anderen Briefe an Sainte-Croix (III., 180), »er verdankte ſeinen Ruhm dem Jahrhunderte, in welchem er auftrat. Was hatte er, davon abgeſehen, vor einem Dſchingiskhan, einem Tamerlan voraus? Ein guter Soldat, ein guter Feldherr; aber dieſe Eigenſchaften ſind gewöhnlich. Es

*) „Tout tient au caprice de deux ou trois bipèdes sans plumes, qui se jouent de l'espèce humaine," heißt es in einem andern Briefe an Sainte-Croix.

Digitized by Google

giebt immer hundert Officiere in einer Armee, die fähig ſind, ganz gut zu commandiren. Gelingt es doch ſogar einem Prinzen: und was ein Prinz kann, kann Jedermann. Was ihn angeht, ſo that er nichts, was ohne ihn nicht auch gethan worden wäre. Lang vor ſeiner Geburt war es eine ausgemachte Sache, daß Griechenland Aſien erobern würde. Vor allen Dingen hüten Sie ſich, ich bitte Sie, ihn mit Cäſar zu vergleichen, der etwas ganz Anderes als ein Schlachtenlieferer war. Ihr Freund gründete nichts. Er verwüſtete überall, und wenn er nicht geſtorben wäre, würde er noch verwüſten. Fortuna überlieferte ihm die Welt. Wußte er etwas damit anzufangen? Sagen Sie mir nicht: wenn er länger gelebt hätte! denn er wurde mit jedem Tage ſchwelgeriſcher und wilder.« — Sicher zielt dies ſchroffe Urtheil nebenher auf Napoleon, in dem Courier auch nur einen donneur de batailles erblickt.

Über Land und Einwohner enthält der obige Brief intereſſante Bemerkungen. Ich hebe folgende Stellen (III., 125 ꝛc.) hervor: »An Alterthümer darf ich wenig denken; die Calabreſen ſorgen dafür, daß ich Großgriechenland vergeſſe. Es iſt noch heute Calabria ferox. Seit Hannibal, welcher dies Land in blühendem Zuſtande fand und es ſechzehn Jahre lang verwüſtete, hat es ſich niemals wieder erholt. Wir ſengen und brennen wahrlich; aber er verſtand ſich auch darauf. Einen angeblichen Proſerpinatempel in der Nachbarſchaft, von wo köſtliche Marmorſäulen nach Neapel, Rom und London geſchleppt worden ſind, will ich beſuchen und Ihnen darüber Bericht erſtatten, wenn ich lebe und das Ding der Mühe werth iſt. — Was das gegenwärtige Calabrien angeht, ſo ſind das Orangenhaine, Olivenwälder, Citronenhecken; aber nur an der Küſte und in der Nähe der Städte; kein Dorf, kein Haus auf dem Lande.

Digitized by Google

Es iſt verlaſſen und unbewohnbar, weil Polizei und Rechtspflege fehlen. Wie beſtellt man es? werden Sie fragen. Der Bauer wohnt in der Stadt; denn käm' es ihm in den Sinn, in einem Hauſe auf dem Lande zu ſchlafen, er würde gleich in der erſten Nacht ermordet werden. Zählt man doch in der Provinz Calabrien über 1200 Mordthaten. — Der Feldbau macht wenig Mühe; dies ſchwefelige Erdreich iſt faſt ſchon fett genug, und wir finden keine Gelegenheit, unſern Pferdedünger zu verkaufen. Alles das läßt einen großen Reichthum erwarten. Gleichwohl iſt das Volk arm, armſelig ſogar. Neapel iſt ein reiches Land; denn, von Allem hervorbringend, verkauft es, ohne zu kaufen. Was macht es mit dem Gelde? Man hat es nicht ohne Grund das Indien Italiens genannt. Auch an Bonzen fehlt es hier nicht. Es iſt das Königreich der Prieſter, denen Alles angehört. Man gelobt hier Armuth, damit Einem nichts abgehe, Keuſchheit, um alle Weiber zu beſitzen. Es giebt keine Familie, die nicht bis zur geringſten Einzelnheit von einem Prieſter beherrſcht wird; der Mann kauft ſeiner Frau keine Schuhe ohne den Rath des heiligen Mannes.«

Ein weiterer Beleg zu den Gräueln jenes Krieges iſt auch ein Brief an M. aus Mileto vom 16. October (III., 128). »Unſere Leute,« heißt es dort, »ſtiegen einen kleinen Fluß, der noch Sibari heißt, in der Richtung von Caſſano aufwärts. Ein Schweizerbataillon in rother Uniform marſchirte voran. Von dieſer Farbe getäuſcht hielten uns die Einwohner von Caſſano — wie dies ſchon öfter geſchehen — für Engländer. Sie kommen uns entgegen, umarmen uns und wünſchen uns Glück, daß wir die Schurken von Franzoſen, dieſe Diebe, dieſe Banditen, tüchtig geſtriegelt haben. Wahrlich, diesmal ſprach man ohne Schmeichelei zu uns. Sie erzählten uns unſre Streiche und machten uns noch ſchlim-

Digitized by Google

mer, als wir's verdienten. Alle verwünſchten die Soldaten des maestro Peppe *); Jeder rühmte ſich, welche todt geſchlagen zu haben. Ich habe ſechs erſtochen, ich habe zehn niedergeſchoſſen! riefen ſie, ihre Worte mit Geſten begleitend. Einer behauptete ſogar, mich umgebracht zu haben. Du ſiehſt, wie ſie ſich ſelber die Suppe einrührten. Man hörte ſie völlig aus, und ſie erkannten uns erſt, als wir, dicht vor ihnen, auf ſie feuerten. Man tödtete Viele; zwei und fünfzig wurden gefangen genommen und den Abend auf dem Markte von Caſſano erſchoſſen. Und zwar wurden ſie durch ihre eigenen Landsleute, die uns befreundeten Calabreſen, die guten Calabreſen Joſephs, expedirt, welche die Gunſt in Anſpruch nahmen, zu dieſer Schlächterei verwendet zu werden.«

Wir begreifen, daß Courier nicht müde wird, um ſeine Verſetzung aus Calabrien einzukommen. An einen Officier in Paris, den er bittet, ihm eine Stellung in Deutſchland auszuwirken, ſchreibt er: »Hilf mir aus dieſem Fegefeuer, worin ich ſitze, ohne geſündigt zu haben. Hilf mir aus dieſer Sackgaſſe, aus dieſem Stiefel, in deſſen Tiefe man uns vergißt.« Seine alte Heiterkeit fängt an, ihn zu verlaſſen; einen Brief an ſeine Couſine Pigalle unterzeichnet er: »Der alte Vetter, der nicht mehr lacht.« Er begehrt dringend, im Januar des folgenden Jahres (1807), vom Kriegsminiſter, ſeiner leidenden Geſundheit wegen zur »großen Armee« verſetzt zu werden; ſein Geſuch hatte jedoch keinen Erfolg.

Aus jenem Briefe an die Baſe Pigalle zu Lille theile ich eine hübſche Stelle mit. »Sie fragen mich,« heißt es (III., 142), »was wir treiben. Wenig: wir erjagen ein kleines Königreich für die kaiſerliche Dynaſtie. Danaſtie, was iſt das? Meot wird es Ihnen ſagen. Meot, der berühmte

*) Meiſter Seppel, König Joſeph.

Digitized by Google

Speiſekünſtler, iſt der Koch des Königs, der gern mit ihm ſchwatzen mag; der einzige Mann, ſagt man, dem ſeine Majeſtät einige Achtung zollt. »»Meot,«« ſagt der König zu ihm, »»Du pouſſirſt mir Deine Familie, Deine Baſen, Deine Couſins und Vettern; alle Verwandten von Adam her, Küchenjungen, Saucenverderber ſtellſt Du an und machſt große dicke Herren aus ihnen.«« »»Sire,«« erwiedert ihm Meot, »»es iſt meine Dynaſtie.««

Allerliebſt iſt ein anderer Brief an Frau Pigalle vom November 1807, aus dem ich ein Räuberabenteuer im Auszuge mitzutheilen mich nicht enthalten kann. »Eines Tages,« heißt es hier (III., 174), »reiſte ich in Calabrien. Da wohnen böſe Leute, die es mit Niemandem gut meinen und es vor Allen auf die Franzoſen abgeſehen haben. Mein Gefährte war ein junger hübſcher Mann, ſo hübſch oder noch hübſcher, wie der Herr, den wir zu Rincy ſahen. Wiſſen Sie noch? — In dieſen Bergen giebt es keine Wege als die Schluchten und unſere Pferde konnten kaum vorwärts. Mein Kamerad, der vorausritt, wählte einen Pfad, der ihm gangbarer und kürzer ſchien, und führte uns irre. Es war meine Schuld; durfte ich einem Kopfe von zwanzig Jahren trauen? Wir ſuchten, ſo lange es hell war, unſern Weg im Walde; aber je mehr wir ſuchten, deſto weiter verirrten wir uns, und ſchon war's ſchwarze Nacht, als wir an ein ſehr ſchwarzes Haus kamen. Wir traten ein, nicht ohne Verdacht; aber was war zu machen? Wir fanden hier eine Köhlerfamilie bei Tiſche, die uns gleich mit dem erſten Worte zu ſich einlud. Mein junger Freund ließ ſich nicht bitten. So aßen und tranken wir denn, er wenigſtens; denn ich erforſchte den Ort und die Geſichter unſerer Wirthe. Unſere Wirthe ſahen ganz wie Köhler aus; aber das Haus hätte man für eine Rüſtkam-

Digitized by Google

mer halten ſollen. Nichts als Flinten, Piſtolen, Säbel, Hirſchfänger und Meſſer. Alles mißfiel mir und ich ſah, daß ich auch mißfiel. Mit meinem Kameraden war's gerade das Gegentheil: er war ganz vertraut mit den Leuten, lachte, ſchwatzte mit ihnen, erzählte, woher wir kämen, wohin wir gingen, wer wir ſeien — Franzoſen, denken Sie, unter dem Dache unſerer tödtlichſten Feinde, allein, verirrt, von aller menſchlichen Hilfe ſo weit! Und um nichts zu vergeſſen, was uns verderben konnte, ſpielte er den Reichen und verſprach den Leuten für die Koſten, die wir ihnen verurſachten, und für die Führer am folgenden Tage, was ſie nur wollten. Zuletzt ſprach er von ſeinem Felleiſen und bat dringend, doch ja für ſein Felleiſen Sorge zu tragen und es ihm zu Häupten des Bettes zu legen; er wolle kein anderes Pfühl. O Jugend, Jugend, wie iſt dein Alter zu beklagen! Bäschen, man hätte glauben ſollen, wir führten die Diamanten der Krone mit uns, und das Felleiſen lag ihm doch nur deshalb ſo am Herzen, weil es die Briefe ſeiner Geliebten enthielt.«

»Als das Abendeſſen vorüber war, läßt man uns allein. Unſere Wirthe ſchliefen unten, wir in der Stube oben, wo wir gegeſſen hatten; ein Verſchlag, ſieben oder acht Fuß höher, zu dem man auf einer Leiter ſtieg, ſollte unſere Schlafkammer ſein, eine Art Neſt, zu dem man unter Balken hinkroch, welche mit Vorräthen für das ganze Jahr belaſtet waren. Mein Kamerad kletterte allein hinauf und fiel in tiefen Schlaf, das Haupt auf dem theuren Felleiſen. Ich, der zu wachen entſchloſſen war, zündete ein gutes Feuer an und ſetzte mich dazu. Schon war faſt die ganze Nacht ruhig verlaufen und ich fing an, Zuverſicht zu faſſen: als ich unter mir unſern Wirth und ſeine Frau ſprechen und ſtreiten hörte; ich horchte durch den Kamin, der mit dem Kamin unten in Verbindung

ſtand, und vernahm deutlich die Worte: Was meinſt Du, ſoll ich ſie alle beide abfangen? Worauf die Frau erwiederte: Ja — und ich hörte nichts mehr.«

»Wie ſoll ich ſagen, daß mir war? Der Athem ſtockte mir; mein ganzer Körper war marmorkalt. Wir waren beide faſt ganz ohne Waffen, gegen ſie, die zu zwölf und fünfzehn waren und deren ſo viele hatten! Und mein Kamerad todtmüde und in Schlaf begraben! Ihn zu rufen, Geräuſch zu machen, wagte ich nicht; allein entſchlüpfen konnte ich nicht; das Fenſter war nicht ſehr hoch, unten aber heulten zwei Doggen wie die Wölfe. Nach einer Viertelſtunde, die lang war, hör' ich Jemanden auf der Treppe; durch die Spalten der Thüre ſeh' ich den Vater, die Lampe in der einen, eins ſeiner großen Meſſer in der andern Hand. Er kommt die Treppe herauf, ſeine Frau folgt ihm; ich ſtelle mich hinter die Thüre. Bevor er eintritt, giebt er die Lampe an die Frau; dann ſchleicht er auf bloßen Füßen herein und die Frau flüſtert außen: Sachte, ſachte! An der Leiter angelangt, ſteigt er, das Meſſer zwiſchen den Zähnen, hinan und als er vors Bett kommt, wo der junge Menſch mit offener Bruſt ausgeſtreckt liegt, faßt er mit der einen Hand ſein Meſſer, mit der andern . . . ja, Bäschen, mit der andern faßt er einen Schinken, der am Balken hing, ſchneidet ein Stück herunter und geht, wie er gekommen war. Die Thür ſchließt ſich, die Lampe verſchwindet und ich bleibe allein mit meinen Betrachtungen.«

»Unſrer Beſtellung gemäß, weckte uns, ſobald der Tag erſchienen war, die ganze Familie mit lautem Geräuſch. Sie tragen Speiſen herbei, ſie ſetzen uns — ich verſichere Sie — ein reines, ſehr gutes Frühſtück vor. Dazu gehörten zwei Kapaunen, wovon wir den einen, ſo verlangte die Wirthin, eſſen, den andern mit uns nehmen ſollten. Als ich dieſelben

Digitized by Google

ſah, verſtand ich die ſchrecklichen Worte: Soll ich ſie alle beide abfangen?«

»Bäschen, thun Sie mir den Gefallen und erzählen Sie dieſe Geſchichte nicht. Einmal ſpiel' ich, wie Sie ſehen, keine ſaubre Rolle darin und dann würden Sie mir ſie verderben. Sie ſehen, ich ſchmeichle Ihnen nicht. Ihr Geſichtchen würde der Wirkung dieſer Erzählung Eintrag thun. Ich habe, ohne mich zu rühmen, das Geſicht zu grauſigen Erzählungen. Wenn Sie erzählen wollen, müſſen Sie Gegenſtände wählen, zu denen Sie paſſen, die Geſchichte von der Pſyche zum Beiſpiel.«

Man ſieht, Courier hat es bei der Couſine auf ein kleines »Grauelplaiſir« abgeſehen; hiſtoriſche Treue brauchen wir wohl in dieſer Geſchichte nicht zu ſuchen.

Ich übergehe Courier's Forderungen an den Kriegsminiſter wegen Auszahlung ſeines ſeit Jahresfriſt rückſtändigen Soldes und ſeiner wiederholten Verluſte, die er auf mehr als 12,000 Francs berechnet; über ein halbes Jahr ſpäter wurden ihm 1900 Francs im Ganzen ausgezahlt. Ich übergehe ferner die Händel mit ſeinem neuen Chef, dem General Dedon in Neapel, wohin Courier im November 1806 gerufen worden war. Hier war es auch, wo er ſeine ſchon in Piacenza begonnene Überſetzung der zwei Xenophontiſchen Schriften über Reiterei und Reitkunſt beinahe zu Ende führte. Auf einem nach griechiſcher Weiſe gezäumten unbeſchlagenen Pferde durchritt er damals ohne Bügel die glatten Straßen Neapels, um die Lehren ſeines Autors praktiſch zu erproben. Wie ſorgfältig er bei dieſer Arbeit zu Werke ging, ſehen wir aus vielen Briefen. »Mein Büchlein wächſt,« ſchreibt er ſchon bald nach ſeiner Ankunft in Neapel an Sainte-Croix (III., 180): »ich bin jetzt an der Oberhaut. Hier eben ſieht man gerade den Unterſchied

Digitized by Google

zwiſchen dem Bildhauer und dem Steinmetzen. Dieſer Text hat Feinheiten, die ſehr ſchwer in unſerer verpfuſchten Sprache wiederzugeben ſind.« Man ſehe auch den Brief an Marini (III., 190), wo von den verglichenen Manuſcripten die Rede iſt und zugleich das Verdienſt einer Arbeit hervorgehoben wird, der eine vollſtändige Kenntniß des Techniſchen zur Seite ſteht. »Ich glaube Alles gethan zu haben,« ſagt er dort, »was ein Soldat thun kann, der den Gelehrten erklärt, was ſie nicht wiſſen können, nach der Regel: tractent fabrilia fabri.« Am Vollſtändigſten läßt ſich über dieſe Überſetzung der im November 1807 abgefaßte Brief an Sainte-Croix (III., 197—200) aus, der ihr auch als Dedication im vierten Bande wieder vorgedruckt iſt.

Endlich erhielt Courier den Befehl, die neapolitaniſche Armee zu verlaſſen, um in Verona bei einem andern Regimente einzutreten. Er verzögerte jedoch — nach einem Briefe von ihm, durch Unwohlſein aufgehalten — ſeine Abreiſe und ſuchte in Rom und Florenz die gelehrten Freunde und Bibliotheken auf, ſo daß er erſt Ende Januar 1808 an dem neuen Beſtimmungsorte ankam, wo er faſt ein halbes Jahr lang erwartet worden war. Er fand hier ein Schreiben des Kriegsminiſters vor, das den Arreſt und einen Abzug von ſeinem Gehalte über ihn verhängte. Die Urſache dieſer Strafe erfahren wir aus einem kurzen charaktervollen Briefe Couriers an den Miniſter. »Gnädiger Herr (ſchreibt er III. 182), durch Ihren Brief vom dritten November verlangen Sie Bericht über meine Dienſte. Da ich von den Calabreſen einmal gefangen und dreimal vollſtändig beraubt worden bin, habe ich alle meine Briefe verloren. Ich erinnere mich keines Datums mehr. Die Nachrichten, die Sie von mir verlangen, ſind allein in Ihrem Archive aufzufinden. Übrigens habe ich

Digitized by Google

weder Wunden noch eine glänzende That aufzuweiſen. Meine Dienſte ſind nichts und verdienen keine Beachtung. Wichtig iſt es für mich, Ihnen ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich hier auf Ihren Befehl in Arreſt bin, weil ich in Neapel dem General Dedon geſagt habe, was Jedermann von ihm denkt.«

Indeſſen ſcheint ihm dieſer (nur kurze Zeit währende) Arreſt, der ihn vom Dienſte befreit und ihm volle Muße giebt, gar nicht ſo unerwünſcht zu ſein. — Am zweiten März langt Courier über Florenz in Livorno an, um das Commando der dortigen Artillerie zu übernehmen. Von Livorno aus ſucht er durch Vermittlung der Generale Lariboiſſiere in Paris und d'Anthouard in Mailand den vom Kriegsminiſter ihm abgeſchlagenen Urlaub dennoch zu erwirken. Freund Haro, Bataillonschef zu Mailand, der das Schreiben an d'Anthouard zu überreichen hat, erhält von Courier folgende Inſtruction (III. 193): »Sintemalen wir Deine Treue bei andern Gelegenheiten erprobten, ernennen wir Dich zu unſerem Reſidenten in Mailand und übertragen Dir fürs Erſte eine wichtige, ſchwierige Unterhandlung mit Großmächten, deren Stimmung in Bezug auf uns Verdacht erweckt. Gehe zu jenem Orbaſſan (d'Anthouard) und ſage ihm, daß ich unfehlbar ruinirt bin, wenn ich nicht heimgehe — und diesmal wird ein Geſandter die Wahrheit geſagt haben. Wenn er Dich anhört, ſo ſprich ihm von meinen Angelegenheiten, die Du kennſt: von meinen Schurken von Geſchäftsführern, meinen wortbrüchigen Schuldnern, meinen hartherzigen Gläubigern, meinen Pächtern, die im Gefängniſſe ſtecken, meinen Verwandten, die todt oder krank ſind. Du wirſt, indem Du ihm dies Alles ſagſt, nicht einmal das Verdienſt haben, für einen Freund zu lügen. Wenn er Dich aber nicht anhört, oder wenn ſeine Unverſchämtheit über das jetzt bräuchliche Maß hinaus-

Digitized by Google

geht: dann heiß' ihn zum Teufel gehn. Denn alſo beliebt es uns. Und ſo bitten wir Gott, Herr Geſandter, Sie unter ſeinen heiligen Schutz zu nehmen.«

An d'Agincourt in Rom ſchreibt er im October 1808 (III. 211): »Ich denke allen Ernſtes daran, mein ſchlechtes Handwerk aufzugeben. Aber da ich nicht weiß, wie meine Angelegenheiten in Frankreich ſtehen, will ich nicht völlig mit ihm brechen; ich will mich ſachte losmachen und meinen Harniſch niederlegen, wie ein Schmetterling allmälig die Puppenhülle abſtreift und ſich in die Luft ſchwingt.«

Couriers Verlangen, zur großen Armee verſetzt zu werden, ward jedoch nicht erfüllt und auch nicht ein anderes, das er ausgeſprochen, nämlich bei der ſpaniſchen Armee einzutreten, für welchen Fall er ſich geſchmeichelt hatte, auf der Durchreiſe durch Frankreich »den Rauch ſeiner Hütte zu ſehen.« So blieb ihm denn nichts übrig, als ſeinen Abſchied zu begehren, der ihm denn auch im März 1809 bewilligt wurde. »Buvez frais, mangez chaud, faites l'amour comme vous pourrez« ruft er ſcheidend ſeinen Kameraden zu, die freilich nichts Beſſeres als dies zu thun wußten, und eilt nach Paris und in die Heimat, um dann ſpäter in voller Freiheit nach Italien zurückzukehren. Denn der künftige mannhafte Vertheidiger der Volksrechte iſt noch ganz im Kosmopolitismus befangen, der auch bei uns lange genug gewuchert hat. »Das Vaterland iſt da, wo man ſich wohl befindet und wo unſere Freunde weilen« (ungefähr eine Überſetzung von dem einſt gebräuchlichen Studenten-Motto: Ubi bene ibi patria), ſchreibt er an ſeine Freundin Dionigi in Rom (III. 239): »ich mag nur in dem ſchönen Lande leben, ove il »si« suona.«

Im April 1809 ſehen wir Courier in Paris. Der Feldzug gegen Öſtreich hatte begonnen, und ſiehe! das Triumphgeſchrei der eben erfochtenen Siege bei Abendsberg und Eck-

Digitized by Google

mühl erweckt neue Kriegsluſt in ſeinem Herzen. Er hatte noch in keiner Armee gedient, die unmittelbar unter den Befehlen des neuen Siegesgottes ſtand, und geht nun ſeine Freunde an, ſich von Neuem für ihn zu verwenden. Wirklich erhält er ſchon am 7ten Mai den Befehl, ſich zur Armee nach Deutſchland zu begeben, wo dann der Kaiſer über ſeinen Wiedereintritt entſcheiden werde. Nachdem er in Lüynes, ſo weit es die kurze Zeit geſtattete, die Bewirthſchaftung ſeines Erbes in Augenſchein genommen und ſeine Angelegenheiten geordnet hatte, traf er den 15. Junius in Wien ein, wo ſich ſeit einem Monate das franzöſiſche Hauptquartier befand. Von da wurde er nach der Inſel Lobau beordert, um an der Schlacht, die ſich vorbereitete, Theil zu nehmen. Hier lernte er (wie Carrel bemerkt) in wenig Stunden gründlich, in wie großem Maßſtabe Napoleon die Kriege zu führen pflegte, und die kurze Lection genügte, um ihm die Luſt auf immer zu verleiden. »Obgleich er mehren Treffen beigewohnt, hatte er doch nie geſehen, wie Menſchen zu Tauſenden ertrinken, Generale zu Fünfzigen getödtet werden, wie ganze Regimenter unter dem Kartätſchenfeuer verſchwinden, die Haufen der Leichen und Verwundeten als Wall und Brücke für die Kämpfenden, als Weg für die Roſſe und Geſchütze dienen, und wie vierhundert Kanonen zwei Tage und zwei Nächte lang ununterbrochen zu ſolchen Scenen aufſpielen.«

Die Sumpfluft der Donauinſeln (ſo erzählt Courier in einem ſeiner Briefe) hatte ihm, wie vielen Andern, das Fieber zugezogen, er hatte mehrere Tage gefaſtet und fühlte ſich ſchwach. Dennoch ſchleppte er ſich zu den Batterien auf der Alexandersinſel, die am 4. Juli den Donauübergang ſchützten, und verharrte daſelbſt, ſo lang ſie feuerten. Er ſchiffte dann mit den erſten Truppen über die Donau und ward von einigen Soldaten, welche bemerkten, daß er ſich nicht mehr

Digitized by Google

auf den Beinen halten könne, in eine Baracke getragen, wo General Bertrand ſich neben ihn bettete. Die Kälte und der Regen der Nacht verſchlimmerten ſeinen Zuſtand, ſo daß er nach Wien zurückgebracht werden mußte. Als er nach einigen Tagen wieder hergeſtellt war, hatte Napoleon bereits die große Schlacht bei Wagram geſchlagen; der Krieg hatte ein ſchnelles Ende erreicht, und es war in dieſem Feldzuge nichts mehr für Courier zu hoffen. Da er nun in ſeiner proviſoriſchen Stellung ſich nicht gebunden glaubte, wandte er der Armee und dem Kriegsdienſte für immer den Rücken. Nun endlich war er frei und ledig, »wie ein Roß, das ſein Band zerriſſen.« Mit durſtigen Zügen genießt er das neugewonnene Glück. »Obgleich ich im Kriegshandwerk weniger Sclave als irgend ein Anderer war (ſchreibt er III. 268 an einen Freund), ſo wußte ich doch bisher nicht im Geringſten, was Freiheit ſei. Wahrlich, wenn die Menſchheit wüßte, was Freiheit wäre, die Könige ließen ihren Thron, und Niemand ſtiege darauf!« — »Son plus beau château d'Espagne«, ein der Wiſſenſchaft gewidmetes Leben auf Italiens klaſſiſchem Boden, ſollte nun in Erfüllung gehn.

Erſt aber will er die Wuth der Hundstage, in den ſchattigen Thälern der Schweiz geborgen, vorübergehen laſſen. Wie reizend iſt die Schilderung ſeines Aufenthalts am Vierwaldſtädter See, wo er in Abgeſchiedenheit »als der Eremit am Fuße des Righi« lebt, und wenn er den Tag hindurch den Plutarch, »ſein Brevier«, geleſen, am Abend die Glieder in dem kryſtallenen Waſſer erfriſcht. »Niemals, ſagt er mit Cato, war ich ſo beſchäftigt, als, ſeit ich nichts zu beſchaffen habe.« »Von meinem Soldatenleben, heißt es an einer andern Stelle, habe ich nur noch eine ſo ſchwache Erinnerung, daß ich es unter die vergeſſenen Dinge rechnen

Digitized by Google

kann«, und den Brief unterzeichnet er mit den Worten: Pauvre hère, mais content, si jamais homme le fut.

Eine Frucht dieſes zweimonatlichen Aufenthaltes war die freie Überſetzung von Plutarchs Leben des Perikles; außerdem natürlich eine Reihe trefflicher Briefe, unter welchen wir beſonders den an Herrn und Frau Thomaſſin in Straßburg (III. 262—269) hervorheben. Er enthält die Erzählung eines Zuſammentreffens mit einem Schweizermädchen, die, wenn auch nicht frei von Frivolität, doch ein wahres Meiſterſtück der Darſtellung iſt.

Mit der kühleren Jahrszeit wanderte Courier mit leichtem Gepäck, einen Dornſtock in der Hand, nach Mailand, das er nach faſt monatlangem Aufenthalte Ende October 1809 verläßt, um ſich nach Florenz zu wenden. Hier begab er ſich gleich am Tage nach ſeiner Ankunft (den 5. November) in die Laurentiniſche Bibliothek, um ein ſchwer lesbares Manuſcript: Daphnis und Chloe von Longus, das er bei ſeinem früheren Aufenthalte in Italien nur flüchtig hatte durchblättern können, wiederum nachzuſehen. Dieſe Handſchrift hat, wie Courier ſchon von der erſten Durchſicht her bekannt war, eine ungefähr zehn Seiten einnehmende Stelle von Bedeutung im erſten Buche, die allen übrigen Manuſcripten des Longus mangelt und folglich auch bis dahin in den Ausgaben und Überſetzungen des reizenden Schäferromans fehlte. Obgleich ſich Furia, der Aufſeher der Bibliothek bereits ſechs Jahre lang mit derſelben Handſchrift, welche außerdem die von ihm herausgegebenen ſogenannten äſopiſchen Fabeln enthält, beſchäftigt hatte, war ihm doch dieſe Stelle fremd geblieben. Natürlich eilte Courier, eine genaue Abſchrift von ihr zu nehmen und verſäumte überhaupt nicht, das kritiſch reiche Manuſcript mit dem bisher gewöhnlichen Texte zu vergleichen.

Digitized by Google

Mit letztgenannter Arbeit beſchäftigt, hatte er das Unglück, durch ein zufällig mit Dinte beflecktes Papier, das ihm als Zeichen diente, einen Klecks in das Manuſcript zu machen, der etwa zwanzig Worte der erwähnten Stelle bedeckte. Um Furia zu beruhigen, ſtellte ihm Courier eine ſchriftliche Erklärung über den Vorfall zu, die noch heut zu Tage den Beſuchern der Bibliothek mit dem Longus vorgezeigt wird.

Damit aber hatte die in ihrem Urſprunge ſo geringfügige Geſchichte noch keineswegs ihr Ende erreicht. Vielmehr erſchien am 14. Januar 1810, vier Tage nach dem Unfalle, im Mailändiſchen Courier ein Aufſatz, worin die Befleckung der Handſchrift als abſichtlich dargeſtellt und ein tratto vandalico genannt wurde. Andere Blätter folgten, von Nationalhaß verblendet. Furia, der Bibliothekar, der, wie wir wiſſen, beſondere Gründe hatte, Courier's Entdeckung mit ſchelen Augen anzuſehen, trat, unterſtützt von einen großen Anhang von Pfuſchern in der Wiſſenſchaft, die neidiſch wie er waren, gegen ihn auf und bemühten ſich, in einer Broſchüre, die bis nach Paris ging, nach Kräften, die »action atroce qui a fait frémir d'horreur toute la ville de Florence« ins volle Licht zu ſetzen.

Hierzu kam noch ein zweiter Umſtand. Da es bekannt war, daß Courier eine Ausgabe und Überſetzung des Longus vorbereite, forderte ihn der Präfekt von Florenz öffentlich bei Tafel auf, ſein Werk »der Prinzeſſin« — ſo hieß in Toscana Napoleons Schweſter Eliſa — zu widmen. Dieſen Vorſchlag, der ungefähr ſo viel wie ein Befehl war, lehnte Courier ab, indem er einige anſtößige Stellen des Buches vorſchützte, oder indem er (nach einem andern Briefe) ſagte: dergleichen Dedicationen ſeien dem Publicum anſtößig. Ein ſolches Wort, an einer höchſt loyalen Tafel geſprochen, war natürlich kein geringes Verbrechen. Wie konnte Courier es wagen, vom Pub-

Digitized by Google

licum, dieſem nichtsbedeutenden Dinge zu reden, wenn es die Huldigung eines Gliedes der allmächtigen Kaiſerfamilie galt? Fortan galt der eigenſinnige Exhauptmann für einen Philoſophen (natürlich im franzöſiſchen Sinne des Worts), für einen unabhängigen, ja wohl gar revolutionären Kopf, den man beobachten, dem man gelegentlich ein Bein ſtellen müſſe. Manuſcriptendiebſtahl und Philoſophie ſind die beiden Verbrechen, die ihm nun die öffentlichen Blätter zugleich aufbürden. Signor Puccini, ein Kammerherr Eliſas, der ein wenig mit der Feder umzugehen mußte, verbreitet Courier's Verbrechen in Deutſchland und Frankreich; die Prinzeſſin ſelber meldet nach Paris, daß man ein koſtbares Stück Griechiſch aus der Laurentiana geſtohlen und den Erbfeinden, den Engländern, verkauft habe. Zum Überfluß erſchien noch ein Kupferſtich, auf dem ein Mann in Mitten einer Bibliothek ſich zeigte, der mit höhniſch grinſendem Geſichte die Flut ſeines Dintenfaſſes auf ein Manuſcript ausgießt.

Die Sache fing an, für Courier bedenklich zu werden. Während Renouard, ein franzöſiſcher Buchhändler, der bei der Vergleichung des Longus gegenwärtig geweſen und mit unſerem Freunde zugleich angegriffen worden war, ſich vertheidigte, ſchwieg Courier hartnäckig in dem wüſten Geſchrei. Unterdeſſen wurden ſeine Ausgabe und ſeine Überſetzung des Longus in Florenz und Rom gedruckt. Sofort befiehlt »une excellence à portefeuille« (der Miniſter des Innern) den Verkauf beider zu hemmen, und als er erfährt, daß Courier die zwei Schriften nur im Manuſcripte drucken läßt, um ſie an wenige Freunde und Kenner zu verſchenken, werden alle Exemplare, deren man noch habhaft werden konnte, mit Beſchlag belegt. Courier, der ſich damals in Rom befand, ließ dieſen Gewaltſtreich über ſich ergehen; er hoffte ſo einem Schlimmeren vorzubeugen, vor dem ihn heimliche Stimmen

warnten: dem Verluſte ſeiner noch ſo jungen Freiheit. Ein Brief an Freund M. aus Tivoli vom September 1810 (III. 319) unterrichtet uns, daß ihm noch von einer dritten Seite her Gefahr drohe. »Zwei Miniſter, ſchreibt er, ſitzen mir auf dem Nacken, von denen mich der Eine als Deſerteur erſchießen, der Andere als Dieb will hängen laſſen. Ich antwortete dem Erſteren: Gnädiger Herr, ich bin kein Soldat, folglich auch kein Deſerteur; dem Zweiten: Gnädiger Herr, hole der Kuckuk das Griechiſche! ich ſtehle keins. Aber ſie antworteten mir, der Eine: Sie ſind Soldat, denn Sie haben ſich auf der Lobau mit einigen Taugenichtſen, die Sie Kameraden nannten, einen Rauſch getrunken und ſind dem Kaiſer zu Roſſe nachgezogen; alſo werden Sie erſchoſſen. Der Andre: Sie werden gehängt, denn Sie haben eine Seite Griechiſch beſchmutzt, um einigen Pedanten einen Streich zu ſpielen, die weder Griechiſch noch ſonſt eine Sprache verſtehen. Darüber lamentire ich nun und ſage: Ach, wollt' ihr mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen, weil ich auf des Kaiſers Geſundheit getrunken? und ſoll ich am Galgen hängen um einen Dintenflecks?«

So weit war die Tragödie gediehen, als Courier vor den Präfekten von Rom gefordert wurde, um, laut höheren Befehles, Aufſchlüſſe über ſein Benehmen, ſeine Verbindungen, ſeinen Stand, ſeine Geburt und die Miſſethat in der Bibliothek zu Florenz zu geben. Er antwortete dem Präfekten mit folgendem Briefe: »Mein Herr, ich habe unterlaſſen, auf die Verläumdungen, deren Gegenſtand ich ſeit faſt einem Jahre bin, zu antworten, weil ich glaubte, daß jenes Geſchwätz wenig Eindruck auf vernünftige Menſchen machen würde. Da aber der Miniſter ſo großes Gewicht darauf legt, und ich mich endlich über dieſen kläglichen Gegenſtand ausſprechen muß: ſo will ich mich dem Publikum gegenüber, vor

deſſen Angeſicht man mich anklagt, mit ſo viel Klarheit und Genauigkeit, als ich vermag, rechtfertigen. Sie, mein Herr, ſollen das erſte Exemplar dieſer kurzgefaßten Schrift erhalten, worin auch Seine Excellenz die gewünſchten Nachrichten finden wird.« Der Präfekt antwortete: »Herr, hüten Sie ſich, etwas über den fraglichen Gegenſtand zu veröffentlichen; Sie würden ſich großer Gefahr ausſetzen, und der Drucker, der Ihnen ſeine Hilfe liehe, würde nicht weniger wagen.«

»So durften alſo, bemerkt Courier mit Recht, die Schmähſchriften gegen mich, nicht aber meine Vertheidigung gedruckt werden; man durfte mich ungeſtraft Dieb heißen, ich aber nicht meine Ehrlichkeit beweiſen.«

Courier war nicht der Mann, der ſich verblüffen ließ. Nachdem er den Präfekten noch einmal und direkt um die Erlaubniß angegangen hatte, ſeine Vertheidigungsſchrift drucken zu laſſen, aber keiner Antwort gewürdigt worden war, begab er ſich zu dem Beſitzer einer Winkelpreſſe, einem armen Teufel, der den Kalender auf Löſchpapier druckte. Or, su, presto, ſagte er zu ihm, sbrighiamola e si stampi questa cosa per l'eccellentissimo signor prefetto di pulizia. *) Worauf der gute Mann erwiederte: Padron mio riverito, come farò? Non capisco parola di francese; che vuol ella ch'io possa raccapezzar mai in questo benedetto straccio pieno di cossature? **) Ei nun, gab Courier zur Antwort, wir arbeiten zuſammen. Und ſogleich greift er mit an, ſetzt, corrigirt, druckt und ſo weiter. Es war ein prächtig Stück Arbeit, zehn Fehler in jeder Zeile, aber doch

*) Auf, ſchnell, flink zur Hand, drucken wir dies für den allertrefflichſten Herrn Polizei- (oder Reinigkeits-) Präfekten.

**) Mein verehrter Gönner, wie ſoll ich damit zu Stande kommen? Ich verſtehe kein Wort Franzöſiſch; was ſoll ich aus dieſem verwünſchten Wiſch voller Correkturen herausbuchſtabiren?

Digitized by Google

zur Noth verſtändlich. Als ſie fertig waren, ſtiegen in dem Drucker Skrupel auf. »Brauchen wir keinen Erlaubnißſchein, Herr?« — Nein. — »Doch, doch.« — Wie, zu einer Schrift für den Präfekten? — »Wartet. Ich bin auf der Stelle wieder hier.« Mit dieſen Worten eilt Lino, der Drucker, hinweg. Wohin? Natürlich zum Präfekten. Alſo hat Courier nichts Eiligeres zu thun, als die hundert fertig gewordenen Exemplare zuſammen zu raffen, damit hinweg zu eilen, und ſie überall in der Stadt umherzuſtreuen. Noch einmal ſchrieb Courier an den Präfekten und erzählte ihm offen, wie er den Drucker hintergangen, der nur ihm (dem Präfekten) zu dienen geglaubt habe. Wirklich konnte dieſem keine Schuld aufgebürdet werden; aber auch Courier war nichts anzuhaben. Denn der Präfekt hütete ſich wohl, die Vertheidigungsſchrift, deren Erſcheinung ihn nicht wenig compromittirte, nach Paris zu ſchicken. Gleichwohl blieb ſie auch dort nicht unbekannt, und es brach ein Sturm über den Diener der Gewalt los, der ihn faſt ſeine Stelle gekoſtet hätte.

Seitdem lebte Courier unangefochten in Rom. Seine Flugſchrift machte in Frankreich und Italien, beſonders aber im letzteren Lande, großes Aufſehen. Die Lombarden freuten ſich über die Wunde, die hiedurch den Florentinern geſchlagen wurde. Stimmen, die ſich gegen die Brochüre erhoben, verſtummten unter dem Zwange der Polizei; man fürchtete damals nichts mehr, als ein Publikum, das ſich als Richter aufwarf. Was an der Schrift mißfiel, war die Unzufriedenheit, die ſie athmete, die Schonungsloſigkeit, womit ſie die Beamten behandelte, und mehr als alles dies: die Enthüllung des Haſſes Italiens gegen Frankreich und deſſen Gewaltherrſchaft. Napoleon wähnte, überall angebetet zu werden; wenigſtens verſicherte es ihn ſeine Polizei jeden Morgen. Dieſe eine Stimme, die das Gegentheil unverholen ausſprach,

Digitized by Google

ſetzte die glatten Lügner in nicht geringe Verlegenheit, und konnte nicht umhin, des Kaiſers Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Eines Tages ſprach er davon und erkundigte ſich nach dem Officier, der in Rom Griechiſch drucken laſſe. Man beſchwichtigte ihn und er ſtörte nicht weiter Courier's Frieden.

Vorſtehende Erzählung der berühmten Geſchichte von Courier's Dintenklecks hab' ich theils aus ſeiner Correſpondenz, hauptſächlich aber (hin und wieder wörtlich) aus ſeinem 1821 erſchienenen Vorberichte zur Flugſchrift gezogen. Beide, der Vorbericht und die Schrift ſelbſt, welche unter dem Titel: Lettre à Monsieur Renouard erſchienen (IV., 119—168), laſſen ſich kühnlich Beaumarchais' Memoiren an die Seite ſtellen, ja ſie greifen um ſo tiefer, als die Perſönlichkeit, die hinter ihnen ſteht, tüchtiger und charaktervoller iſt. In der ſchönen Zornröthe beleidigter Tugend tritt Courier dieſen Bibliothekaren und Kammerherren entgegen, dieſen Leuten, »welche, ſo verächtlich ſie auch ſein mögen, doch eine Beſtallung, eine Beſoldung und — eine Livree haben; die, ohne Etwas zu ſein, doch an Etwas hängen, und darum gefährlich ſind.« Dies iſt auch der Grund, warum er »die Canaille nicht bellen läßt.« »Freilich,« fährt er fort, »wird am Ende das Unheil, das mir droht, ſo groß nicht ſein. Columbus entdeckte Amerika und man warf ihn in den Kerker; Galilei fand die Ordnung der Welt, und man bezahlte ihn mit dem Gefängniſſe; ich, der ich fünf oder ſechs Seiten entdeckt habe, auf denen es ſich darum handelt, wer Chloe küßt, werde ja nicht ſchlimmer fahren. Höchſtens droht mir ein Verweis aus hoher Region. Aber freilich, die Strafe ſteht nicht immer mit dem Verbrechen im Verhältniſſe.«

Ich übergehe den näheren Inhalt dieſer geharniſchten Schrift und erwähne nur noch, daß beſonders dem Bibliothekar Furia und dem Kammerherrn Puccini übel mitgeſpielt

wird. Von Furia heißt es unter Anderem: »Vor Zeiten war er Schuſter, wie ſein Vater; jetzt iſt er ein Schulfuchs und Aufſeher einer Bibliothek, die er noch (wie früher) abſtauben ſollte. Da er keine guten Schuhe zu Stande bringen konnte, macht er ſchlechte Bücher und pfuſcht ins Griechiſche.« Ungemein komiſch iſt die Beſchreibung von Furia's Wuth, als er den Dintenfleck entdeckt. Courier wirft ihm vor, er habe den Klecks vergrößert, um die ſchwarze That noch ſchwärzer zu machen. Puccini wird in der Schrift nur immer Puzzini (Stinker) oder Pulcini (Hühnchen, Pulcinell) genannt — was ihn mehr als alles Andere ärgerte. Überhaupt gingen die Stöße, die Courier gegen die Beiden führte, ſo tief, daß der Bibliothekar krank davon wurde, und der Kammerherr nach einer Discuſſion, die er mit einem Dritten über die Flugſchrift hatte, eines plötzlichen Todes verſtarb. Bei dieſer Gelegenheit macht Courier (in dem erwähnten Vorberichte) die Bemerkung: »Wenn ich auch dieſe Kataſtrophe hätte vorausſehen können, ſo würde mich doch die Furcht, einen Kammerherrn zu tödten, ſchwerlich abgehalten haben, meine gerechte Sache durchzufechten.«

Mit dieſer Schrift betritt Courier, der Schriftſteller, zuerſt den Boden der Öffentlichkeit und des Lebens, zwar erſt noch in eigener Angelegenheit und aus Nothwehr, aber doch zugleich im Intereſſe Aller. Er hatte ſich die Schranken aufgethan, in welchen er ſiegreich zu kämpfen und zu fallen beſtimmt war.

Von Rom aus ſehen wir Courier Neapel zweimal beſuchen, ohne ſeinen langgehegten Lieblingsplan, nämlich eine Pilgerfahrt nach Griechenland, »ſeinem Mekka,« auszuführen. Ein Brief an Bosquillon vom November 1801 (III., 341) verbreitet ſich über dieſen Gegenſtand und fährt dann mit folgenden merkwürdigen Worten fort: »Ich denke nicht daran,

Digitized by Google

jemals Etwas (d. h. ein größeres Werk) zu ſchaffen. Weder ich noch ein Anderer ſind heut zu Tage im Stande, ein dauerndes Werk hervorzubringen. Nicht als ob es keine trefflichen Köpfe gäbe; aber große Stoffe, welche die Theilnahme des Publicums gewinnen und den Verfaſſer begeiſtern könnten, ſind unterſagt. Es bleibt ſogar zweifelhaft, ob das Publicum überhaupt an etwas Theil nimmt. Die Beredtſamkeit lebt von Leidenſchaften, und welche Leidenſchaften ſoll ein Volk von Höflingen haben, deſſen Deviſe nothwendig lautet: Sans humeur et sans honneur?! Begnügen wir uns lieber, die Alten aus guter Zeit zu leſen und zu bewundern; verſuchen wir höchſtens, hin und wieder ein ſchwaches Nachbild zu entwerfen. Das iſt nichts für den Ruhm, aber es erfreut doch: und bitten wir Gott, daß dieſe Studien, die allen denen, die ſie einmal gekoſtet, ein Bedürfniß geworden, nicht den Argwohn der Polizei erregen.«

Als Courier im Februar 1812 Neapel zum zweiten Male beſuchte, befand er ſich in Geſellſchaft von Millingen und der Gräfin Albany, Gemahlin des engliſchen Kronprätendenten. Zwiſchen ihr, Courier und dem Maler Fabre fand damals in Neapel jenes Geſpräch Statt, das uns unter dem Titel: Conversation chez la comtesse d'Albany (IV., 285—315) aufbewahrt worden. Übrigens ſind die Gräfin und Courier nicht viel mehr, als bloße Figuranten, während der Maler als der eigentliche Träger des Inhalts erſcheint. Er beginnt mit der Behauptung, daß die Zeit des vierzehnten Ludwigs größer geweſen ſei, als die gegenwärtige und zwar nicht allein von Seiten ihrer Künſtler und Dichter, ſondern auch — was man am Erſten in Abrede zu ſtellen geneigt ſei — von Seiten ihrer Kriegsmanöver. Um das Erſte zu erweiſen, wird Pouſſin den allerdings weit untergeordneten Malern der damaligen Zeit, es werden die

hochgefeierten Dichter des Siècle Louis XIV. den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber geſtellt. Insbeſondere hält Fabre Lafontaine, den bekannten Fabeldichter, mit Voltaire zuſammen und erkennt Erſterem entſchieden den Preis zu, weil ſeine (wenn auch nur kleine) Leiſtungen den Stempel der Vollendung trügen, während bei Voltaire keine zwanzig Zeilen ohne Flecken ſeien. Was den Krieg angeht, fährt der Maler fort, ſo war er damals eine Kunſt; man brauchte ſo viel Zeit, einen Schritt auf der Grenze zu thun, als heut zu Tage von Paris nach Wien oder durch ganz Italien zu ſtürmen. Denn es war auf beiden Seiten gleiches Geſchick und gleiche Tapferkeit; gegenwärtig jedoch wird den Franzoſen gar kein bedeutender Widerſtand entgegengeſetzt und ihre Triumphe entbehren deshalb des Werthes. — Von da wendet ſich das Geſpräch auf die Abwägung des Verdienſtes, das der Krieger, dem Künſtler gegenüber, in Anſpruch nehmen darf. Fabre behauptet und beweiſt nach ſeiner Art, daß ein guter General, nicht aber ein Künſtler Genie und lange Übung miſſen könne — was am jungen Condé und an Rafael nachgewieſen wird. Hier ſieht man wieder Alexander in dem oben erwähnten Sinne herabgeſetzt, und es fehlt nicht an Anſpielungen auf die Helden der Napoleon'ſchen Zeit; überhaupt wird der militairiſche Ruhm als ſchnell verrauſchend dargeſtellt, während des ächten Künſtlers Ruf nach ſeinem Tode nur ſteige. — So parador und oberflächlich zum Theil nun auch dieſe Behauptungen gegenwärtig, zumal uns tiefer gehenden Deutſchen, erſcheinen mögen, ſo feſſeln ſie doch um der ſchönen Form willen, in der ſie auftreten, und auch als Beitrag zum Charakterbilde Courier's, der ſicher hinter der Maske des kecken Malers lauſcht. Sie ſprechen aber auch einen großen Gedanken aus: unter ſo viel Rauſchgold unächten Ruhmes in damaliger Zeit macht nämlich unſer Freund

einen trefflichen Prüfſtein des ächten Metalls geltend, wenn er ſagt: »Nur die ſind unſterblich, deren Gedanke nach ihnen fortlebt« — alſo die Träger einer großen Idee. Solche Stellen beweiſen, daß es mit Courier's Fatalismus doch nicht ſo ernſtlich gemeint iſt, wie man nach anderen Ausſprüchen glauben ſollte. Überhaupt liebt er es in ſeiner lebhaften Weiſe, eine Sache ſchroff von einem Geſichtspunkte aus hinzuſtellen, indem er dem Leſer überläßt, die andern zu ergänzen. Wenn Courier in den Briefen jener Zeit verſichert, »daß er nicht mehr an große Menſchen glaube,« ſo deutet er wiederum auf den eitlen Ruhmesſchall der Epoche, und ſein Haß gegen die Menſchen überhaupt, der neben dem glücklichſten Humor nicht ſelten bitter genug hervorbricht, hat vorzugsweiſe ſeinen Quell in der Verachtung der Huldigungen, welche jene Götzen allgemein erfuhren. Mitten im Geräuſch der Weltſtädte Rom und Neapel lebt er einſiedleriſch, faſt wie am Fuße des Rigi. Er hat nicht einmal einen Hut und ein Beinkleid, um in höheren Zirkeln zu erſcheinen, und übergießt Millin mit Spott, der mit drei Fräcken nach Italien kommt und einen vierten, die Inſtituts-Uniform, ſich nachſchicken läßt, um darin zu antichambriren.

Im Juli 1812 ſehen wir Courier auf immer nach Frankreich zurückkehren, wo er ſeinen Aufenthalt zwiſchen Paris und ſeinen Gütern theilt, die er in einem beſſern Zuſtande, als er hoffen durfte, findet. Er überarbeitet von Neuem ſeinen Longus, und wir ſehen ihn ſo vertieft in ſein Werk, daß er eine Einladung der geiſtreichen, von ihm hochverehrten Prinzeſſin Salm-Dyck, einem früher gegebenen Verſprechen zuwider, ausſchlägt. »Ich kann nicht mit Ihnen eſſen« (ſagt er in einem Billet an ſie, III., 369), »denn ich bin todt. Ich habe mich geſtern feierlich mit einem griechiſchen Buch begraben und erſt in acht Tagen werd' ich wieder auferſtehen und

zu Ihnen kommen. Seien Sie mir nicht böſe; ich hab' es Andern noch ſchlimmer gemacht. Wenigſtens denk' ich an Sie in meinem Grabe.« — Unterzeichnet: »De profundis.«

In einem anderen Briefe an dieſe Dame (III., 376) hebt er es als einen glücklichen Umſtand hervor, daß die Prinzeſſin und er niemals einerlei Meinung ſeien. »Denn gerade deshalb,« ſagt er, »ſtehen wir ſo gut zuſammen und ſchwatzen ſo gern mit einander. Es fehlt den Königen vieles Gute, deſſen Andere ſich erfreuen, ſo auch dies, daß ſie niemals Widerſpruch erfahren.« Hierbei führt er einen Großen aus Montaigne an, der ſeinem Vertrauten zuruft: »Um Gotteswillen, widerſprich mir doch, damit wir zwei ſind.«

Jener Brief iſt vom 29. September 1813, alſo wenige Tage vor der Leipziger Schlacht, wo die Würfel über Europa geworfen wurden. Er ſchließt mit den Worten: »Jedermann lieſt hier die Zeitung. Ich ſehe Leute, welche den Armeen auf der Karte folgen und ſie nicht mehr aus dem Geſichte verlieren, als hätten ſie für den Verlauf der Dinge einzuſtehn. Gott thut mir die Gnade an, daß ich vollſtändig gleichgiltig dagegen bin.«

Im Frühjahr 1814, als die Truppen der Aliirten Frankreichs Boden bedeckten, war es Courier gleichwohl peinlich, in Paris überall dem ſiegreichen Feinde zu begegnen, und er beſchloß, noch vor ihrem Einzuge in die Hauptſtadt ſich nach ſeinem Gute zurückzuziehen. Eine Neigung zur Tochter ſeines gelehrten Freundes Clavier ließ ihn jedoch fürs Erſte noch verweilen. Courier zählte bereits einundvierzig Jahre; ſein Haupt war ergraut. Er, der ſich ſo ſchwer beugte, ſollte ſich jetzt dem Joch der Ehe bequemen. Lange ſchwankt er zwiſchen Freiheit und Liebe; ja, es gelingt ſogar ſeinen (wahrſcheinlich eigennützigen) Verwandten, ihn zum Widerrufe ſeines ſchon gegebenen Wortes zu veranlaſſen. Ein

Digitized by Google

Brief, den er voll Reue über dieſen Schritt im April 1814 an die Mutter Clavier ſchrieb, enthält folgende Stelle (III., 379): »Vor vierzehn Tagen ſagt' ich zu Ihnen ein Wort, deſſen Sie gedenken: Alles, was ich liebe, iſt hier, und dies war völlig der Wahrheit gemäß. Sie, werthe Frau, ſahen damals einen Mann in mir, der beſtimmt ſei, das Glück Ihrer Tochter zu machen; Herr Clavier dachte wie Sie, und Jedermann billigte eine Verbindung, die ſeit lange vorbereitet und auf tauſend gegenſeitigen Beziehungen zu ruhen ſchien. Ich liebte, verzeih' es mir Gott, wie mit fünf und zwanzig Jahren; Luſt und Pflicht gingen diesmal Hand in Hand; ich empfand bei dieſer Leidenſchaft, welche die Qual meines Lebens war, ein mir neues Gefühl der Ruhe und der Unſchuld — lächeln Sie nicht, ja, der Unſchuld, und ich ſah mir ein dauerndes Glück erblühen. Wer hat es mir ſo bald entriſſen? Was die arme Pſyche ins Verderben ſtürzte: Rathſchläge der Verwandten.«

Dieſer einlenkende Brief hatte guten Erfolg, und am 12. Mai ward die Ehe geſchloſſen. Aber das Widerſtreben des unbeugſamen Charakters gegen die neue Feſſel dauerte noch Monate lang über die Hochzeit hinaus. Eines ſchönen Tages reiſt Courier nach der Touraine auf ſeine Güter. Von da zurückkehrend hält er in Paris nicht an, wo die junge Frau verweilte, ſondern geht, eine Lieblingsarbeit mit ſich führend, gleich weiter nach den Küſten der Normandie, ſeine Heirath vergeſſend, wie einſt ſeinen Dienſt. Ein nach Portugal ausgerüſtetes Schiff verlockt ihn, nach dieſem Lande weiter zu ſchweifen; aber die Briefe der liebevollen, ſinnigen jungen Frau halten ihn zu guter Stunde noch zurück, und er begnügt ſich, die Küſtenſtädte zu durchwandern und ſeine Schwimmkunſt zur Vollkommenheit zu ſteigern, wie er in Paris auch das Ballſchlagen von Neuem geübt hatte.

Digitized by Google

Nun endlich mit dem Gedanken vertraut, daß er eine edle Freundin habe, an die ihn heilige Bande knüpften, kehrt er nach Paris zurück, und ſiedelt ſich dann mit ſeiner Gattin nach ſeinem Erbe über, um künftig nur auf kurze Friſt und nur, wenn es die Noth gebietet, von ihr, der Mutter ſeines Paul, zu ſcheiden. Jetzt war er kein unſtäter Wanderer, kein Abenteurer mehr; feſt auf ſeiner Hufe ſitzend, als Bürger und Familienhaupt dem neu ſich bildenden Staate näher angehörend, entwickelt er eine neue Seite ſeines Weſens: die Bürgertugend; ſie haben wir fortan zu betrachten. Er hat ſeine Waffen über dem Herde aufgehängt — mögen ſie roſten. Denn eine andere Waffe, ſeine Feder, die langgeübte, die weit furchtbarer in ſeiner Hand iſt, als die Feuerſchlünde, über die er einſt gebot, holt er jetzt hervor.

Werfen wir, bevor wir diesmal vom Leſer ſcheiden, noch einen Blick auf die bedeutendſten gelehrten Arbeiten Courier's, die wir hier zuſammenfaſſen, ob ſie gleich zum Theil in die ſpätere Periode fallen. Hier iſt zuerſt die Ausgabe des Schäferromans von Longus zu nennen, durch welche Courier ſich auf immer in die Annalen der Philologie eingezeichnet hat. Sie erſchien, wie oben erwähnt, zuerſt in Rom in etwa fünfzig Exemplaren, dann vier Jahre nach ſeinem Tode zum zweiten Male, und zwar diesmal unter ſeinem Namen und für ein größeres Publikum unter dem Titel: Longi Pastoralia. Pastorales de Longus, publiées intégralement pour la première fois en grec, d'après deux manuscrits découverts en Italie, par Courier; nouvelle édition, revue et corrigée par G. R. Louis de Sinner, Paris 1829.

Hieran ſchließt ſich 2) die Überſetzung des Romans, eine gänzliche Umarbeitung der früheren von Jacques Amyot, un=

ter dem Titel: Les Pastorales de Longus ou Daphnis et Chloé, traduction de Messire Jacques Amyot, revue, corrigée, complétée, de nouveau refaite en grande partie par P. L. Courier. Sie erſchien zuerſt 1813 zu Paris ohne den Namen des Verfaſſers, der überhaupt weder Ruhm noch Gewinn bei ſeinen Arbeiten ſuchte, und erfreute ſich des allgemeinſten Beifalls in Frankreich. In der Geſammtausgabe, die uns vorliegt, ſteht ſie mit Vorrede und kritiſchen, den griechiſchen Text betreffenden Noten II. 73—267.

3) Die treffliche Überſetzung zweier Schriften Xenophons, großentheils ſchon 1807 in Neapel ausgearbeitet, mit einer Widmung an Sainte-Croix und erläuternden Noten, unter dem Titel: Du commandement de la cavalerie et de l'équitation, deux livres de Xenophon, traduits par un officier d'artillerie à cheval, Paris 1813. Auch in der Geſammtausgabe wieder abgedruckt IV. 193—282. Dieſe Überſetzung ruht auf einem mit großem Scharfſinn berichtigten Texte.

4) Die Überſetzung von Lucian's Eſel unter dem Titel: La Luciade ou l'Ane, Paris 1813. In unſerer Geſammtausgabe mit Vorrede und Noten II. 1—69.

5) Proben einer Übertragung Herodot's unter dem Titel: Fragments d'une traduction nouvelle d'Hérodote, Paris 1822. In der Geſammtausgabe II. 271—378. Dieſe werthvolle Überſetzung umfaßt die 16 erſten Kapitel des erſten Buchs, einen großen Theil des dritten Buchs, die 8 letzten Kapitel des achten Buchs und die 17 erſten des neunten.

6) Überſetzung der Äthiopica des Heliodor, Paris 1823. Fehlt in der Geſammtausgabe. — Von der auf Villoiſon's Rath ſchon im Jahre 1805 begonnenen Über-

Digitized by Google

ſetzung und Bearbeitung der alten griechiſchen Mathematiker ſcheint wenig zur Ausführung gekommen zu ſein.

Was nun dieſe Courier'ſchen Überſetzungen im Allgemeinen angeht, ſo läßt ſich von einem ſo begabten Manne wie er, der eine ausgezeichnete Kenntniß des Griechiſchen mit der größten Gewandtheit in der eignen Sprache verbindet, nur das Tüchtigſte erwarten. Die Anſichten, von welchen er bei dieſen ſo ſorgfältig ausgeführten Werken ausgeht, ſind in der Vorrede zur Herodot-Überſetzung am Ausführlichſten dargelegt. Indem er hier überall der klaſſiſchen Schule opponirt, ſagt er: »Wer Herodot in unſere akademiſche Sprache überſetzen wollte, in dieſe ceremonielle, ſteife, appretirte und dabei noch arme, verſtümmelte Hofſprache, der würde ſehr fehl greifen. Hier thut eine naive, offene, volksthümliche und reiche Ausdrucksweiſe Noth, wie die unſeres Lafontaine, der ſeine Sprache nicht aus den Büchern, ſondern aus dem Volke ſchöpfte und mit den Archaismen Marot's und Rabelais' veredelte. Die Überſetzer aber, die meine Vorgänger ſind, haben ſich dieſe Ausdrucksweiſe anzueignen verſchmäht und einen Herodot im Frack, einen höfiſchen Herodot, der eben keiner iſt, zu Stande gebracht. Sie ſind unglücklicher Weiſe Leute aus der feinen Geſellſchaft geweſen, Akademiker, nobel denkende und nobel ſprechende Leute. Ein Mann, der von der vornehmen Klaſſe getrennt lebt, ein Mann aus dem Volke, ein Bauer, der Griechiſch und Franzöſiſch verſteht, gelangt vielleicht ehe zum Ziele, wenn die Sache überhaupt erreichbar iſt. Dies hat mich denn bewogen, mich an die Arbeit zu wagen, bei welcher ich, wie man ſehen wird, nicht die höfiſche Sprache, ſondern die der Leute, mit welchen ich meine Felder beſtelle, in Anwendung bringe, eine Sprache, die weit griechiſcher iſt, als die der Akademiker.«

Dieſe Grundſätze, von denen auch, wie ſchon erwähnt,

Digitized by Google

die romantiſche Schule, und namentlich ihr Haupt, Victor Hugo, ausgegangen iſt: nämlich die Ausdrucksweiſe des Volks und die der älteren naiv kräftigen Schriften heranzuziehen, ſind gewiß die beſten Heilmittel, um die franzöſiſche Sprache wieder friſch und geſund aus der chroniſchen Krankheit des Claſſicismus auferſtehen zu laſſen. Nur fällt hier Courier, der Überſetzer, in einen Fehler, der auch auf Victor Hugo laſtet, während die neueſte Blüthe franzöſiſcher Proſa — wir denken hier beſonders an Georges Sand — davon gereinigt erſcheint: Beide gehen in der Anwendung der Archaismen in Wort und Phraſe zu weit. Am Erſten konnte noch Herodot zu dieſer alterthümelnden Manier auffordern; am Auffallendſten erſcheint ſie bei den Übertragungen aus Longus und Lucian, jenen ſprachgewandten Epigonen der griechiſchen Literatur.

Wäre Courier ein längeres, ruhiges Leben vergönnt geweſen, er hätte gewiß ſeinen Herodot vollendet und noch manches Andere ins Werk geſetzt, um der ſchönen Aufgabe, die ihm, dem Gelehrten, geſtellt ward, vollſtändiger nachzukommen: der Aufgabe, das griechiſche Alterthum dem neuen Frankreich zu deuten und in lebensvollen Nachbildungen nahe zu legen. Die außerordentliche Popularität ſeines Stils, wie ſie kein zweiter franzöſiſcher Gelehrter, auch Nodier nicht beſitzt, hätte ihn beſonders dazu befähigt. Aber auch ſo halten wir dieſe Arbeiten »von kurzem Athem« und dieſe Anfänge hoch, zunächſt um ihres Werthes willen, dann als Muſter für Männer von gleichem Streben und endlich als Fechterſchule, worin Courier ſeinen Arm zu ſeinen beſten Thaten geſtählt hat.

Welches dieſe Thaten waren, verſparen wir auf die zweite Hälfte dieſes Aufſatzes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die politiſche Poeſie
bei
den Neugriechen.

Eine Skizze

von

Dr. D. H. Sanders.

b+

Digitized by Google

Bemerkung.

Für die Schreibweiſe der neugriechiſchen Eigennamen galt als einzige Norm die Ausſprache, wodurch manche Abweichung von den Bezeichnungen in den angeführten Büchern entſtanden iſt. Für die im Deutſchen fehlenden Laute δ und ϑ wurde die Bezeichnung dh und th gewählt, das weiche ζ durch ſ, das ſchärfere σ durch ſſ, vor ε und ι, γ durch j, κ durch kj, ferner μπ durch mb oder b, ντ durch nd oder d und endlich alle verſchiedenen Bezeichnungen des J-Lautes (ι, η, υ, οι, ει) durch i oder y ausgedrückt. Der Spiritus asper wurde ſo wenig wie der Spiritus lenis bezeichnet, dagegen meiſtens die Betonung durch einen Accent angedeutet. Über die Ausſprache des χ (das wir durch ch ausgedrückt) ſ. Sanders p. 91.

Zugleich wollen wir, um die hauptſächlich benutzten und citirten Bücher in dem Aufſatze ſelbſt um ſo kürzer bezeichnen zu können, hier die vollſtändigen Titel derſelben folgen laſſen:

a. Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel, übersetzt und mit des französischen Herausgebers und eignen Erklärungen versehen von Wilhelm Müller. 2 Bde. Leipzig 1825.

b. Geschichte der griechischen Revolution. Nach dem Engl. des Thomas Gordon bearbeitet, und von der Ankunft des Präsidenten D. A. Kapodistrias bis zur Thronbesteigung des Königs Otto im Jahre 1835 von Joh. Wilh. Zinkeisen. 2 Theile. Leipzig 1840.

c. Neugriechiſche Volks- und Freiheitslieder. Grüneberg und Leipzig 1842. (bezeichnet Freiheitsl.)

d. Mittheilungen aus Griechenland von Chriſtian Auguſt Brandis. 3 Thle. Leipzig 1842.

e. Das Volksleben der Neugriechen, dargeſtellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunſtgedichten, nebſt einem Anhange von Muſikbeilagen und 2 kritiſchen Abhandlungen von Dr. D. H. Sanders. Mannheim 1844.

f. Verſuch einer Polyglotte der europäiſchen Poeſie von Adolph Elliſſen. In 3 Bden. Mit einer Völker- und Sprachenkarte Europa's. Erſter Bd. Poeſie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipzig 1846. Dazu ein Nachtrag Ὁ πρέσβυς ἱππότης. — Die ſonſt citirten Bücher ſind das erſte Mal mit vollſtändigem Titel aufgeführt, dann aber mit dem Namen des Verfaſſers bezeichnet.

Digitized by Google

Von den früheſten Zeiten der neugriechiſchen Poeſie bis herab auf die jüngſte finden ſich politiſche Gedichte. Das älteſte bekannte griechiſche Volkslied iſt ein politiſches, eine Wehklage über Adrianopels Fall (1361), die ſich merkwürdig genug bis auf die neueſte Zeit im Munde des Volks lebendig erhalten (Sanders, p. 2 und 23; Elliſſen, p. 261). Die Gedichte der letzten fünfzehn Jahre ſind faſt nur politiſchen Inhalts und in der ganzen Zwiſchenzeit iſt der Strom der politiſchen Poeſie, obgleich er zuweilen minder reich gefloſſen, doch eigentlich nie verſiegt. Namentlich hat er ſich in den Volksliedern, zumal in den wilden Kleftengeſängen, lebendig erhalten und kaum ein wichtiges Ereigniß, ſelbſt nur von rein localem Intereſſe, dürfte unbeſungen geblieben ſein. Freilich ſind viele dieſer Kinder des Augenblicks unbeachtet im Strome der Zeiten verrauſcht, wie von den Kunſtgedichten viele hiehergehörige und höchſt intereſſante, vergeſſen und begraben, im Staube der Bibliotheken modern oder bereits zu Grunde gegangen ſind. Bei der aber trotzdem noch ſehr großen Maſſe von bekannten und leichter oder ſchwerer zugänglichen politiſchen Gedichten wird wohl Niemand hier eine Beſprechung aller erwarten. Ja ſelbſt die Berückſichtigung nur der wichtigſten, gleichſam der Repräſentanten der verſchiedenen Zeiten und der verſchiedenen Gattungen in der neugriechiſchen politiſchen Poeſie — abgeſehen von der Schwierigkeit in der Herbeiſchaffung des Stoffes für einen nicht in der Nähe einer

Digitized by Google

größern Bibliothek Lebenden — müßte, wenn ſie nicht gar zu oberflächlich ausfallen ſollte, ſich weit über die Grenzen eines Taſchenbuchs ausdehnen. Deshalb ſchien es zweckmäßig, nach einem vorläufigen allgemeinſten Überblick ſich auf die poetiſchen Erzeugniſſe der jüngſten Zeit zu beſchränken, etwa ſeit der franzöſiſchen Revolution, beſonders aber ſeit dem Freiheitskampfe, mit dem eigentlich die Kunſtpoeſie erſt wieder anhebt.

Nachdem Goethe zu einer näheren Kenntniß der neugriechiſchen Volkspoeſie die erſte nachhaltige Anregung gegeben, lenkte 1824 Claude Fauriel *) die Aufmerkſamkeit Europas darauf hin durch ſeine vortreffliche, auch mehrfach ins Deutſche übertragene Sammlung neugriechiſcher Volkslieder mit einem Anhang nationaler Gedichte, der ſich ſpäter mehre andre Sammlungen anſchloſſen **). Und es läßt ſich nicht leugnen,

*) S. über ihn die Ergänzungsbl. zur Allgem. Zeitung 1845 p. 402—416, namentlich p. 409.

) Beſonders Iken und Kind, Eunomia und Sanders, Volksleben ꝛc. Beſondere Beachtung verdient die in Petersburg 1843 von Ewlambios veranſtaltete Sammlung *ὁ Ἀμάραντος ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος*, die ich in meine nächſtens erſcheinende Sammlung mit aufgenommen habe, ferner **N. Tomaseo Canti popolari Toscani, Illirici, Grecchi raccolti ed illustrati. Venezia 1841. Die im ſelben Jahre in Athen erſchienene Sammlung, *τραγῴδια ἤτοι διάφορα ᾄσματα ἡρωϊκὰ κλεφτικὰ καὶ ἐρωτικὰ*, iſt bei einzelnem Beachtungswerthen im Ganzen werthlos. Außerdem finden ſich einzelne Volkslieder in älteren und neueren Reiſebeſchreibungen. Wir nennen hier beſonders **Pashley's** treffliche **Travels in Crete** und Ulrich's und Roſſ' Reiſen; **Dr.** Ludolf Stephani, Reiſe durch einige Gegenden des nördl. Griechenlands kann als Muſter gelten, wie man Volkslieder — nicht aufzeichnen muß.

daß, mit Ausnahme der jüngſten Zeit, faſt ausſchließlich die Volkspoeſie die Aufmerkſamkeit eines größern Publicums auf ſich zu ziehen im Stande war. Denn nach dem alten vielbewährten Satze, daß ſie und die Kunſtpoeſie in ihrer Ausdehnung im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen, floß der Strom der Kunſtpoeſie um ſo trüber und ſtockender, je reiner und reicher der der Volkslieder dahinbrauſte: wie umgekehrt in der jüngſten Zeit, wo die Poeſie der *λόγιοι* einen bedeutenden Aufſchwung erhalten, obgleich ſie im Allgemeinen die Erzeugniſſe der Volksmuſe nicht übertroffen, ja wohl nur in ſeltenen Fällen erreicht hat, die Volkslieder ſchon etwas in den Hintergrund gedrängt ſind *) und ihr Gebiet allmälig noch mehr wird beſchränkt werden. Vergleicht man aber die Erzeugniſſe der Kunſtpoeſie aus der ältern Zeit einerſeits mit denen aus der neueren Zeit (ſeit 1821) und andererſeits mit den Volksliedern, ſo bemerkt man darin einen friſches Leben und freie Entwicklung beengenden, ja faſt erdrückenden fremden Einfluß. Nicht als ob nicht auch in den neueren Kunſtgedichten, ja ſelbſt in den Volksliedern **), fremder Einfluß ſichtbar und nachweisbar wäre. Aber bei der Volkspoeſie iſt es der naturgemäße Einfluß von Völkern, die in die heutige griechiſche

*) Elliſſen p. 393 und Brandis III. p. 197.

**) Den ſlawiſchen Einfluß auf die Volkspoeſie der Neugriechen habe ich im Volksleben ꝛc. p. 307 — 323 nachzuweiſen geſucht, jüdiſchen, in einem für den 6ten Jahrg. des »Jahrbuchs für Iſraeliten, Wien,« beſtimmten Aufſatz hervorgehoben, auf anderweitigen im Volksleben hingedeutet. Beſondre Beachtung verdient es, daß viele Volkslieder gleichzeitig albaneſiſch und griechiſch exiſtiren. S. Magazin für die Literatur des Auslands 1846, № 133 u. 134 Die dort angeführten albaneſiſchen Lieder finden ſich alle faſt wörtlich in Fauriel's Sammlung neugriechiſcher Volkslieder.

Digitized by Google

Nation mit übergegangen ſind und ſich mit ihr zu einem organiſchen Ganzen verſchmolzen haben. Und wer die der Zeit nach ungefähr mit der ſtaatlichen Revolution zuſammenfallende Umwälzung in der neugriechiſchen Kunſtpoeſie näher ins Auge faßt, wird ſchwer ſich der Vergleichung einer ganz ähnlichen Periode in der deutſchen Literaturgeſchichte erwehren können, wo die ſo lange im Joch franzöſiſcher Nachahmung gefeſſelte deutſche Poeſie, namentlich durch Shakſpear's unermeßlichen Einfluß befreit wurde. Nur daß in Griechenland, wie der Einwirkung der franzöſiſchen Revolution die ſtaatliche Befreiung, ſo der der neuern franzöſiſchen Literatur die Befreiung der Dichtkunſt von dem drückenden Joch namentlich italieniſcher Nachahmung zu danken iſt *). Sogar es wird nicht ſchwer halten, die Ähnlichkeit mit der deutſchen Poeſie noch weiter zu führen. Die Lieder kurz vor und aus der Zeit des griechiſchen Freiheitkampfes, jene Feuergeſänge eines Rigas **) — obgleich nach franzöſiſchen Muſtern gedichtet —, Trikupis, Kockinakis u. A. entſprechen in Ton und Wirkung den unter ähnlichen Verhältniſſen gedichteten Liedern Körner's,

---

*) Elliſſen p. 297, 302 u. 394.

**) Freiheitslieder 1—15, Elliſſen p. 344—350, Brandis II. 13—15 und viele Lieder in der erſten Abtheilung der bereits erwähnten *τραγῴδια*, die, in ſeinem Sinne gedichtet, nicht von ihm herrühren. Selbſt der von Perrhäwos für ächt ausgegebene *ϑέριος* (Brandis II. 15) kann nicht von Rigas verfaßt ſein, nicht bloß weil Muruſis' Ermordung darin erwähnt wird, die erſt 1812 Statt fand (ſ. Gordon I. 225; Demetrius Muruſis' Söhne wurden am 16. April 1821 ermordet), ſondern auch wegen der nach franzöſiſcher Weiſe der Kunſtdichter behandelten männlichen Reime, während Rigas in ſeinem *δεῦτε παῖδες* darin durchaus der freieren Weiſe der Volkslieder folgt.

Arndt's, Schenkendorf's *). Die neueſte griechiſche politiſche Poeſie aber gleicht der neueſten deutſchen in dem wilden Drang, dem Ungeſtüm und der Heftigkeit ihrer Freiheitsforderungen auf ein Haar und hier wie da werden ſtrenge Kunſtrichter das Überſchlagen in das Gebiet der Rhetorik zu tadeln haben. Freilich laſſen ſich auch bedeutende Verſchiedenheiten nicht verkennen, zumal in der Weiſe, wie griechiſche Dichter es lieben, ihre politiſchen Diatriben in das romanhafte Gewebe einer Liebesgeſchichte zu verflechten **), während deutſche Dichter ſie in kürzeren Gedichten, wenigſtens faſt immer ohne romanhafte Einkleidung, darzuſtellen pflegen. Überhaupt aber wäre den heutigen griechiſchen Dichtern im Allgemeinen Kürze zu wünſchen, jene knappe Form, in der den Deutſchen noch immer als unerreichtes Muſter Platen daſteht. Um ſo erfreulicher iſt es dagegen, wenigſtens bei einem Dichter den entſchiedenen Übergang von jener verſchwimmenden Breite zur concinnen Form wahrzunehmen,

---

*) Brandis III. 86. Sanders 262. Ein Nachhall jener Lieder findet ſich noch bei Rangawis in ſeiner erſten Entwicklungsperiode, im erſten Theil ſeiner *διάφορα ποιήματα*, Athen 1837, z. B. p. 273 *τὸ δεῖπνον τῶν κλεφτῶν*, p. 289—296 *ὁ ἱππεὺς, ὁ κλέφτης, ὁ συνταγματικὸς*, obgleich das letzte Gedicht ſchon in die zweite Periode hineinragt.

**) S. den Wandrer von Panajotis Sſutſos, den Umherirrenden von Aléxandhros, wie auch die beiden Romane, den Verbannten von dem jüngern Bruder, Leandhros vom ältern, deſſen Meſſias nach dem Prolog ebenfalls politiſche Ideen zu Grunde liegen (Brandis III. p. 90—194; Elliſſen 410). Frei von ſolch äußerlichem Gewande treten die politiſchen Ideen in den kleineren Gedichten der beiden Sſutſos auf, namentlich in des jüngern Panorama und ſeiner Menippia (Brandis III. 191.).

Rangawis, aus deſſen erſter Entwicklungsperiode wir bereits in einer Anmerkung einige Gedichte genannt, hat außer mehren Überſetzungen aus dem Altgriechiſchen, einigen Gedichten in Weiſe der Young'ſchen Nachtgedanken, einem romantiſchen Epos »Dinos und Eleni« *) und wenigen Parteigedichten **), zwei Dramen »Froſini« und »der Vorabend« und ein Epos in fünf Geſängen »der Volksbetrüger« geſchrieben ***), bei denen ſich im Hintergrunde die politiſchen Beziehungen auf Griechenlands Gegenwart nicht verkennen laſſen. Doch leiden beſonders jene beiden Schauſpiele an dem »Erbübel der neugriechiſchen Poeſie« (Ellisſen 353), an Breite, die wohl zumeiſt durch den für das Drama gänzlich unpaſſenden politiſchen Vers verſchuldet iſt, der mit ſeiner ſtarren Cäſur uud ſeinem Reimgeklingel an die Zeit gemahnt,

---

*) S. *διάφορα ποιήματα* I. p. 317 flgde. (1837). Eine recht gelungene deutſche Überſetzung von Fr. v. P. Lachner erſchien bereits 1834 nach dem 1831 in Naupli einzeln erſchienenen Gedicht in Neuburg a. D. Sie enthält auch einige biographiſche Notizen.

**) *διάφορα ποιήματα* II. p. 341—349 (1840), ziemlich zahm und durchaus nicht ſelbſtändig. S. Elliſſen 397.

***) Das erſte Drama behandelt die bekannte Geſchichte, wie Ali Paſcha eine junge Griechin in Joannina ertränken ließ, in höchſt idealiſirender Weiſe. Froſini iſt aus einer Hetäre zur engelreinen Jungfrau geworden; Ali's Sohn, Muktar »*ὁ αἱμοβόρος, ὁ τυραννικὸς,*« wie ein »*ἐνθουσιαςικὸς φοιτητὴς Γερμανικῆς ἀκαδημίας*« darſtellt. Das Stück iſt trotz vielfacher Reminiſcenzen an deutſche Dichter und trotz der Länge (226 Seiten) höchſt anziehend. Auszüge aus dem »Vorabend« ſ. bei Eliſſen 332—344 u. 413—416, wo ſich auch Einzelnes über den *Λαόπλανος* findet. S. auch Kind Neugriech. Anthologie 1844 I. 108.

Digitized by Google

wo den Deutſchen der Alexandriner als dramatiſcher Vers galt. Überwunden aber iſt jener Fehler gänzlich in der (pſeudonym erſchienenen) Hochzeit des Krutulis, in der wir einen unermeßlichen Fortſchritt, den Anfang einer neuen Periode für die griechiſche Poeſie erblicken. Denn jene bereits beſprochene rhetoriſche Poeſie, zumeiſt unter franzöſiſchem Einfluß, als deren Häupter und Vertreter die beiden Sſutſos, namentlich der jüngere, zu betrachten ſind, iſt hoffentlich — obgleich verdienſtlich an ſich — doch nur ein Durch- und Übergang von der ſteifen, hölzernen Nachahmung italieniſcher Vorbilder zu einer ſelbſtändigen, nach der ruhigen Schönheit altgriechiſcher Dichtkunſt hinſtrebenden Periode:*) wie ja auch in der deutſchen Literatur auf die in Oppoſition zu der ſteifen Nachahmung franzöſiſcher Muſter unter Shakſpear'ſchem Einfluß hervorgegangene Sturm- und Drangperiode ein Hinſtreben nach dem Maß klaſſiſcher Schönheit, auf Goethe's

---

*) Auch Chriſtópulos, der »neue Anakreon« verleugnet den franzöſiſchen Einfluß durchaus nicht: ſ. Elliſſen p. 351, deſſen übertriebenem Lob gegenüber wir nur unſer früheres Urtheil — Volksleben p. 288 — wiederholen können. Übrigens gehört bei ſeiner politiſchen Apathie dieſer Dichter, der allerdings die neu Periode eröffnet, nicht in den Kreis unſerer Betrachtung. Rangawis ſingt von ihm in einer Ode, worin er ihn auffordert, ſich mit dem jungen Hellas zu verjüngen, wie Hellas in der Freiheit nieder zu tauchen, wie ein Phönix aus der kalten Aſche zu erſtehen und wie früher zu ſingen (διάφ. ποιήμ. I. 306, Elliſſen l. l.):

Ich las in Knechtestagen,
Anakreon, Deine Lieder,
Und wähnte da mit Klagen,
Die freie Zeit ſei wieder
Gekehrt der Lieb' und Luſt.

Da Deine Leier tönte
Mit ſüßem Silberklange,
Weinten die Muſen, ſtöhnte
Das Vaterland ſo bange,
Verwaiſt um den Verluſt.

Götz ſeine Iphigenia folgte. Möchte die Hoffnung auf Verjüngung und Wiedergeburt der helleniſchen Poeſie in Deutſchland wie in Griechenland keine Täuſchung ſein! Freilich muß in beiden Ländern, zumal in unſerm Vaterlande, ein anderer politiſcher Boden erkämpft werden, um ſolche Dichtungen hervorzubringen und gedeihen zu laſſen —, nicht etwa, wie es wohl von oben beliebt wird, todte Kopien griechiſcher Dichtkunſt, die in fremden, abgeſtandenen und bereits lange überwundenen Anſchauungen wurzeln, ſondern lebendig aus freiem Volksbewußtſein hervortreibende Schöpfungen, die mit den griechiſchen Werken urſprüngliche, ſelbſtändige Schönheit gemein haben:

»Denn es wechſelt die Zeit und der Welt Umſchwung und der Menſchheit ewige Wandlung
Und ſo lang ihr die nicht völlig begreift, bleibt ſtets ihr lallende Knäblein . . .
Nicht ſchreitet zurück deshalb, krankhaft
Dem Geweſenen hold, das lange vermorſcht!
Seid Männer und ſteht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerſchütterlich feſt, ſucht Wahres und lacht
Des romantiſchen Quarks
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit!«

Jedenfalls iſt der Anbau der ariſtophaniſchen Komödie, einer der wenigen rein dichteriſchen, d. h. ſchönen Formen politiſcher Poeſie, in Deutſchland wie in Griechenland ein Schritt zu dem angedeuteten Ziele und haben wir deshalb »die politiſche Wochenſtube« wie »die Hochzeit des Kutrulis« mit hoher Freude begrüßt *).

*) Trotz Elliſſens »mit gutem Bedacht« ausgeſprochner Überzeugung und ſeinem »unbefangnen Urtheil« (!): wobei (o der Unbefangenheit!) von Jedem, der den Ariſtophanes »lobpreiſend im Munde führt,« vorausgeſetzt wird, daß er ihn »nur

Gehen wir nach dieſen einleitenden Bemerkungen bis etwa auf die Zeiten der franzöſiſchen Revolution zurück, mit der, wie bereits erwähnt, auch für die neugriechiſche Kunſtpoeſie eine Umwälzung anhebt: ſo müſſen wir zugleich bemerken, daß dieſe Zeit für die mindeſtens ebenſo wichtige Volkspoeſie durchaus nicht epochemachend war. Vielmehr wälzt ſich ihr Strom rein und friſch von den älteſten Zeiten herab bis auf die neueſte, wo allerdings ihr Gebiet durch die ſich immer mehr ausbreitende Kunſtpoeſie etwas beſchränkt zu werden anfängt. In dieſem lebendigen, von keiner Stockung unterbrochenen Fluß iſt Vieles verrauſcht, nichts veraltet. Die Wehklage um Konſtantinopels Fall (Fauriel, II., 172; Freiheitsl. p. 15) klingt mit ihrem tröſtlichen Schluß noch heute ſo friſch wie das jüngſte Volkslied; gewiſſe ſtereotype Wendungen und Bilder finden ſich in den jüngſten wie in den älteſten Liedern *). Nur die Lage und die Verhältniſſe der Kleften haben ſich ſeit jener Zeit weſentlich geändert; die wilden, gegen die Türken ihre Freiheit und Unabhängigkeit verfechtenden Kleften ſind — wenigſtens im eigentlichen Griechenland — zu gewöhnlichen Räubern herabgeſunken und »der großartige Kampf für Recht und Freiheit zu einem kleinlichen um die

---

ſtückweiſe und oberflächlich oder gar nicht geleſen.« Elliſſen p. 130.

*) Der Anfang des eben erwähnten Liedes (Ao. 1453) und des über Kjamil-bei's Gefangennahme Fauriel II. 198 (Ao. 1821); die Wendung »ich kam weder des Eſſens noch des Trinkens halber, ſondern . . .« in dem Gedicht Herr Michalis aus dem 16. Jahrhundert (Sanders p. 4) und in dem neuern, höchſtens aus dem Ende des vorigen (ib. p. 14), womit auch zu vergl. das ſerbiſche Gedicht »Duſchans Hochzeit,« v. 27—30. S. Gerhard's Wila I. 130.

Digitized by Google

Höhe der Steuer« (Sanders, p. 35 und 14) geworden. In der Zeit des Freiheitskampfes ſelbſt aber waren die Kleftenkapitani Heerführer geworden und ſtatt der wilden Kleftengeſänge ertönten dann wohl von Kunſtdichtern verfaßte Kriegslieder, wie des Kolokotronis' Geſang (Freiheitsl. 13), der mit ſeinen kunſtgerechten männlichen Reimen gewiß nicht von dem »Alten« herrührt und in dem das Mißtrauen gegen Rußland und der Kampf für »Freiheit und Geſetzlichkeit« (*ἐλευθερία καὶ εὐνομία*) ſeltſam gegen deſſen bekannten Charakter abſticht (vergl. Brandis, III. 257 und Gordon, I. 265). Trotz all der ſchönen Redensarten von »der Führerin Eintracht« (*καὶ τὴν ὁμόνοιαν ὁδηγόν*) herrſchten nur Zwietracht und wilde Parteikämpfe und auf dieſem Boden wucherten dann die Kleftenlieder im alten Sinne, nur Baiernhaß ſprühend, wie früher Türkenhaß: ſ. Sanders, p. 14 № 13. Ein anderes Lied *), das ſich ganz auf dieſelbe Zeit, Kolokotronis' zweite Gefangennahme, bezieht (Gord., II., 843, beſonders 847), erzählt in der abgeriſſenen Weiſe der griechiſchen Volkslieder, wie die Kolokotronäer in der Kirche mit goldenen Kopftüchern und ſilbernen Säbeln zuſammenkommen und wie nach beendigtem Gottesdienſt der Alte ſeinen Sohn Jennäos und ſeinen Schwager Koliópulos zu geheimer Unterredung beruft, ihnen einen üblen Traum mitzutheilen. Ihn habe geträumt, er überſchreite einen trüben Fluß und könne nicht hinüberkommen, ſein Kopftuch und ſeines Säbels Troddel hätten gebrannt. Das Kopftuch aber ſei ſein Kopf, die Troddel Jennäos; ge-

---

*) Abſichtlich entlehnen wir die Beiſpiele nicht aus den gedruckten, oben genannten Sammlungen, ſondern aus unſeren bereits erwähnten, bis jetzt noch handſchriftlichen »neugriechiſchen Lieder, Sagen und Märchen.«

Digitized by Google

ſtern im Hauſe des Gouverneurs und des Nomarchen habe er die geheime Kunde gehört, Kolokotronis ſolle in Haft bleiben ſein ganzes Leben. — Ein anderes, ungefähr aus derſelben Zeit ſtammendes Lied handelt, ohne ihn anders als mit dem Taufnamen zu bezeichnen, von Joannis, dem Sohn des Panutſos Potarás, der in dem erſten Bürgerkriege während des ſ. g. Freiheitskampfes auf der »konſtitutionellen« Partei ſtand, während die beiden Brüder Delijannis es mit der »Militairpartei« hielten (Gordon, II., 119), zu der ſich auch Georg Sſiſſinis neigte (ib. 116). Es beginnt mit der ſtereotypen Wendung, daß drei Vögel ſich auf die Burg von Korinth ſetzen, von denen einer nach Anapli, der andere nach Rumili ſchaut, der dritte aber wehklagend den Jannakis anredet und ihm räth, ſich, wie des Sſiſſinis Burſchen und die Delijanneer, ruhig zu verhalten. Auf die entſchiedene Weigerung folgt die erneuerte Warnung, nicht in den Kampf nach Athen gegen die furchtbare Türkenmacht zu ziehen. Jannis' Antwort:

»Ich hab' dreihundert Mann zu Pferd und tauſend mit der Flinte,
Ich habe Pulver ohne Maß, Kugeln, ſo viel ich wünſche«

ſchließt das Gedicht, von dem es bei der ſkizzenhaften, nur für die nächſten Hörer berechneten Darſtellung ſchwer zu entſcheiden iſt, ob es ſich nicht vielleicht auf die in den Auguſt 1826 fallende Fehde zwiſchen *'Ιάννης Νοταρᾶς ἀρχοντόπυλος* und ſeinem Vetter *Παναγιώτης Νοταρᾶς* bezieht, an der die andern Primaten lebhaft Antheil nahmen *). Es kann natürlich hier nicht unſer Zweck ſein, viele ſolcher Lieder mitzutheilen; es genügt, wenn klar und anſchaulich hervor-

*) Gordon II. 360.

tritt, wie gering die Veränderung iſt, welche Griechenlands politiſche Umwälzung auf dieſe Lieder hervorgebracht. Außerdem macht die ſkizzenhafte Darſtellung und der griechiſche Brauch, die Helden meiſt mit dem bloßen Taufnamen zu bezeichnen, die Zeitbeſtimmung für dieſer Lieder oft ſehr ſchwierig, zuweilen ganz unmöglich. Auch werden mit kleinen Varianten, etwa Namensänderungen, bei den ſich wiederholenden Gelegenheiten die alten Lieder neu geſungen: z. B. wie der Räuber gefangen und zum Tode abgeführt wird, tauſend vor ihm und zweitauſend hinter ihm und wie er dann fleht, ihn nicht durchs Dorf zu führen; ſeine Feinde würden es ſehn und jauchzen, ſeine Freunde weinen und ſeine Geliebte todt hinſinken. — So mögen denn hier nur wenige beſonders bemerkenswerthe Lieder im Auszuge Platz finden, zunächſt das vom Mädchen-Arinatolen (wahrſcheinlich älteren Datums) aus dem Ἀμάραντος. — »Wer ſah je auf dem Berg 'nen Fiſch, das Meer beſä't mit Saaten?
Wer ſah 'ne ſchöne Maid im Kleid 'nes Kleften und Soldaten?«

Zwölf Jahre, heißt es dann weiter, ſei Dhiamando unerkannt Klefte geweſen, bis ihr an einem Feiertag beim Spiel mit den Waffen das Buſentuch zerriſſen. »Da ſchien die Sonne glänzend hell, es blitzte hell das Mondlicht« und ein kleiner Kleftenburſch lachte. Sie verſpricht, ihn zu belohnen, wenn er ſchweige; doch er verlangt ſie zum Weibe. »Wie packet ſie ihn da am Haar und wirft ihn hin zu Boden!« ſo daß er um Gnade flehen muß. In einem andern — wahrſcheinlich urſprünglich albaneſiſchen — Liede werden die Vögel zum Schweigen und zur Trauer aufgefordert, weil Muſſa aus Bardunja in Rumeli gefallen. Seine Pallikaren brachten ſeine Waffen und einen an drei Stellen verbrannten (d. h. Trauer-)

Digitized by Google

Brief an Ibrahim-aga, Lulos und Karaméros, der die Bitte enthält, für ſeine Kinder und Bardunja's Burg (Thurm *Πύργος*) zu ſorgen. Er ſei geſtorben, oder, wie das Lied es ausdrückt:

Als Oberſten hat der Paſchá nach Sſofja mich entboten,
Den Schatten als Gerichtsdiener (*τζαύση*), als Bimbaſchi den Todten;

die Platte ſei nun ſeine Schwiegerin, die Erde ſeine Gattin, die Kieſelſteine ſeine Verwandten. Dieſe Nachricht ſollen ſie ſeiner Mutter (*νενὲς*) und ſeiner armen Frau bringen, damit dieſe ihn nicht mit den Schwalben erwarten. — Endlich ſei noch als Beiſpiel, wie die lebendige Volkspoeſie Gedichte fortbildet und ändert, das Folgende erwähnt. Der Anfang ſtimmt faſt ganz mit dem bei Fauriel II. p. 62. Auch hier ſtöhnt das Grab, »nicht weil der Hügel es bedrückt oder die Steine,« ſondern (ſo lautet hier der Schluß) weil ſie, ihrer vierzig Kleftenburſchen, die aufs Evangelium geſchworen, jeden von ihnen zu ſchützen, ihren Führer, da er fiel, verlaſſen, obgleich er, »die Seele auf den Zähnen«, ſie gebeten, ihm den Kopf abzuſchlagen und ihm die Waffen zu nehmen, damit die Türken ſie nicht zum Schmuck hätten. Bei dieſem Lied möchte, obgleich es ſich gewiß auf ein Faktum ſtützt, die Zeitbeſtimmung geradezu unmöglich ſein. — Etwas Anderes iſt es mit den Liedern, die ſich auf hiſtoriſch bekannte Ereigniſſe, wie die des Freiheitskampfes beziehen, z. B. auf Botſaris Tod u. a. (ſ. namentlich Fauriel I. 98 u. ff. die Sſuliotenlieder und II. 174 ff.), die ich aber als bekannt übergehe. Hier folge nur, um den Unterſchied von dieſen, im Ton von den älteren Kleftenliedern ſchwer zu unterſcheidenden Liedern anſchaulich zu machen, ein Städtelied, das unangenehme, beängſtigende Zuſtände in ſcherzhafter Weiſe darſtellt. — Auf

Digitized by Google

ihren Gruß fragt der Dhimarchos — eine erſt ſeit Otto's Regierung eingeführte Würde — die Malámo nach der Urſache ihres ſpäten Erſcheinens. Während er auf ihre Klage über Diebſtahl Diener und Schreiber abſchickt und den Aſſeſſor holen läßt, ſoll ſie eintreten und ſich ins Bett legen, um ihn eng zu umarmen. —

Das Bisherige genügt füglich für die hier beabſichtigte allgemeine Schilderung der politiſchen Volkspoeſie etwa von der franzöſiſchen Revolution ab. Den Übergang zur Kunſtpoeſie bilden am natürlichſten Volkslieder, die den Einfluß der *Λόγιοι* nicht verläugnen können oder vielmehr von ihnen fortgeführt ſind. Dahin gehört ein Gedicht Rumeli, das ſich in der Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années 1797 et 1798 d'après 2 missions dont l'une du Gouvernement français et l'autre du géneral-en-chef Buonaparte. Redigé par un des professeurs du Prytanée findet. Alles freue ſich — beginnt es — nur Rumeli und die Inſeln ſtänden in Kummer. Warum freuſt du dich nicht und ſpielſt zum Tanz auf? — Wie könnt' ich das? lautet die Antwort. Nach dieſem volksthümlichen Anfang (vgl. die ganz gleichlautenden Verſe bei Sanders p. 2 № 2) fährt offenbar der *Λόγιος* fort: Wenn du fremd biſt und als Griechenfreund die Urſache meines Kummers erfahren willſt, ſchlag die Geſchichte auf und ſiehe, was Griechenland geweſen, und höre, was es jetzt iſt! Wo iſt jetzt mein Athen, das die Welt einſt bewunderte und noch heute verehrt? wo die Freiheit zuerſt erſchien, Solon ſeine Geſetze gegeben u. ſ. f. In dieſem Tone geht es fort, untermiſcht mit einzelnen volksthümlichen Verſen, wie: »Jeglicher Türk' auch ein Tyrann, jeder Romä'r ein Sclave.« Es genügt daher wohl, das Ende von Rumeli's Rede herzuſetzen (v. 70—87):

Europa, und was that ich Dir, daß Du Dich freuſt, zu ſehen
Ein Ungethüm auf meinem Thron, das ſich am Blut nicht ſättigt?
Ein einzig Zeichen ſeiner Hand und tauſend Köpfe fallen.
Und ich, all dieſes ſehe ich und weine ſchwarze Thränen
Und, wem ich ſagen ſoll mein Leid, nicht einen Einz'gen hab' ich
Und nicht ein Einz'ger findet ſich, um Troſt mir zuzuſprechen.
Getränket hab mit herbem Gift ich die bewohnte Erde
Und alleſammt vergaßen mich, Keiner hat mit mir Mitleid!
Die Ruſſen auch, die Freunde mein, ſie, meine einz'ge Hoffnung,
Was thaten ſie mir Gutes, da ſie kamen zur Levante?
Daß ſie die Inſeln mir zerſtört und daß ſie mich verlaſſen
Und daß mit den Tyrannen ſie geſchloſſen Frieden wieder.
Du ſiehſt, in welchen Zuſtand mich Rußland hineingeſtürzt hat!
Solch eine harte Sclaverei gab's nirgend in dem Weltall,
Und keine Hoffnung ſeh' ich wo, daß ich befreiet werde!
Und Du ſagſt mir, ich ſoll mich freun, ſoll ſpielen auf zum Tanze,
Ich, die ich keinen andern Troſt find' als in meinen Thränen?! —

Aus einer etwas ſpäteren Zeit (nach 1812) iſt das ſatiriſche Drama ὁ ῥωσσ-αγγλο-γάλλος, das Ruſſen, Engländern und Franzoſen ihr an Griechenland verübtes Unrecht vorwirft. Bruchſtücke daraus finden ſich unter andern bei Elliſſen p. 327 ff. mit einer — freilich nicht ganz formgetreuen — recht lesbaren Überſetzung. Zwiſchen dieſe beiden ächt patriotiſchen griechiſchen Gedichte in das J. 1805 fällt eine Lebensbeſchreibung Ali-Paſcha's von Chatſi-Sſiretis,*) welche, in ächt muſelmänniſchem Sinne verfaßt, einen merkwürdigen Pendant

*) Das *Χατζῆ* (Pilgrim) vor dem Namen bedeutet bei den Türken bekanntlich, daß Jemand ſeiner Pflicht, das heilige Grab in Mekka zu beſuchen, in eigner Perſon nachgekommen; auch vor chriſtlichen Namen findet es ſich als Bezeichnung ihrer Wallfahrt nach Jeruſalem, z. B. *Χατζῆ Μιχάλης*.

Digitized by Google

zu Perrhäwos Geſchichte von Sſuli und Parga und zu den Sſuliotenliedern bei Fauriel bildet. *) Dagegen ſprühen den entſchiedendſten Türkenhaß die bereits beſprochnen, mit den bisher erwähnten Gedichten etwa gleichzeitigen patriotiſchen Geſänge von Rigas und ihre Nachdichtungen, denen ſich andere nationale Gedichte vor und aus der Zeit des Freiheitskampfes anſchließen. So das Kleftengedicht Dhimos von Sp. Trikupis 1821 (ſ. Brandes III. 87, die Gedichte der Zantioten Kalwos und Sſalomós u. A.: ſ. Dr. Theod. Kind neugr. Anthol. I. 88 und beſonders die »Freiheitslieder« 1—15). — Aber die nationale Begeiſterung, aus welcher der Freiheitskampf und jene Freiheitslieder hervorgegangen, hielt ſich bekanntlich nicht lange rein; auf den erſten gewaltigen Andrang gegen den gemeinſamen Feind, gegen die Allen gleich verhaßte türkiſche Gewaltherrſchaft, folgte ein wildes Parteitreiben: dergeſtalt, daß noch während des Kampfes um äußere Unabhängigkeit und Freiheit Bürgerkriege zwiſchen den Konſtitutionellen und der Regierungspartei entbrannten, welche ſpäter beſonders in der Willkürherrſchaft der Kapodiſtrias reichlich Nahrung und Zündſtoff fanden. Die Poeſie war in Griechenland der Spiegel dieſer Zuſtände: und ſo folgte auf jene Periode der begeiſterten Nationallieder eine neue der Parteigedichte, an deren Spitze, wie bereits bemerkt, namentlich der jüngere Sſutſos ſteht.

---

*) Das Intereſſe, das dies Gedicht auch in andrer — hiſtoriſcher und ſprachlicher — Beziehung bietet, namentlich durch die Ähnlichkeit des Tons mit den gerade hierin von den übrigen griechiſchen Volksliedern ſo abweichenden kretiſchen (ſ. Sanders p. 318), rechtfertigt die Mittheilung eines ausführlichen Auszuges nach Leake Travels in northern Greece I. 463, die wir jedoch, um unſre Darſtellung hier nicht zu unterbrechen, gelegentlich in einem beſondern Aufſatz geben werden.

Digitized by Google

Die Brüder Aléxandhros und Panajotis Sſutſos, die gleich den Dioskuren in der neueſten griechiſchen Poeſie glänzen, Sprößlinge eines altangeſehenen Fanarioten-geſchlechtes, wurden 1820 von ihrem kurz darauf verſtorbenen Oheime Aléxandhros Sſutſos, Hospodar der Wallachei, nach Paris geſchickt, wo ſie franzöſiſche Bildung und jene Freiheitsideen einſogen, die ſich ſo offen in all ihren Werken kundgeben, mehr verneinend im Ganzen und gegen das Beſtehende ankämpfend als neu aufbauend (S. Brandis III. 136 und 186—194). Freilich zeigt die Entwicklungsgeſchichte, namentlich des jüngern Aléxandhros, in den Urtheilen, Sympathien und Antipathien der frühern und der ſpätern Zeit mannigfache Widerſprüche. Wer aber den Dichter darüber anklagt, thut ihm Unrecht. Denn wie er auch zuweilen auf der Woge der Partei einherzuſchwanken ſcheint — wäre das anders möglich bei dem wilden Strudel um ihn, der oft, die eben noch feſt zuſammenhielten, auseinanderriß, Andre, die einander feindlich gegenüberſtanden, zuſammenführte? Wer tiefer auf des Dichters Geiſt und Geſinnung eingeht, wird ihm das Zeugniß nicht verſagen können, daß er bei allen Stürmen ſich unwandelbar nach einem Kompaß gerichtet, der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande (Sanders 290 ff). Der Dichter ſtand feſt, aber um ihn herum drehte ſich Alles ſchwindelnd und ſchwankend; die Widerſprüche in ſeinen Werken haben ihren Grund meiſt in jenem fröhlichen Vertrauen des beſſern Menſchen, der, was ihm die Seele ſchwellt, auch außer ſich zu ſchauen glaubt, in jener gläubigen Zuverſicht, die, oft getäuſcht, ſich immer wieder von Neuem täuſchen läßt, die jeden ſchwachen Lichtſchimmer freudig als Morgenroth begrüßt, wo es irgend möglich iſt, die reine Freiheitsliebe des eignen Buſens vorausſetzt und dann freilich, wenn ſie ſich getäuſcht ſieht, in um ſo herberen Spott

Digitized by Google

ausbricht. — Sſutſos, der am Schluß ſeiner Geſchichte der griechiſchen Revolution Kapodiſtrias mit Vertrauen begrüßt hatte, ſchleuderte, bitter getäuſcht, im erſten Theil ſeines *Πανόραμα τῆσ Ἑλλάδος* und in ſeinem Verbannten die hef- tigſten Satiren gegen den Präſidenten und die Nagäer. — Otto kam mit ſeiner Regentſchaft; der Dichter, der Mitglied der am 3. April 1833 ernannten Commiſſion für das Schul- weſen ward — Gordon II. 831 — und in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder den ſeit Anfang Juli deſſelben Jahres unter den Schutz der Regentſchaft erſcheinenden *ἥλιος* redigirte — ib. 843 — hatte mit offenſtem Vertrauen den König begrüßt und ihn als auf einen Leitſtern in des Lebens Wogen auf ſeinen philoſophiſchen Vater verwieſen (*εἰς τὸ πέλαγος τȣ̃ βίȣ ὁ φιλόσοφος πατήρσȣ ἄς σὲ εἶναι, βασιλεῦ μȣ, ὁ χειραγωγὸς ἀςὴρ σȣ!*), auf den gekrönten Dichter, auf deſſen Worte die Griechen mit Zuverſicht als auf Bür- gen einer glücklichen Zukunft ſchauten, ſtolz darauf, einen Sprößling Deutſchlands auf ihrem Throne zu ſehen und von dem weiſen Vaterlande der Geßner, Wieland, Klopſtock, Goethe und Schiller freie Gedanken, edle Gefühle, Ehrfurcht und warme Liebe gegen Griechenlands Alterthum und Belehrung in deutſcher Einfalt und Biederkeit erwartend (*Πανόραμα* II. 68). Der unglückliche Stellenjäger, der gegen die Deutſchen nichts ausrichten kann, wird perſiflirt (*Ὁ Σπȣδαρχίδης ἀπο- τυχών. Πανορ.* II. 5 *σαν τὴν γάτα τὴν βρεγμένη, φίλοι μȣ, ἀναχωρῶ. μὲ τȣ̀ς Γερμανȣ̀ς νὰ κάμω προκοπὴν δὲν ἠμπορῶ*). Aber ſchon in dem *ἥλιος* bricht leiſer Spott gegen die Regentſchaft und lauter Tadel gegen die Miniſter hervor (Gordon II. 843): und wie tobt dann ſpäter der Fremdenhaß in dem *Περιπλανώμενος* und in der *Μενιππεία*! Die zorni- gen Engländer und die zahmen Ruſſen ſeien die Feinde von Griechenlands nationaler Unabhängigkeit. Aber auch dieſe Un-

Digitized by Google

abhängigkeit genüge nicht allein: der König müſſe auch die verſprochene Konſtitution geben, ohne die das tägliche Brot auf unſern Lippen bitter iſt. Die den Thron umlagernden Baiern verhinderten ſie, indem ſie Mißtrauen gegen das Volk ſäeten; ſie müßten als in Griechenland ſchädlich, in Baiern aber höchſt nothwendig, koſtenfrei und bequem zurücktransportirt werden (*Πρόλογος έ*); die helleniſche Herrlichkeit ſei wie eine Blaſe zergangen, das Vaterland in ein trocknes Strombett verwandelt, in welchem der fremde Wandrer ſpiele; mit trockner Ferſe durchſchritten es die Baiern und ſchleuderten ſeine Steine gegen alle Griechen; Griechenlands Väter, die, den Pelikanen gleich, mit dem eignen Blute das Volk genährt, Botſaris, Karaiskos, Tſamadhós, die Rieſen, ſeien gefallen und auf ihren heiligen Trümmern ſtehe ein Heer von Pygmäen u. ſ. f. (*Περιπλανώμ.* Schluß 155 und 156). Wie ein Heer unerſättlicher Harpyien ſeien die Baiern eingefallen, Hellas nähre ſie mit ſeines Zornes bittrer Galle und das Land, in fieberhaftem Haß entbrannt, laſſe in tödtlicher Gluth ſie einen nach dem andern hinwelken. Es kamen und kommen die Fremden ſogar von den beiden Polen, fährt der Dichter fort, die von der Welt Verachteten verachten uns insgeſammt. Als Helot trage, o Grieche, den Hut, da es dir an Muth und Waffen fehlt. (Anfang des *Περιπλ.* p. 3). In der Anmerkung zu der letzten Stelle (p. 40 ff.) werden in bettrer Ironie die Baiern mit wenigen Ausnahmen als ſehr philhelleniſch geſchildert, mit platoniſcher Liebe zu den Nachkommen des Perikles und ihren attiſchen — Drachmen. Der gekrönte Sänger werde in ſeiner Ermahnung an Griechenland, allein ſich die Freiheit zu erwerben, doch wohl auch Se. Majeſtät und dero Unterthanen mitausgeſchloſſen haben. Aber alle Stellen ſeien mit Baiern beſetzt. Seit Januar 1833, ſechs Jahre alſo, ſeien bairiſche Soldaten im Lande, die jährlich ſechs Millionen

Digitized by Google

Drachmen gekoſtet, eine Summe, für die reichlich eine Bank (ſo daß man nicht von den Wunderwerken des Herrn Regny abzuhängen brauchte), Straßen und Kanäle zur Belebung des Binnenhandels und Bibliotheken hätten gegründet werden können. Wenn aber die Miniſter behaupteten, die Baiern ſeien zur Aufrechthaltung der Ruhe nothwendig, ſo ſei das ein ſchönes Zugeſtändniß in ihrem Munde von der Unzufriedenheit des Volks mit ihrer Verwaltung. Man ſtelle Griechenland durch eine Konſtitution zufrieden und die Baiern werden gleich überflüſſig ſein. — Dann werden die einzelnen bairiſchen Herren durchgehechelt (wobei die »Geſchichte der griechiſchen Revolution. Ein Beitrag zur Geſchichte Griechenlands vom J. 1833 bis zum J. 1844 von H. A. Baron von St...t« zu vergleichen iſt). Heideck z. B., der in Baiern nie auch nur auf einem Fluß gefahren, den Schwindel erfaßt, ſo oft er von einer Brücke auf einen Fluß herabgeſehen, lenkte in Griechenland das Seeweſen und baute mit je einer Kanone, die größer als er, Kriegsſchiffe, die wie Münchens Biertrinker gehen. Nach Aufzählung mehrer ſolcher »von den Griechen mit aufgeſperrtem Munde und übereinandergeſchlagenen Händen angeſehenen ovidiſchen Verwandlungen« (ſ. St...t p. 9 und 12), ſpricht Sſutſos von den andern vielen Fremden. In Griechenland nehmen außer den Griechen Alle nach einander die vornehmſten Stellen ein. Herr Regny wurde noch vor ſeiner Ankunft aus Frankreich zum Commiſſair ernannt (St...t p. 102) und wir haben die Koſten für ſein Kommen bezahlt. Das Vernünftigſte wäre vielleicht, nach einer Bemerkung der Athiná, ſofort auch die Koſten für ſeine Rückkehr zu bezahlen. Bei all ihren Talenten und all ihren perſönlichen Fortſchritten richten die Fremden nichts Großes für Griechenland aus. Fabvier bei Kárystos und bei Chaïdari (Gordon II. 343 und 393), Lord Cochrane in ſeinem Zuge gegen Alexan-

drien, der ſelige Johann Kapodiſtrias zur Zeit ſeiner Präſidentſchaft, die baierſche Regentſchaft, der ſonderbare, bäuriſche Rudhardt (St...t p. 81), die heutigen königlichen Räthe, Commiſſaire u. A. -- was wollt Ihr? die fremden Herren wurden unter keinem günſtigen Stern geboren. — Noch ſchärfer wird den Baiern in der Menippia zu Leibe gerückt, worin der Dichter »mitten unter den Verfolgungen« der Preſſe durch die Staatsanwalde ſeine Satire gegen die Hellenen abſchießt, weil »die Krebsſchäden des von tödtlichen Wunden bedeckten, faulen Staats trotz der dadurch zu verurſachenden Schmerzen berührt und mit Höllenſtein geätzt werden müſſen«. Mit Übergehung des Spottes gegen die bairiſchen ſieben Weiſen der Kamarilla (St...t p. 88), die, weder die Namen noch die Sprache der jetzt verachteten Freiheitskämpfer kennend, (St...t p. 108 p. 70 unten u. o.), die Fremden ſo vielfach ungerecht bevorzugen, einem Hütz (»dem rohen und kenntnißloſen Kommandanten, den die öffentliche Meinung als Urſache der Verſchleuderung vieler Hunderttauſende von Drachmen anklagte«: St...t p. 145) jährigen Urlaub bewilligen, den Griſiotis dagegen für eine kurze Entfernung das halbe Gehalt und das Futter fürs Pferd entziehen u. ſ. f. will ich hier nur das über Feder Geſagte mittheilen, weil es zur Berichtigung der oft angeführten Schrift von St...t dienen kann. Die Ohrfeige, die Feder dem Redakteur der Ἐλπίς Lewidhis öffentlich in einem Kaffeehauſe gegeben für die Nachricht von einem Korb, den Feder von einer Spartanerin erhalten habe, erregte den Unwillen der Preſſe in hohem Grade und rief Drohungen hervor, die mit der Behauptung, daß »die Griechen nie daran gedacht, den Deutſchen nach dem Leben zu trachten« (St...t 146) ſchlecht ſtimmen (ſ. Eliſſen p. 397). Völlig unbegreiflich iſt aber die Äußerung des Barons von St...t (p. 85), Feder ſei eine

jener ſchönen Ausnahmen geweſen, die nie (!) vergeſſen hätten, daß die Griechen Anſpruch auf die zuvorkommende Freundſchaft der Fremden hatten; er habe mit den Griechen umzugehen verſtanden und wenn er auch ſeine politiſchen Gegner gehabt, ſo habe man ihm doch im Allgemeinen die ſo wohl verdiente Achtung gezollt u. ſ. f. Hören wir Sſutſos dagegen! »Der Held gegen unſern unbewaffneten Lewidhis, der Maniatenbei Feder theilt Kreuze aus; dem Einen enthält er das Gehalt vor, die Andern befördert er. Er grollt, daß die Mani (Maina) ihm keine Braut giebt und ziſcht am brennenden Tänaros wie die Schlange. Doch ſagen wir Dir, dem Fremdling: Feder, Feder! die Mani hat Kämpfer ſtatt weißer Jungfrauen, ſie hat Tſimowa und Petrówunon, wo der Werth eines Baiern kein Zweidrachmenſtück hoch gilt (die 1835 dort gefangen genommenen Baiern wurden aus Hohn für ſolchen Spottpreis losgeſchlagen). »O Schimpf und Schande, daß bairiſche Officiere Bräute aus den edelſten Geſchlechtern verlangen und wie die Verlobung nicht gleich vor ſich geht, wüthend die Mawromichális vor Gericht ſchleppen laſſen, wo es Protocolle regnet!« — Die Menippia, die in vollſtändigem Auszug mitzutheilen uns der Raum mangelt, ſchließt mit einem begeiſterten, ſehnſüchtigen Anruf an die Konſtitution (vergl. das Gedicht von Sſutſos bei Sanders p. 272): Konſtitution! die Fremden werden unſer Volk ehren, der wilde Feder vor des Volkes Majeſtät zittern; der Horizont wird uns Griechen ſtrahlen, wenn auf die Knechte freie Richter, auf die verhaßten Räthe Beſchützer der Nation folgen. Wenn der Dichter die Konſtitution nicht mehr erlebe, ſo ſollen ſeine Freunde ihm ins Grab nachrufen, daß die Nation erſtanden und ſeines Lebens Sehnſucht erfüllt ſei. Dann werde die Trauerweide auf ſeinem Grabe und die bang rauſchende Luft ihre Klagen enden. — Aber der Dichter erlebte

den erſehnten Tag noch; nach Verbannung und Umherirren begrüßte er in einer eignen Zeitſchrift den »dritten September« und die endlich errungene Konſtitution (ſ. Elliſſen p. 425). Die Klagen jedoch hatten ihr Ende damit noch nicht gefunden. Die Allgemeine Zeitung vom 18. December 1843 brachte folgende kurze Nachricht: »Herr Paikos, eine Fanariote, ſprach ſich in der Nationalverſammlung für die Zulaſſung der Fremden aus. Das Volk hatte kaum hiervon Nachricht erhalten, als es laut ſeinen Unwillen zu erkennen gab, ſich zuſammenrottete und die Fenſterſcheiben im Hauſe des Herrn Paikos zerſchmetterte. Herr Sſutſos, ebenfalls Fanariot und deshalb nicht beliebt, hatte in ſeinem Journal eine politiſche Satire auf Griechenland einrücken laſſen. Das Volk ſtrömte haufenweiſe zuſammen und um Unordnungen vorzubeugen, gab das Miniſterium — (das, von Sſutſos verſpottet, wahrſcheinlich ſelbſt den Volksaufſtand veranlaßt hatte, ſ. Alexander Clarus Heinze, der helleniſche Nationalcongreß zu Athen in den Jahren 1843 und 1844 p. 74) — dem Dichter die Weiſung, das Land zu verlaſſen. Ungeachtet der verſchiedenen ſtattgehabten Sitzungen iſt doch nichts Weſentliches beſchloſſen worden und die Verhandlungen beſchränken ſich bis jetzt auf einige reſultatloſe Diskuſſionen« (vgl. die Zeitung v. 21. December. Ausführlicheres über die Verbannung des Dichters und die Veranlaſſung dazu ſ. bei Heinze a. a. O. u. p. 77 und Elliſſen p. 431).

Immerhin mag man nach dem Vorſtehenden Sſutſos eines Schwankens im Urtheil zeihen. Jedenfalls aber hat er ſelbſt nie zu den von ihm ſelbſt in ſeinem, den Andoniädhis perſiflirenden »genäſchigen Zeitungsſchreiber« ſo glücklich verſpotteten Schriftſtellern gehört (ſ. *Πανόρ*. II., p. 28), deren Refrain lautet:

Bin ein warmer Patriot ja und unſinn'ges Zeug nicht treib' ich:
Gieb entweder mir 'ne Stelle oder eine Zeitung ſchreib' ich:

Schriftſteller, welche »der Miniſter Süßigkeiten eſſen und dann ſüß ſchreiben« und »wenn dann die Abonenten ſie im Stich laſſen wollen,« verſichern, daß ſie trotz des Umgangs mit Miniſtern und Miniſterfrauen »immer noch die alten Ochlokraten« ſeien, die, »da ihnen Gott zwei Hände gegeben, mit der einen das Volk, mit der andern die Miniſter berauben« u. ſ. w. — Mehr Auszüge aus des Dichters Werken zu liefern, als hier beiläufig geſchehen, ſchien überflüſſig, da er und ſeine Weiſe in Deutſchland ziemlich bekannt iſt. Der erſte Theil des *Πανόραμα* iſt von Kind mit — oft freilich falſchen und höchſt lächerlichen — Erklärungen herausgegeben; eine vollſtändige Überſetzung des zweiten poetiſch ſchwächern Theiles wird nächſtens in meiner bereits mehrfach genannten Sammlung neugriech. Lieder ꝛc. erſcheinen. Der *'Εξόριστος*, von dem auch eine deutſche Überſetzung exiſtirt, iſt außerdem von Brandis ausführlich beſprochen, wie auch der *Περιπλανώμενος*, aus dem wir einige beſonders ſcharfe, wohl eben ihrer Schärfe halber von Brandis übergangene Stellen oben mitgetheilt. Eine Überſetzung des Luſtſpiels *ὁ Ἄσωτος* iſt von Ellissen (p. 404) angekündigt, deſſen Polyglotte auch manche von Sſutſos' Gedichten enthält, p. 394—434. S. auch Sanders, p. 265 ff. und Kind, neugr. Anthol. I., p. 110 ff.

Zur Beſprechung anderer ſeiner Gedichte dürfte ſich auch wohl nächſtens Zeit und Gelegenheit finden; hier inzwiſchen erſcheint es paſſender, ſich zu einem in Deutſchland ziemlich unbekannten jüngeren Dichter aus der Schule der Sſutſos zu wenden, zu dem Smyrnäer Theodor G. Orfanidhis, der im Jahre 1840 eine Zeitſchrift »der Schütze« herausgab, deren vollſtändiger Titel lautet: *'Ο Τοξότης, σύγγραμμα ἔμμετρον καὶ πεζὸν ὑπὸ Θεοδώρȣ Γ. 'Ορφανίδȣ Μμυρναίȣ, περιοδικῶς*

Digitized by Google

κατὰ μῆνα ἐκδιδόμενον. Ἐν Ἀθήναις ἐκ τῆς τυπογραφίας Κωνσ. Κασόρχη. Ὁδὸς Αἰόλȣ 1840. Dieſe Monatsſchrift, die ſchon nach einem Jahre einging, weil der Verfaſſer bis dahin »ſchon genug Geld- und Kerkerſtrafen erduldet« und »weil die Herren Miniſter beſchloſſen hatten — ſicherlich zu des Volkes wie zu eignem Heile — für die Stimme des Volks taub zu ſein und die Stimme eines Zeitungsſchreibers die Stimme eines Predigers in der Wüſte war« — reiht ſich etwa an die das Jahr vorher erſchienenen *Μενιππεία* von Sſutſos an, nur daß ſie, wo möglich, noch giftiger und baiernhaſſender iſt. Eine Probe des Baiernhaſſes giebt gleich im erſten Hefte die Anzeige: »Da alles Geld im Beſitz der Herren Baiern, die von 1833 bis heute gekommen ſind, in das Blut unzähliger Helden unſeres Aufſtandes getaucht iſt, ſo machen wir bekannt, daß wir von einem Baiern keine Subſcription annehmen und keinem von ihnen ein Heft zuſchicken.« — Außer einer Beſprechung des *Περιπλανώμενος* von Aléxandhros und des *Μεσσίας* von Panajotis Sſutſos (p. 93—104) enthält das Journal faſt nur Diatriben gegen die italieniſche Oper und Politiſches, theils in Gedichten, theils in proſaiſchen Notizen, die zur Erklärung mancher Anſpielung höchſt willkommen ſind. — Das erſte Heft, das Märzheft, wird mit einem Gedicht auf den 25. März, als den Feſttag des Beginns griechiſcher Freiheit, eröffnet, das wir im Auszuge mittheilen.

Nach der finſtern Nacht (heißt es), die unſere alten Heiligthümer bedeckt hielt, in der nur Kettengeklirr ſchallte, ein eiſerner tyranniſcher Arm auf dem Nacken der Freien und auf der Bruſt der Helden lag, in der der Thraſybule ſeufzende Kinder ſtatt Lorbeerkränze ein Sklavenkleid trugen, ſetzte ſich mit Donnerſchall wieder der Ruhm auf ſeinen alten Thron. Heil, ruhmvoller Tag der Wiedergeburt! Golden und roſig gingſt

Digitized by Google

Du auf, Morgenröthe der Freiheit! Deine Sonne verſcheuchte die Nebel der Knechtſchaft; des Halbmonds mattes Licht ward vom Feuerglanz des Kreuzes verdunkelt und der Sieg krönt mit Lorbeern von Thermopylä, mit Roſen von Marathon die Häupter ruhmvoller Sprößlinge. Wie einſt ein Engel des Lichts der unbefleckten Jungfrau eine weiße Lilie dargeboten, das ſündige Menſchengeſchlecht erlöſend, ſo wurden wir heute von den Feſſeln der Knechtſchaft erlöſt. Freiheit, Du des Griechen liebſte Göttin, die Du von Deinem alten ruhmvollen Altare geflohen, Du Donner für der Tyrannen Ohr, Du haſt Timoleon gegen ſeinen Bruder, Brutus gegen ſeine Kinder gewaffnet. Wie ein plötzlicher Ausbruch des Veſuvs ergoß ſich heute die in der Bruſt gegen die Tyrannen kochende Rache und der gefeſſelte, tief ſchnarchende Löwe der europäiſchen Völker erwacht. Knechtiſche Öſterreicher! Eure Krone habt Ihr in Rigas' unſchuldiges Blut getaucht, vergebens durch Unterſtützung unſrer Tyrannen unſerm Ruhm widerſtrebt! Doch wir haben Euch gezeigt, daß des Muthigen Bruſt nie zagen kann. Aus Rigas' Blut ſproßten, wie aus den Drachenzähnen, die Kadmus ſäete, Helden hervor; der Himmel leuchtete vom Brande der Flotten und die Schiffbrüche der neuen Perſer künden neuen Ruhm. Doch in meinen ſchwachen Händen reißen ſchon die Saiten der helltönenden Leier, das Auge weint und die Stimme verſagt mir . . . Wittwen und Waiſen der Gefallenen, weint nicht! Ewiger Ruhm iſt ihr Theil und Thränen der Dankbarkeit wird der Grieche ewig auf ihrem Grabe weinen. Welche Begeiſterung damals gegen die Tyrannen, für Tugend und Ruhm! Doch heute, wie viele Tückiſche, Leichtſinnige, Räuber, Sklaven! Weh! umſonſt alle Mühe! Der frühere Ruhm iſt wie ein Traum vergangen! Der erſten, höchſten Stellen erfreut ſich der Auswurf des lieben Baierns, die Früchte unſeres Schwei-

Digitized by Google

ßes erntend. Umſonſt eifern die Zeitungsſchreiber gegen ſie, ſie antworten nicht und des Baiern bleiche Wange kennt keine Schamröthe. Ich wende mich zu Euch, greiſe Kämpfer des Volks, die Ihr wie Marmorſtatuen ſchweigt und den Nacken beugt. Wo iſt jene Zeit, da Ihr zu Triſini (Trözene) Konſtitutionen gemacht und Euch als ächte Nachkommen der Hellenen gezeigt? jene Zeit, wo die Ströme Leichen fortgewälzt? wo Alle gleich in brüderliche Eintracht (?) gelebt, bloß hoffend, das Vaterland frei und glücklich zu ſehen?! — O Schande! Ihr habt Eure alten Trophäen zerſtört, blitzſchnell iſt Euer Ruhm vergangen und aus ruhmbekränzten Vätern des Vaterlandes, Beſchützern der Freiheit und Feinden der Tyrannen ſeid Ihr Sklaven der feigſten Sklaven geworden, Nachäffer fremder Sitten, ſtatt Vorbilder glänzender Thaten. Noch ſeh ich Euch nicht mit Freimuth vor den König treten, des Volkes Wünſche zu künden. Wie lange ſoll uns die Heerde der Fremden bedrücken? wie lange unſre Zukunft bedroht werden? wie lange noch mißtönende Namen gehört werden? (*Χέδερ καὶ Χλὰφτζ καὶ Πρίτζ καὶ Χυὲτζ*, als Verdrehungen der baierſchen Namen). Wie lange wird der Nationalkongreß verſchoben werden? Säumt nicht aus Furcht vor dem Purpur! Der König kennt des Griechen Geiſt und weiß, daß der Grieche nicht leben kann, wenn er nicht nach Geſetz und Freiheit regiert wird. Gründet den Thron auf ein unerſchütterliches Fundament, die Früchte Eurer Kämpfe zu ernten, daß Euer Ruhm mit des Volkes Ruhm verbunden glänze! O möchte meine ſchwache jugendliche Stimme nicht ungehört verhallen; ſondern mindeſtens in der Tiefe Eurer Seele einen Wiederhall finden, daß ich künftig des Vaterlandes und Euren Ruhm ſingen kann.

Auf dies ziemlich allgemein gehaltene Gedicht (3—11) folgt ein zweites »mein alter Lehrer« (p. 13—18) mit ſpe-

Digitized by Google

ciellſtem Bezug auf den Gymnaſialdirektor in Nawplia Leónidios Anaſtaſſiádhis (ſ. p. 60), den »Tartüffe von Nawplia« (p. 184), der auch ſonſt noch öfter und zwar mit vollſtem Rechte durchgehechelt wird. — In meiner früheſten Jugend (ſagt er) ſchickten mich meine Ältern zu dem ausgezeichnetſten der damaligen Lehrer, einem kleinen, häßlichen Männchen aus Konſtantinopel, einem wahren Therſites. Er ſchlug uns, als wären wir Eſel und er der Eſeltreiber. O, hätte das Volk nur noch drei Lehrer, wie dieſen, wollte es dann wohl noch andere, erfahrenere Eſeltreiber? — Singen, die Apoſtelgeſchichte, die Pſalmen und den Kalender lernten wir dort Alle. Wiſſenſchaftliche Bildung, ſagte er, ſei Gottloſigkeit und Verderben. Den ganzen Tag prügelte er uns: doch ſchon vor Sonnenaufgang gings in die Kirche, mit aufgeſperrtem Mund und ſich wiegendem Kopfe zu ſingen. Noch drei Lehrer, wie ihn, brauchte man da noch Kirchenſänger? — Bei etwaigen Todesfällen in ſeiner Nachbarſchaft hielt er unaufgefordert die Leichenrede und ließ ſich als Entſchädigung für ſeine Bruſt Zucker und Kaffee geben. Jeden Sonntag nach der Liturgie ermahnte er mit frechem Geſchwätz die Chriſten, ſtatt Gott zu ehren, vor der Geiſtlichkeit zu zittern. Noch drei ſolche Lehrer: braucht man da noch Prediger? — Alles habe ich allein gelernt, Kinder! ſagte er zu uns; ich war erſt zehn Jahre alt, da wußte Keiner ſo gut romäiſch (neugriechiſch), wie ich; Dank meinem Talent, in drei Tagen habe ich Aſtronomie, in zweien Mathematik, in zehn Phyſik gelernt, aber volle fünf Jahre habe ich aufs Romäiſche zugebracht. Alles Andere iſt leicht, wie daraus erhellt, daß ich trotz meiner Jugend faſt ein Gay Luſſac, Galiläi und Archimed geworden. Noch drei ſolche Lehrer: brauchte da das Volk noch Aſtronomen? noch Weiſe? — So barbariſch er gegen die Schüler war, ſo freundſchaftlich und brüderlich war er gegen

Digitized by Google

die Prieſter, die ihm zu eſſen gaben. Eitel und ſtolz gegen Schwache, kriechend gegen Mächtige, ein bis zur Unverſchämtheit geſchickter Schmeichler der Türken — noch drei ſolche Lehrer: brauchte man da noch Drohnen und andere Fanarioten? — Es iſt keine Sünde, ſagte er, ſeine Gevatterin zu heirathen, doch muß man ſie erſt von ihrem Manne trennen und zweitens das Geſetz es Einem erlauben. Es genügt, Mittwochs und Freitags ſtreng Öl und Fleiſch zu vermeiden, dann wird noch Schlimmeres vergeben. Reue, Gebet, Faſten und Nachtwachen ſühnen Alles. Drei Lehrer, wie mich: würde das Volk noch bei Andern Moral hören? — Wie die anderen Türkenzöglinge zog er von den drei Geſchlechtern das männliche vor und beſchönigte ſeine freche Liebe mit dem göttlichen Gebot der gegenſeitigen Liebe. Bibelſtellen hatte er für Alles bei der Hand; betrunken, berief er ſich auf Davids Wort, der Wein erfreue des Menſchen Herz. Noch drei ſolche Lehrer: würde man in Argos ſonſt noch Weinhäuſer ſehen? — Seine Schüler mußten ihm Kaffee, Zucker, Branntwein, der eine dieſes, der andere jenes bringen, ſo daß die Schule wie ein Waarenlager ausſah. An denen, die nichts brachten, rächte er ſich beim Unterricht. Noch drei ſolche Lehrer: und man könnte die Steuereinnehmer ſparen. — Einſt war er für mich mit dem linken Fuße zuerſt aus dem Bette geſtiegen, weil ich nichts mitgebracht; er fand gleich einen Grund mich zu ſtrafen, ich hatte nicht »mit des Kreuzes Hilfe« geſagt. Er prügelte mich gräßlich mit dem Ochſenziemer. Noch drei ſolche Lehrer: brauchte man dann noch Henker? — Da wir ſahen, daß er erbarmungslos war, banden wir ihn in unſrer Verzweiflung einmal und hieben auf ihn los, künftigen Zeiten zur Lehre. Noch drei ſolche Lehrer: brauchte man da wohl noch Mühlpferde? —

Den darauf folgenden proſaiſchen Aufſatz »der Theater-

ſtreit« können wir hier füglich übergehen, da er nur die für die italieniſchen Sängerinnen Rita Baſſo, Lugli und Ricci enthuſiaſtiſch ſchwärmenden athenienſiſchen Stutzer verſpottet (ſ. die Allgem. Preuß. Zeitung, 1845, № 100, auch über dieſen Theaterſtreit), und namentlich gegen die Unſittlichkeit der dort aufgeführten Opern, wie der Barbier von Sevilla, eifert. Dabei hält er ſich freilich von einzelnen politiſchen Anſpielungen und Beziehungen nicht fern, wie z. B. ein Arzt darin auftritt, der früher Miniſter war und nun für Leute Recepte verſchreibt, welche von dem Exminiſter, der ihnen als Theilnehmern am Freiheitskampfe das Brot entzogen und ſie in Noth und Krankheit geſtürzt, Heilung verlangen (Glarákis, ſ. St...t p. 84, 87 und 122); ferner ein Baier, der in ſeiner Heimath ein Müller geweſen, in Griechenland aber eine hohe Würde bekleidet, neben einem Freiheitskämpfer in ſeiner Fuſtanella mit Wunden, der ſorgt, wie er ſeinen hungrigen Kindern für den Abend Nahrung verſchaffen ſoll. Der Baier wird dabei wegen ſeiner ſchlechten Ausſprache des Griechiſchen verſpottet (namentlich des ϑ, γ und χ), wie von Sſutſos in ſeiner Menippia (p. 188) Rudhardt, der Helleniſt, der Ruhm der Baiern, wegen ſeiner erasmiſchen Ausſprache u. A.

Das Aprilheft brachte dann ein dreiundzwanzig Seiten langes Gedicht, »ein Blick auf unſern Zuſtand,« gegen das die früheren höchſt zahm erſcheinen. Habe er bisher gegen Einzelne ſeine Satiren geſchleudert, ſo wolle er jetzt mit der Schlangengeißel der Furien die Unverſchämtheit der Höllenmänner geißeln, ihr ſchwarzes Herzblut vergießen und nur Otto's Krone verſchonen (*καὶ ϑέλω μόνον σεβασϑῇ τȣ̃ Ὄϑωνος τὸ σέμμα*), nach dem Beiſpiel der unermüdlichen Arbeiter fürs Volkswohl, der Koloſſe der Preſſe, Andoniádhis, Filimon und Petſális. Hellas ſchwanke um-

her, wie ein von Stürmen verſchlagenes Schiff auf dem Ocean; niedrige Schmeichler umgeben den Thron, unter dem Schein von Freiheit ſind wüthende Genoſſenſchaften gefeſſelt, die Miniſter ſchlafen ruhig auf ſybaritiſchem Lager und die Verordnungen ihrer Söldlinge meſſen mit Aufmerkſamkeit die Sprünge der Flöhe. Während uns die Fremden, die an den Zähnen ſchabenden Paraſiten, wie ein konſtitutionelles Volk anſehen und unſre Regierung im Allgemeinen wie die franzöſiſche haben wollen, iſt unſre Hand gefeſſelt; drei freiſinnige Zeilen genügen, den Zorn unſrer Regierung zu erregen, Miniſter im Solde der Fremdlinge öffnen den freien Dichtern und Journaliſten das Grab und die Staatsanwalte verfolgen den Volksfreund (von Andoniádhis redigirt), die Athiná (Minerva), den Fortſchritt (*πρόοδος*) und das Jahrhundert (*Αἰών*, le siècle) — vgl. St...t. p. 109. — Da iſt jener vom Volk verfluchte Verräther und Unmenſch, ein lebendiger Judas, der mit dem ſchändlichen Preßgeſetz (ſ. Elliſſen, p. 397; Brandis, III. 284 und St...t., p. 111) uns Journaliſten Netze geſtellt (Paikos) .... Bei dieſer Unthätigkeit der Miniſter hat unſer Staatskörper noch eine tödtliche Wunde, gegen welche die in Geldberechnung ſo geübten Miniſter kein Heilmittel auffinden können, eine Wunde, die, hier geheilt, dort wieder ausbricht; die Regierung kann dieſe dreizehnte Herkulesarbeit nicht vollenden. Aber, Ihr Blinde, ſeht Ihr denn nicht, daß Übel durch Charlatanerien nicht aufhören? Statt Balſams wendet Ihr Schierling, ſtatt kühlenden Thaues Flammen an! Die Zweige haut Ihr ab, aber die Wurzel beachtet Ihr nicht. Indem Ihr unſer Murren erſtickt, untergrabt Ihr mit ſchwarzen Lügen den Thron und ſo ſeid Ihr Erſte — mag man mich immerhin für dies Wort ſtrafen! — die Lehrer der Räuber und jene nur Eure Schüler (ſ. St...t. p. 25). Unſre Räuber ſind — Sieger über die

Digitized by Google

Türken, die, ſtatt gerechte Belohnung zu empfangen, trauernd haben fliehen müſſen, — Hirten, die zur Bezahlung der Steuern mit Klagen ihr letztes Schaf verkauft, — Väter, denen man wegen neuer Streitigkeiten mit den Bürgermeiſtern ihre Kinder entriſſen, — Leute, die von den Eindringlingen, neuen Janitſcharen, unermeßlich bedrückt werden, — die, ungebildet, gegen die Bedrückung nicht in Worten, ſondern nur in den Waffen ihre Zuflucht gefunden. — O Kommandant Hütz (St...t. p. 145), laß die abgehauenen Köpfe nicht mehr wie Meduſenhäupter nach Athen bringen! Miniſter, ſchafft den Beweggrund fort und wenn Ihr dann noch von Räubereien hört, mögt Ihr mich guillotiniren! (Über die letzte Räuberbande und die Jagd auf ſie im Peloponnes bis 1843 ſ. L. Roß in den Monatsbl. zur Allgem. Zeitung, Januar 1847, p. 17.) — Während ſich kein Miniſter halten kann und wir gewohnt ſind, gleichzeitig den Miniſter und das Hemde zu wechſeln, bleibt Schmaltz unerſchüttert in ſeiner Stelle (Brandis, III., 271 und Sſutſos' Menippia 178—181, wo ihm eine glückliche Reiſe gewünſcht wird, man habe als ſeine Nachfolger Männer wie Botſaris und Londos! — ferner St...t. 65, 87 und 105). Seinen lieben Baiern und Landsleuten verleiht er Stellen und Würden, vier Jahre lang geißelt er mit dem in Lug und Trug gewandten Feder (*ἄξιον εἰς δόλον καὶ εἰς πλάνην*) die unglückſelige Mani (Maina ſ. o.). Unſere Adlere Kolettis und Mawrokordhatos ſind verbannt (Brandis, III., 272, St...t. 28 und 65) und an dem für jene mit Schmerzen bereiteten Mahle ſchmarotzen die Baiern. Hätteſt Du, mein lieber Kolettis, Schmaltzens Geiſt, Du wärſt noch Miniſter! Du aber, Mawrokordhatos, lerne, wie die Baiern als große Diplomaten leben. — Während Glaros (oder Glarákis, ſ. St...t. 87 und beſonders p. 105) die Laſt des

Miniſterthums nicht mehr tragen kann, haſt Du, o Theochàris, ſie zum zweiten Male übernommen (St...t. p. 88 und Sſutſos in der Menippia p. 173 zollen ihm Lob). Du ſollſt bieder ſein; aber ſelbſt Biederkeit und politiſches Talent nützen nichts, wenn Du nicht den Plänen der Fremdlinge entgegenarbeiteſt. Willſt Du einen freien Charakter zeigen, ſo rühre das Miniſterialarchiv nicht an! befolge nicht das Ausweiſungsſyſtem des Präſidenten (Paikos), der zechend den Univerſitätslehrern räth, ſtatt freier Ideen die Finſterniß zu begünſtigen, den Jünglingen nur einige fromme Traktätchen u. dgl. in die Hand zu geben, da überhaupt das viele Leſen den Augen ſchade, und lieber mit ihm zu zechen; der ferner den Journaliſten als Bruder räth, es gehen zu laſſen, wie es wolle, und ſtatt zur Feder zum Becher zu greifen und ihnen die für den Fall des Nichtfolgens drohenden Strafen vorrechnet! Man kenne ſeine großen Pläne nur noch nicht, ſtatt der Bücherſammlungen Fäſſerſammlungen anzulegen, die Schulen zu ſtürzen, über ganz Griechenland für alle möglichen Fälle ein ruſſiſches Heer zu bringen, die Aufgeklärten zu ſpießen, die Griechen zu Heloten zu machen, eine Inquiſition einzuführen und den Kaïris zu verbrennen (ſ. Brandis, I., 299—304 und III., 36 ff.). Schweigen, Niedergeſchlagenheit und Schauder ſoll überall herrſchen, wüthende Wölfe Euer Blut trinken, täglich Freiheitsmänner verbannt, Kinder den Müttern entriſſen werden und der Dämon der Knechtſchaft in der Dunkelheit tanzen, Alles ſoll dann gehen, wie Jeder von uns will, aber ich will mein Faß dann zehnmal leeren. — Das alte Gymnaſium zu Nawpli wird aufgelöſt und die Leitung einem häßlichen, ungebildeten Tartüffe, einem Zwerg von Gelehrſamkeit, einem Schlauch von Schlechtigkeit, der Geld verſchluckt, um die Jünglinge blind zu machen (dem bereits oben erwähnten Leondios Anaſtaſſiádhis),

Digitized by Google

übergeben und die anderen Lehrer gehen ab. Wir aber, o Miniſter, verlangen Abhilfe. Doch ſieh, weſſen Ankunft kündet der Kanonendonner des Dampfſchiffs? Sográfos (über deſſen ſchändlichen Handelsvertrag man beſonders St...t p. 122—124 ſehe) kehrt vom Bosporos zurück mit einem prächtigen Handelsvertrag! Jetzt werden wohl in unſern Häfen Aſiens und Afrikas Schätze aufgehäuft werden. Seht, was ein tüchtiger und großer Diplomat werth iſt! Wenn er auch die Koſten der Geſandtſchaft bekommen, wenn er monatlich 6000 Drachmen (d. h. 1465 Thlr.) und außerdem noch ebenſo viel für außerordentliche Ausgaben, Geſchenke ꝛc. erhalten, ſeht, welch großen Schatz er uns dafür bringt! Hört aufmerkſam zu, Frauen, Männer und Kinder! »Für Griechen gelten nur die heute in Griechenland Wohnenden und Lebenden. Wenn Griechen den türkiſchen Turban höhnen, ſollen ſie am türkiſchen Pfahl ſterben u. ſ. w.«, wie Jeder von Sográfos ſelbſt erfahren kann. Der unſinnige Pöbel murre nun nicht mehr gegen einen Mann, deſſen Bruſt der Iſtichar — ein türkiſcher Orden! — ſchmückt. Ihr Kaufleute beweiſt ihm Ehrfurcht! Habe ich Dich beleidigt, ſo nehme ich alles oben Geſagte zurück und nenne Dich den größten Diplomaten im Norden und im Süden. Jeder ſieht ein, daß Du für Deinen Vertrag nicht einen, ſondern fünf Iſtichars hätteſt bekommen müſſen. Da aber die Könige vor Deiner Schreiberhand zittern und Du als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten alle Reiche überblickſt, ſo magſt Du mir als Vermittler dienen und für mich einige Zeilen an den Dichter Ludwig, den König von München, ſchreiben. Ohne diplomatiſche Phraſen ſag' ihm das Folgende: Wir ſind ſeinen Wünſchen geneigt und es genügt, daß er ſeine Unterthanen nicht mehr herſchickt. Von ſeiner großen Liebe zu Griechenland und zu uns haben wir in ſeinen Gedichten

Digitized by Google

geleſen und wir vergeſſen nicht, welche Wohlthaten er bei ſeiner Ankunft in Griechenland verſtreut. Wir ſahen ihn jedes antike Überbleibſel aufſuchen und genau prüfen, ja mehr als nöthig. — Eine Anmerkung fügt hinzu, daß die letzten Worte bloß durch den Reim veranlaßt ſeien; der Dichter habe damit durchaus nicht auf jene drei Silbervaſen anſpielen wollen, von denen Böswillige behauptet, daß der König Ludwig ſie mitgenommen *). — Dann erblickt der Dichter das Schreckbild des Fanatismus, das mit dem Aberglauben im Gefolge einſt Spanien verheert und jetzt hier des Kaïris' Blut trinken will. Ich ehre Dich, griechiſche Geiſtlichkeit, wenn Du, das Kreuz in der einen Hand, die Waffen in der andern, wie in unſerm Freiheitskampfe, daſtehſt, wie der edle Jermanós (*Γερμανὸς*) zuerſt in Kaláwryta die Kreuzesfahne aufgeſteckt. Aber eben weil ich Dich ehre, wünſche ich, daß Dich nicht arge Flecken ſchänden, daß die Fremden nicht ſagen ſollen, die griechiſche Geiſtlichkeit übertreffe an Heuchelei die übrige. Nachdem der Dichter ſich als guten anatoliſchen Chriſten bekannt, fragt er nach dem Grund von Kaïris' Einſchließung in ein altes Kloſter. Er ſei ein Ketzer, antwortet Ihr. Wie? jener muthige Kämpfer für das Vaterland und die heilige Religion? er, der Chriſti Kreuz in Händen, von Tugend und göttlichem Eifer angeſpornt, ſelbſt den Heller der Wittwe zur Begründung einer guten Erziehungsanſtalt geſammelt? Doch es ſei: warum wird ſeine

*) Selbſt der höchſtgemäßigte Rangawis wünſchte in der Zeitſchrift *ὁ σωτὴρ*, in einem Gedicht zum 1. Januar 1837, dem Volk Hiobs Geduld, und eine Anm. zu dieſem Gedicht (*Διάφορα ποιήματα* II. p. 312) bemerkt *ἀνυπομόνως περιεμένετο τότε ὁ Βασιλεὶς ἐκ Γερμανίας διὰ νὰ ἐπιφέρῃ μεταβολὴν εἰς τὴν πολιτικήν μας κατάστασιν*, wonach St . . . t p. 73 zu berichtigen iſt.

Digitized by Google

Schuld nicht öffentlich verhandelt? wenn er geſündigt, warum wurde die Schule aufgehoben? Damit iſt, deucht mir, der gordiſche Knoten gelöſt. Doch wohin verirr' ich mich? Laß mich ohne Abſchweifung vom Hauptthema den letzten Blick auf andere Gegenſtände werfen! All unſere goldgeflügelten Hoffnungen auf ruhiges Leben nach den Heldenkämpfen, mit denen wir den Thron befeſtigt, ſind durch die unerſättliche Schaar der Baiern verdunkelt und wir ſind den Europäern zum Gelächter. Auf den Vorwurf, den er aus dem Munde der Schmarotzer erwartet, man habe ja die Staatsräthe mit ſcharfem, für Knechte nicht paſſendem Geiſt, ſilbergeſchmückte Miniſter, wie buntſchillernde, aufgeblaſene Pfaue, die für das Recht ſprechen können, baierſche Räthe des Königs, treue Freunde des Volksſchatzes, neuen Ruhm für unſer Land herauſzuführen; dem Dichter aber zieme es, als einem der Welt unkundigen Jüngling, nicht, die Wahrheit zu ſagen, das Leben von Greiſen zu brandmarken und als Letzter gegen die Erſten zu ſchreiben, — auf dieſen Vorwurf antwortet er, ſie ſeien Schmarotzer, die eben, wie die Baiern, dem Bauch gehorchend, das Weiße ſchwarz und den Tag Finſterniß nennten. Aber ſeitdem die Väter ihren Ruhm im Bauch begraben und, ſtatt die Konſtitution zu begründen, die Phaſen des Monds nach Drachmen berechnen und die ſo theuer erkauften Freiheiten nicht achten, müſſen wir Junge jede Handlung der Regierenden aufmerkſam prüfen; unſer Beifall wird ihre Gräber noch mit Lilien und Narziſſen kränzen, unſer Stöhnen unter der Laſt ihnen Schimpf und Schande bringen. Ich ſchreibe nicht für wüthende Parteigänger, nicht für Schmeichler und Schmarotzer, noch für eigenes Intereſſe, ſondern für die Freiheit. Deshalb, o Staatsanwalte, macht meinen Kerker fertig, wie Ihr Filimon, Andoniádhis, Sſofianópulos (ſ. Sſutſos' Menippia, p. 172) eingekerkert! Weh über die

Unerſättlichkeit der Fremden! Nachdem ſie auch den letzten Heller verzehrt, haben ſie nicht einmal ein anſtändiges Gefängniß eingerichtet und warum? Um die Freien mit den ärgſten Verbrechern zuſammenzukerkern, einen Filimon mit dem ſchuftigen Bibiſis und dem Räuber Trakádhas. Doch, was ſoll man zuerſt, was zuletzt ſagen in einem Staate, wo Lug und Trug belohnt und die Tugend geſchändet wird? Ich bin müde . . . . und ob meine Bruſt auch noch vielen Zorn birgt, ſo ſchweige ich doch. Mögt Ihr, des Volkes und des Thrones Feinde, mich als Verbrecher angeben und dafür Lohn erhalten: ich verachte Euch und Eure Despoten und werde fortfahren, Pfeile gegen Euch abzuſchießen, meine Hand werdet Ihr nicht feſſeln! Denn ich lebe nicht im Solde der Miniſter, ſuche nicht Stellen und Würden. Es genügt mir, Volksfreund zu ſein und daß Ihr beim Schall meiner Verſe, wie der Haſe vor dem Jäger, zittert.«

Käme es hier bloß darauf an, den geneigten Leſer mit der Weiſe des jungen Dichters bekannt zu machen, ſo könnte es füglich bei den mitgetheilten Auszügen ſein Bewenden haben, da faſt in all ſeinen Gedichten dieſelben Vorzüge und dieſelben Fehler wiederkehren: hoher, meiſt rhetoriſcher Schwung neben einer endloſen Breite, die den fallengelaſſenen Faden immer wieder aufnimmt und oft bis zur platteſten Proſa fortſpinnt. Die Verbindung des Einzelnen iſt meiſt loſe oder platt, wie z. B. in dem eben beſprochenen Gedicht der Übergang, der hier im Original folgen mag, damit man nicht dem Epitomator zur Laſt lege, was Schuld des Dichters iſt: *ἂς ῥίψωμεν, μὴ φεύγοντες τὸ κύριόν μας θέμα,*
κ᾿ εἰς ἄλλα ἀντικείμενα τὸ τελευταῖον βλέμμα!
Da jedoch außer dem oft erwähnten Buche von St. . . t in Deutſchland kaum etwas über die gräßliche *Παναροκρατεια* bekannt iſt, die der Septemberrevolution voranging und ſie

herbeiführte, ſo ſcheinen einige fernere gedrängte Auszüge als hiſtoriſche Documente nicht überflüſſig. —

Das Maiheft des Schützen blieb aus und es erſchien dafür ein Doppelheft im Juni. An der Verzögerung war wohl hauptſächlich ein von dem Dichter in einer Anmerkung erzählter Umſtand Schuld. Er hatte auf die Warnung eines Freundes, ſich vor den nächtlichen Angriffen und den Schwertern der Baiern zu hüten, ſcherzend erwiedert, er habe Werkzeuge, die weiter reichten, als das Schwert. Kurz darauf wurde er auf der Straße um elf Uhr in der Nacht von Iliás Dhukas, der — früher bloßer Gendarm — damals zum Officier befördert worden, zur Auslieferung ſeiner Feuerwaffen aufgefordert. Auf ſeine Erklärung, daß er derlei nicht führe, nimmt ihm Dhukas all ſeine Manuſcripte ab und will ihn mit Gewalt ins Gefängniß ſchleppen. Da aber auf Orfanidhis' Rufen Zeugen herbeikommen, wird er freigelaſſen und kommt mit dem Verluſt ſeiner Papiere davon, die noch beim Gerichte liegen. Inzwiſchen hatte das Nichterſcheinen des Blattes das Gerücht veranlaßt, er habe im geiſtigen Streite die Flucht ergriffen. — Nachdem er ſich dagegen vertheidigt, droht er dem baierſchen Satan, der gegen die Preſſe ſeinen Schweif ausſtreckt. Ihr Fremdlinge, deren Gräuelthaten nicht auszuſchreiben ſind, zittert! Eure Stunde iſt gekommen! Als wäre ich Euer Freund, rathe ich Euch, zu fliehen, da Ihr am Rande des Abgrunds ſteht. In der ruhigen Stille der Nacht herrſcht nur in Athen keine Ruhe; der Bosheit gönnt der Schöpfer keinen Augenblick Frieden. Staatsräthe verſpielen jetzt ihr Gehalt, junge und alte Sklaven ſind des Streites über die italieniſchen Sängerinnen in den Kaffeehäuſern müde; die Napäer ſind in einem großen Hauſe zuſammen (bei Katakazy, St...t p. 116), über die orientaliſche Frage und Europas Zuſtand unter ſtetem Lob Rußlands

Digitized by Google

plaudernd. Drei ſcheinbare Konſtitutionsfreunde ſuchen den Türkenfreſſer (Nikitas) den Fremden zu opfern (St...t p. 104). Überall herrſcht Eigennutz; nichts Schönes in Athen, als die alten Ruinen, nur Staub und Baiern! keine perſönliche Sicherheit! Tſinos prügelt einem wehrloſen Bürger Hände, Kopf und Schultern wund und bietet inzwiſchen den Dieben eine paſſende Gelegenheit, dem Pérris (einem bekannten Kaufmanne) ſein ſauer erworbenes Geld zu ſtehlen; in den Kaffeehäuſern wird über Politik geſtritten, aber Du biſt immer unter Spionen, jedes Deiner Worte wird der Polizei hinterbracht. O Jammer! Mit großem Lärm ſind wir aus Raja's — Heloten geworden! Die öffentliche Sicherheit iſt einem Manne, wie Tſinos anvertraut, der ſich rühmt, die Geſetze hingen an ſeiner Peitſche! O Tſinos, können Deine Untergebenen die Ordnung ſchützen, wenn Du ſo handelſt? Iſt es recht, die Biene, während Du ihren Honig einſaugſt, zu tödten? Wenn nun der Kaufmannsſtand, von Dir geprügelt, der Handwerker, unrechtmäßig eingekerkert, der aufgebrachte Bürger die Steuern verweigern, muß da nicht das Vaterland, der Thron und Du zu Grunde gehen? Könige und Verwaltende ſind nur Diener des Staats, die für der Völker Wohl ſorgen, nicht Ungerechtigkeiten begehen müſſen. Die Völker haben Hände, Muth und wilde Kraft und eines Volkes Stimme iſt Gottes Stimme. Hatte man Dich beleidigt, ſo gab es Gerichte, ſtatt Selbſtrache. Aber beim Schreiben ſehe ich die Geißel über meinem Haupte ſchweben; doch will ich wenigſtens muthig fallen. — Die Sonne hebt ſich: doch während Du am Morgen im offenen Buche der Natur lieſeſt, iſt in Athen ein knechtiſches Treiben. Ein Baiernminiſter, bloß der Schatten eines Miniſters mit gefeſſeltem Geiſt, eilt, den Fremden Weihrauch zu ſtreuen. Mit eines Baiern Gehirn und Herzen dient er baieriſch der

Digitized by Google

Baiernherrſchaft (*κρανίον ἔχων Παναροῦ καὶ Παναροῦ καρδίαν παναρικῶς ὑπηρετεῖ τὴν Παναροκρατείαν*), gleichgiltig ſieht er das Staatsſchiff ſinken und hält die Jugend im Joche eines Therſites Leondios (ſ. o.). Der geſtern ein Freiheitsfreund hieß (wohl Theocháris), wirkt heute für das Intereſſe der Fremden, der Verfolger der altgriechiſchen Tragödie lacht überlaut beim unſittlichen Barbier von Sevilla. Eine Anmerkung hiezu hebt hervor, daß Stücke, die ſelbſt im knechtiſchen Italien aufgeführt werden, in Athen verboten worden: Timoleon wegen des Tyrannenmordes, Brutus wegen der teufliſchen Ideen gegen die Tyrannei, Georg Kaſtriota, weil darin ein türkiſcher Herrſcher ermordet wird, Konſtantin Paläologos, weil in einer Zeit, wo die orientaliſche Frage gelöſt wird, die Eroberung Konſtantinopels nicht dargeſtellt werden darf, Rigas wegen des öſterreichiſchen Geſandten u. ſ. f. Dann fährt der Dichter fort: ein anderer Miniſter (Païkos, ſ. St...t 87 und 105, ferner Sſutſos' Menippia, p. 183), ein großer Geiſt, ein treuer Iſraelit, in allen Ausſprüchen ein untrüglicher Prophet, der Rabbiner von Jericho, der freien Dichtern und Journaliſten das Grab gräbt, der Phraſenſchmied, verſchlingt auf geheimen Reiſen und als Sold der treuen gewiſſenhaften Staatsanwalte für ungeſetzliche Handlungen Tauſende und entzündet durch Änderung unſerer heiligen Geſetze des Volkes Wuth. Der große tapfere Pallikar des Rinos (d. i. Schmaltz) will erſchoſſen werden, wenn er mit nur noch drei Männern wie Feder nicht in ſechs Tagen die Thore der Stadt frei machen und augenblicklich ſtatt anderer Pflanzen Gurken u. dgl. ſäen würde. Hier fegen die Drachmenverſchlinger den Boden des Staatsſchatzes ganz rein, dort ſucht umſonſt das ökonomiſche Triumvirat (St...t 162) die Einnahmen den Ausgaben gleichzuſtellen. Die heiligen Mitglieder halten einen

Digitized by Google

Weiſen (Kaïris) auf der Inſel Thira gefangen, nur materiellem Intereſſe nachjagend. Alle ſchaudern bei des Farmakidhis' Buch gegen ſie und ſagen, es ſei mit Hilfe des Satans geſchrieben (ſ. Brandis, III., 226 ff.). Wollt Ihr aber ein Zeichen von der Liebe unſerer Miniſter, ſo ſeht das Irrenhaus, das ſie errichtet, als ob nicht ganz Athen ein Irrenhaus wäre (nach p. 124 ging die Idee dazu von Theocháris aus), beſonders müſſen die Theaterenthuſiaſten hinein und die Redakteure des Eſelblattes und der Poſaune (*τοῦ Γαδάρου ἡ φυλλὰς*, das zumeiſt dem Leondios Anaſtaſiádhis zur Stütze diente, und *ἡ ἐλευδέρα σάλπιγξ*, redigirt von *Χαράλαμπος τοῦ Σακκελαριάδη*, der wegen ſeiner ſchändlichen Aufführung in Bukareſt verbannt, des Diebſtahls beſchuldigt war u. ſ. w. und nun mit Solözismen, unorthographiſch und unwiſſend, die Stimme der Freiheit poſaunte und Keinen ungeläſtert ließ, wie die Anmerkung ausführlicher bemerkt). Hellas, das früher bis zu den Säulen des Herkules ſich erſtreckt (?), iſt ſchmerzlichen Unfällen preisgegeben; der Hellene, der wilde Tyrannenverfolger, iſt wie ein Auswurf den Muſelmännern von Sográfos, dem neuen Antalkidas, auf deſſen Haupt tauſend Flüche gehäuft werden, überliefert. Geh nur ſchnell, wie Du es beabſichtigſt, nach Italien, vertheidige Dich dort bei den Nationen, dem Griechen iſt Dein türkiſcher Orden auf der Bruſt ein Beweis Deines Verrathes! Der ſcheußliche Vertrag (der auch die Küſtenſchifffahrt zerſtörte, da nach ihm Schiffe, die die Türkei paſſirten, zwanzig Procent in den Schatz des Sultans zahlen mußten) war der Vorläufer einer gräßlichen Landplage, die uns, wie den Pharao, traf, der Heuſchrecken. Zeierlei Heuſchrecken verheeren Griechenland; was die eine Art überläßt, zerſtört die andere (die Baiern). Der Grieche hat nur das Joch gewechſelt und lebt wie ein Thier. Keiner, der fürs

Digitized by Google

Vaterland ſtirbt! Die Botſaris und die Karaïskos ſind todt! Die wenigen Kämpfer aus dem Freiheitskampfe verzehren dankbar die Spreu! Drei Affen, die große Politiker heißen, laſſen ſich an der Naſe herumführen; ſie haben Worte der Freiheit im Munde, die ſie aber ſogleich vergeſſen, wenn ihnen die Fremden einen Theil der Beute abgeben. Drum laßt uns, Junge, die Stützen des Volkes ſein, laßt uns frei in Flammenworten ſprechen, damit der alte Ruhm wie ein Phönix aus der Aſche erſtehe! Als Fackeln, als politiſche Sterne, als Wegweiſer haben wir Jennádhios (Γεννάδιος), Wamwas, Wenthýlos, Filippos und den Volksfreund Maſſon (ſ. Brandis, III., 42), die unſre Leiden vertreiben, wie die Sonne das Dunkel. Der türkiſche Halbmond iſt von Wolken verdunkelt, Theſſalien, Epirus, Thrazien ſind zum Ausbruch bereit wie der Ätna und werden nicht zögern, daß zwiſchen uns und ihnen eine Meinung herrſcht. Leben denn nicht ſo viele Feldherren? oder wird ihr Herz immer kalt und abgeſtorben gegen den Ruhm bleiben? Leben nicht noch Grivas, Makryjannis, die Mauromichalis, Chatzi Petros, Tſamis, Griſiotis, Tſawellas und der Türkenfreſſer (Nikitas)? Ein Wort, ein Wink von ihnen und wir, die jungen Sprößlinge, wollen uns der ruhmvollen Väter werth zeigen. Auf Rigas' Grab tönt um Mitternacht Waffenklang und eine Stimme klagt wie Rauſchen des Meeres über unſere engen Grenzen (vgl. Elliſſen, 403, 418 und 434). Wenn Ihr Euch als ächte Söhne der Freiheit zeigt, werde ich meinen Bogen mit der Leier vertauſchen und Euer Lob ſingen.

Außer dieſem Gedichte, das im Original 27 Seiten einnimmt (p. 65—91), enthält das übrigens erſt am 28. Auguſt ausgegebene Doppelheft für Mai und Juni noch die ſchon erwähnten Recenſionen des »Umherwandernden«

Digitized by Google

und des »*Meſſias*,« ferner eine Verſpottung der Theater-enthuſiaſten mit mannigfachen politiſchen Anſpielungen und ein Liebeslied. Dann aber erſchien erſt nach langer Pauſe am 15. April 1841 wieder ein Doppelheft (№ 5 und 6) für Januar bis März (p. 129—192). Das erſte ziemlich allgemein gehaltene Gedicht, »*die Conſtitution*,« kann, da es ſich überſetzt in meiner nächſtens erſcheinenden Sammlung neugriechiſcher Lieder findet, hier füglich übergangen werden, eben ſo wie das Gedicht auf die kritiſche Inſurrection, das ſich — freilich unvollſtändig *) — bei Elliſſen p. 418 findet. Von den proſaiſchen Notizen verdient beſondere Beachtung der Aufſatz »die Verarmungen und *Ruf*,« (der ſich für bankerott erklärt hatte, ſ. über ihn beſonders Sſutſos' Menippiá p. 175). Wir heben daraus Folgendes aus: Jeder ſieht deutlich, daß dieſer hinterliſtige Fremdling *in Compagnie* mit einem der königlichen Räthe den Reichthum des Volks zu verderben verſucht. Wenn die Regierung nicht für die Einkerkerung dieſes Scheuſals von Baiern ſorgt, ſo werden wir zuerſt ihn ſteinigen, komme, was will, danach! — Von den Gedichten erzählt eines (p. 154 — 159) die ruhmvolle Einnahme der Feſtung *Palamidhis* durch *Staïkos* (am 30. Nov./12. Dec. 1822 ſ. Gordon I. 561), denſelben *Staïkos*, den man als wirren Bettler in Nawpli begraben. Die Baiern höhnen unſres Volkes Feldherren, unſre einzigen Retter, und in Mauern, die dieſe erobert haben, kerkern ſie ſie

*) Daß Elliſſen übrigens, um ein deutſches Gedicht von ähnlichem Inhalt, das »ſ. Z. nur mit weſentlichen Verſtümmelungen ans Licht treten konnte, *unverkürzt* einzuſchalten,« das griech. Gedicht, von dem er nicht zu wiſſen ſcheint, daß es im *Τοξότης* ſteht, verſtümmelt, wird ſchwerlich Jemand billigen können.

ein! u. ſ. w. — Etwas ausführlicher müſſen wir die beiden noch übrigen Gedichte betrachten; das eine (p. 136—159) ſchildert einen Preßproceß. Wie der Dichter befürchtet, brachte ihm der Gerichtsdiener eine Gerichtsvorladung, worin es heißt: Da Du in des abweſenden Sſutſos' Stelle eintreten willſt, wir aber wünſchen, daß die Preſſe unſre Ohren nicht beläſtige, andrerſeits aber auch, daß Du anſtändig ſchreibeſt, ſo machen wir Dich mit Folgendem bekannt. Seit lange ſehen wir mit Bedauern Dich den ungleichen Kampf mit der Gewalt kämpfen, die Miniſter und die friedlichen Baiern unaufhörlich beſchimpfen. So ſuchten wir denn eine gerechte und paſſende Gelegenheit, Deine gewaltige, glühende Phantaſie auszulöſchen und Deinem Pegaſus die Flügel des Geſetzes mit der Scheere zu ſtutzen. Sintemal Du nun wieder mit Unverſchämtheit eine giftige Schaale auszuſchütten gewagt, ſintemal der große Rabbi als Angegriffner es will, daß der Bogen, Sehne und alle Pfeile zerbrochen werden (der Juſtizminiſter Páïkos aus Theſſalonich ſ. u.), und ſintemal beſonders Dein viertes Heft ſtrafwürdig iſt, worin der höchſt patriotiſche Herausgeber der freien Poſaune, Charalambos Sſackjelariádhis (ſ. o.), aufs Heftigſte angegriffen wird, — ſo laden wir Dich, kraft hundert Artikel und ſo und ſo vieler Gründe unſrer Sonnengötter des Gedankens am Geſetzhimmel vor unſer ciceronianiſches Tribunal vor. — — Der Teufel, der Richtern ungerechte Verurtheilungen einbläſt, einem Sográfos (mit bitterem Spott wird ſeinem Namen das türkiſche Wort für Geſandter vorgeſetzt, Ἐλτζῆ-Ζωγράφος) Handelsverträge, den drachmengierigen Baiern Unerſättlichkeit der Wölfe und dem Geiſt eines Páïkos Geſetzartikel, — dieſer Teufel hat mir den Sſackjelariádhis als Gegner aus der Hölle hergeſchickt. — Es iſt zehn Uhr; Deine Henker kommen, bleich, von Gewiſſensangſt gepeinigt,

Digitized by Google

ſie hüſteln, — rechts ein Schreiber, das göttliche Casta Diva der Rita Basso vor ſich herbrummend und Solon's Schatten ſitzt groß und ſchweigend auf des Präſidenten Glatze. Auf die Anklage des Staatsanwaldes Melás, die mit ihren unzähligen Geſetzartikeln dem Dichter klar machte, was es heißt, ein Loch ins Waſſer machen, antwortet ſtill und ruhig der Vertheidiger Maſſon (ſ. o.), und wie ein brauſender Bergſtrom der beredte Triandafillis. Doch umſonſt, da der Samen auf ſteinigen Boden fällt. Nach dreiſtündiger Überlegung, wobei ſie geſchlafen oder über die Sprungweite der Flöhe geſtritten, treten die Stützen unſerer Gerechtigkeit langſam heraus; der Präſident bringt durch dreimaliges Huſten die Anweſenden zum Schweigen, wie in der Wüſte bei des Löwen Gebrüll Alles ſchweigt, und lieſt dann: »Wir Richter, Minos-Mawrogordhátos, Aeakos-Dheanjelos, Rhadamant-Griparis und Beliſſarios verurtheilen mit vierzig »Sintemal« und »da wir wahrgenommen, erwogen, gehört, bedacht, geſehen,« das Blatt des Schützen, worin Sſackjelariádhis angegriffen wird, oder vielmehr den Redakteur, indem wir ſein Beſtes wünſchen, 1) zu einer Geldſtrafe von 100 Drachmen (ca. 25 ℔), 2) zur Bezahlung der Gerichtskoſten, 3) zu ſieben Tagen Gefängniß und 4) zur Veröffentlichung des Vorſtehenden.« — Bravo zu ſolcher Gewiſſenhaftigkeit! Und dabei wagen noch Viele, gegen die Richter zu klagen und die Gemüther aufzuwiegeln! Und doch verſchließt eines Jeden Mund das Preßgeſetz, das der Geiſt eines im heiligen Jordan getauften Páïkos geſchmiedet! (ſ. Elliſſen p. 397). So gerechte Richter giebt es nirgend mehr! Schweigt, Ihr Verleumder! Die despotiſch Geſinnten halten das freie Schreiben für eine Erfindung der Landſtreicher und für Geſchwätz von Müſſiggängern: und wie Jäger auf die Hirſchjagd, gehen ſie mit den Netzen der Geſetze auf die

Digitized by Google

Journaliſtenjagd. Päïkos als Souffleur führt mit einer würdigen Schauſpielerbande eine rührende Komödie auf, das Tribunal in ein Theater verwandelnd; wie die Atropos ſchneidet er den Faden des Daſeins ab, wenn ein kecker Poet ſeine heilige Perſon anzugreifen gewagt. — Doch es iſt Zeit, Ihr Richter, Euch ohne Zagen das ſcharfe Schwert der Gegenwehr ins Herz zu ſtoßen. Zittert vor Euren Richtern, der öffentlichen Meinung, die ungeſchriebene, aber ſtrenge Geſetze hat! Die von Euch unſchuldig Verurtheilten ſind Zeugen Eurer Schuld und werden Euch bei Gott verklagen. Man kennt unter Euch die gerechten Richter: aber gegen die ungerechten, die auf höhern Befehl den Bruder tödten u. ſ. w. ſchleudre ich meine feurigen Geſchoſſe. Warum habt Ihr mich verurtheilt? Weil ich den Sſackjelariádhis verſpottet? Dieſen Wicht, der je den dritten Griechen verleumdet, dieſen Therſites, der bis geſtern zum dreizehnten Mal durchgeprügelt worden? Ihr lügt! So eifrig ſeid Ihr nicht für fremde Ehre beſorgt! Ich habe Dheanjelos rufen hören: er muß verurtheilt werden, das Geſetz ſieht es voraus und unſer Juſtizminiſter Päïkos will es! Darauf erfolgte Euer, der Pilatus-Richterſpruch: »er iſt des Todes ſchuldig.« Ihr Harten, Ihr Steine! wozu habt Ihr das Preßgeſetz verfaßt, das jedem freien Munde Schweigen auferlegt? Aus niedrigem, trügeriſchem Intereſſe für Graf's (ſ. St...t p. 88) oder Päïkos' Wohlwollen. Drei dumme Fremdlinge und drei knechtiſche Miniſter haben Euch beſtellt, die Blitze der wahrheitliebenden Federn zu verlöſchen. Ihr Fremdlinge, knechtiſche Miniſter und Staatsräthe, hört meine kühnen und letzten Worte! Wie lange wollt Ihr den Hellenen für ein Vieh anſehen? wie lange dem König den bewölkten, dunkeln Abend als hellen, lichten Tag ſchildern? wie lang ſollen wir wie Gewürm im Koth leben? wie lang

Digitized by Google

die Baiern uns alleſammt verzehren? wie lang ſoll ohne nationale, feſtſtehende Geſetze der greiſe Freiheitkämpfer bittend an der Thüre eines Graf ſtehen? Ihr ſchifft ruhig auf dem See der Volksgeduld: aber es werden Stürme kommen! Die Geduld des Volks iſt wie eine Lunte, die ungeſehen in einer Mine liegt, aber ſie mit einem ſchwachen Funken plötzlich entzündet. Dann weh Euch! Ja, dann wirſt Du, lieber Freiheitsfreund, Polyſoïdhis, und Du aus Theſſalonich Chacham-Ariſtides (d. i. Páïkos, der mit dem türkiſchen Worte für »weiſe, klug« bezeichnet wird), das Preßgeſetz erläutern müſſen, dann Du Magir-aga Sográfos Deinen Vertrag vertheidigen, Du Palikar des Rinos (Schmaltz) Deine Heldenthaten in der Máni beweiſen, während Graf und ſeine Genoſſen unter irgend ein Bett verſteckt werden gefunden werden! — Was giebt es Schrecklicheres, als das Vaterland von Fremden geſchändet zu ſehen, als zu ſehen, daß Fremde oder Volksverräther, zwei, drei Ariſtokraten oder zehn Fanarioten ſich freuen: während mit offnem Munde, wie ein ehrloſer Bettler, nackt oder in Lumpen der geht, der viele Wunden trägt, während der Eingeborne in ſeiner Heimath wie ein Fremder angeſehen und ihm, wenn er vor Zorn weinen will, der Mund durch das Preßgeſetz geſchloſſen wird und ein Dheanjelos, ein Mawrogordhátos ihn ins Gefängniß ſchicken?! Man möchte fliehen; vielleicht findet man mehr Liebe bei einem wilden Satrapen Aſiens, vielleicht weht unter einem andern Himmel und bei andern muthigen Völkern Einen die Luft der Freiheit an. — Doch was ſchreib' ich? Vergaß ich, daß wir in Athen leben mit biſſigen Hunden von Staatsanwalden, mit Páïkos und drei zum Verurtheilen ſtets bereiten Richtern und einem gar zu biegſamen Preßgeſetz? Das Schreiben muß ich laſſen, wenn ich nicht mit Räubern und Mördern zuſammengekerkert

Digitized by Google

werden will! Wann, wann werde ich fort können von hier, mit goldnen Hoffnungen und Träumen? auf dem Meere ſchiffen und den heiligen Wall der Freiheit grüßen? Nein, Du biſt nicht elend in der Fremde, ob Dich auch Tyrannen von Deiner Wurzel losgeriſſen, Du umherirrender Dichter des Umherirrenden (Alexandhros Sſutſos)! Ich beneide Dein Geſchick, ob Du auch fortwährend weinſt.« Mit dieſem Wunſche, in wilder Einöde zu leben und erſt in das freie Vaterland zurückzukehren oder zu ſterben, ſchließt der Dichter. — In ähnlicher Geſinnung, aber mit mehr lachendem Munde nimmt der Poet in ſeinem Gedichte »an die Journaliſten« (p. 186—191) Abſchied. An Alle, die fürs Geſammtwohl mit patriotiſchem Geiſt und Herz die Feder rühren, vom Letzten bis zum Erſten, richtet er ſeine letzten Verſe. In einer Anmerk. wird indeß der Verf. der Freiheitsposaune mit dem Beinamen Surnatzis (das türk. Wort für Trompeter) ausgenommen, weil nach dem Sprichwort die Runkel nicht mit unters Gemüſe und Saul nicht unter die Propheten gerechnet wird. — Er vergleicht ſie den Danaiden, die mit einem Siebe ein durchlöchertes Faß zu füllen bemüht ſind; ihr Kampf gegen die Unerſättlichkeit der Baiern mahne an das Sprichwort, daß man an die Pforten tauber Leute pochen könne, ſo viel man wolle. Auch er habe in ihren Reihen mit geſpanntem Bogen geſtanden, den er nun zerbreche, nachdem er ſo lange in ein durchlöchertes Faß geſchöpft und vergebens an tauber Leute Thüre geklopft. Das Richtergewürm habe ſeinen Bogen zernagt, die Mäuſe-Staatsanwalte die Senne durchfreſſen. Ohnmächtig gegen die Páïkos, flieh' ich (fährt er fort). Scheltet Ihr mich darob, ich habe keine eherne Bruſt. Ihr aber, die Ihr eine ſolche habt, ſetzt Eure Danaidenarbeit fort! Wünſcht, die Tartüffes, die den Kaïris auf Skiathos einkerkern, ſeine große Schule aufheben und

Finſterniß verbreiten, im Feuer zu ſehen! Aber das heißt, mit einem Sieb in ein durchlöchertes Faß ſchöpfen und bei tauben Leuten an die Thüre klopfen. Zehn Jahr ſtöhnt nun unſer Volk und jeder Mächtige verſpricht ihm Conſtitution und Freiheit als Zuckerbrod, damit das kleine Kind nicht mehr weine (das Original hat das Kinderwort für Eier: ſ. Sanders p. 120 Anm.: »ὡς κοκά του νὰ μὴ κλαίῃ κάθως τὸ μωρὸ παιδί«). Und ſo werden noch Jahre vergehen; mit der Zeit werdet auch Ihr Euer Schreiben um Conſtitution als vergebliche Mühe erkennen. Er wendet ſich dann an ſeine Freunde: »Sſofianópulos, Filimon, biedrer Andoniádhis *) und Du, lieber N..., der Du der Biene Flügel giebſt (*μέλισσα*, eine freiſinnige Zeitſchrift), ich bitte Euch, wenn Ihr geſunde Rippen behalten wollt, nicht des Abends auf der Straße zu ſein! denn wenn Ihr von drei Freiheitsfreunden im Dunkeln Prügel ſchmeckt (*ταῖς φᾶτε* ſt. *φάγετε*, ſprichwörtliche Ellipſe für »Prügel bekommen,« z. B. *πέ με ποιὸς σὲ ἔδερε καὶ ξεὺρω πόσαις ἔφαγες*), ſo werdet Ihr mit einem Sieb in ein durchlöchertes Faß ſchöpfen und umſonſt an tauber Leute Thor klopfen. — Wir Alle ſtehen unter den

---

*) Auch in dieſem Lob des Andoniádhis aus Kreta kann man den Parteidichter nicht verkennen. In Alex. Sſutſos' Panorama II. p. 10 wird die von Andoniádhis redigirte *Ἀθηνᾶ* einem Schiff ohne Kompaß verglichen, ſein Schimpfen ungewaſchnes Geſchwätz genannt; ebenda p. 15 heißt ſeine Zeitſchrift *Παλαβὴ* die Verrückte. Endlich gehen, wie erwähnt, zunächſt auf ihn (darum auch p. 30 das Wortſpiel mit *κριτικὸς* und *κρητικὸς*) Sſutſos' Gedichte »der genäſchige Zeitungsſchreiber« ſ. o.: weil ihn nämlich Madame Trikupis durch einige Leckereien für die Partei ihres Mannes gewonnen hatte, wie es hieß.

Digitized by Google

Tſinos, die die Geſetze an die Peitſche hängen und von denen jeder, wie Pilatus ſeine Hände waſchend, die Geſetzartikel unſerm Rücken ein wenig anpaſſen kann. Will aber der gepeinigte Bürger den Peiniger abgeben, ſo beginnt er eine Danaidenarbeit. — Gegen die Fremden, die ihren Eſel in unſrem Vaterland angebunden, die uns verzehren, das Gold für ſich nehmen und uns die Schlacken laſſen, indem ſie uns für ein unterjochtes Volk halten, ſagt mit zorniger Bruſt, was Ihr müßt und könnt. Doch damit wird das durchlöcherte Faß nicht voll und Ihr klopft nur an tauber Leute Thor. — Unſer Handel hinkt, die Mannſchaft in dem Staatsſchiff mit zerriſſenen Segeln ſucht das Waſſer auszuſchöpfen: aber ſie wiſſen nicht, daß jedes Faß leck iſt und flehen in Verzweiflung taube Wellen an. — Niedrige, unwiſſende Sfackjelariádhis haben unſere Preſſe geſchändet; doch verdienen ſolche dickköpfige Diebe aus Bukareſt keine ſchriftliche Entgegnung. Aber während ſie ſchöpfen und in ein durchlöchertes Faß gießen, laßt uns mit Eiſenſtäben auf ihren Rücken klopfen. — Ich wünſche herzlich, daß das Zeitungsſchreiben nicht eine Art Broterwerb für den Erſten Beſten ſein möge, dann wird es auch keine Danaidenarbeit mehr ſein. Doch lebt wohl! Möge die Finſterniß bei uns der hellen Sonne des Ruhms weichen und Jeder im Rathe der Volksvertreter unſere Rechte mit demoſtheniſcher Beredtſamkeit fordern und die freien Bürger unſere Verfaſſung auf den Eckſtein der Conſtitution gründen, damit Keiner mehr Waſſer in ein durchlöchertes Faß gieße und Euer Klopfen gleich gehört werde!« —

Wir hoffen nun, mit dieſen Auszügen einen doppelten Zweck erreicht, nämlich ſowohl die der Septemberrevolution in Griechenland vorangegangnen Ereigniſſe in ein helleres Licht geſetzt, als auch an einem der geiſtreichſten Repräſentanten

Digitized by Google

den Charakter der Sſutſos'ſchen Schule zur Anſchauung gebracht zu haben. — Ein längeres Gedicht von Karatſutſas ſ. Kind neugr. Anthol. I. 134 ff. Von Orfanidhis iſt uns nur noch ein Gedicht und zwar ganz in der Weiſe der bereits mitgetheilten bekannt (ὁ *Πρωτομάρτυς Ρῆγας καὶ ἡ ἑλληνικὴ ἐπανάςασις*, zur Feier des 25. März), in welchem man das einzig Neue, das Eifern gegen Fallmerayer und deſſen Hypotheſe über die ſlawiſche Abſtammung der heutigen Griechen, ſchwerlich wird ohne Lächeln leſen können. Nachdem nämlich der Kampf ganz nach althelleniſcher Weiſe der homeriſchen Helden mit gehörigen Schimpfreden eröffnet worden, wird Fallmerayer gefragt, ob es wohl ſlawiſch ſei, daß zehn gegen hundert Bewaffnete, ein morſcher Nachen gegen zwanzig Dreirudrer ſtreite, (Polen und Serben gehören alſo nicht zu den Slawen!!), ob Botſaris,*) Kanaris, Kyriakulis, Rigas, Karaiskos von Slawen und Vandalen herſtammen können. (Der Albaneſe = Schkypitar = Botſaris ſtammt natürlich, »da er wie ein neuer Leonidas geſtorben,« — *θανὼν ὡς νέος Λεωνίδας* — wenn nicht direct von dem Sparterkönig, doch von den alten Hellenen her!! ſ. Brandis III. p. 2 u. 5, und Fallmerayer, Geſchichte der Halbinſel Morea II., Vorrede p. XVIII.). Bedenkt man noch, daß das Gedicht dem »greiſen Sänger Jakowos Riſos Nerulos« gewidmet iſt, demſelben, der in ſeinem Cours de

*) Hier darf eine kleine Unredlichkeit des Dichters nicht ungerügt bleiben. Er ſchreibt nämlich ſtatt mit dem das Ungriechiſche an der Stirn tragenden *Μπ* den Namen mit *B*, als ob er Wotſaris laute, Sſutſos ſogar im *Περιπλαν*. p. 51 *Βόζαρης* mit *B* u. ζ, wie ſie umgekehrt ſtatt des früheren *Βαναρὸς* meiſt *Παναρὸς* ſchreiben; vergl. *Τοξότης* p. 32 mit p. 40 u. ff.

Digitized by Google

litter. grecque moderne p. 171 die Verwunderung der »Romäer« über den beim Ausbruch des Freiheitskrieges plötzlich auftauchenden Namen der »Hellenen« offen berichtet: ſo geht das Lächeln vielleicht gar in ein Gelächter über, dem freilich auch Sſutſos u. A. nicht entgehen (ſ. Eliſſen p. 428). —

Sollten wir nun zum Schluß ein Geſammturtheil über den Dichter fällen, ſo wüßten wir das nicht beſſer als mit ſeinen eignen Worten zu thun. In dem bereits beſprochenen Gedicht »die Verurtheilung des *Τοξότης*,« äußert er da, wo er Sſutſos um die Entfernung von Griechenland beneidet: »Ein grauſes Chaos iſt meine kleine Gedankenwelt, nachdem ich jede tröſtliche Hoffnung verloren.« (*χάος φρικτόν εἶν' ὁ μικρὸς κόσμος τῶν ἰδεῶν μου || πᾶσαν ἀφ' οὗ ἀπώλεσα παρήγορον ἐλπίδα*). Ob der daran geknüpfte Wunſch des Dichters, auf dem Meer umherzuſchweifen, in Erfüllung gegangen, ob er im Anblick der Elemente den Kreis ſeiner Ideen erweitert und ſein Herz erfriſcht, ob er namentlich, ſtatt auf ſein Hellenenthum zu pochen, helleniſche Bildung ſich gründlich zu eigen gemacht und mehr als nach franzöſiſchen Vorbildern ſich nach dem ewig unerreichten Muſter althelleniſcher Dichtkunſt gebildet, ſich an ihnen gekräftigt und geſtärkt, — wir wiſſen es nicht, wünſchen es jedoch zum Heil des Dichters wie der griechiſchen Dichtkunſt! Denn die bisherigen Erzeugniſſe dieſes ungebundenen Geiſtes leiden an einer ungemeinen Monotonie; es fehlt ihnen, wie auch den meiſten, mindeſtens den größeren Gedichten von Alérandhros Sſutſos, das Maß und jene knappe, gebundne Form, ohne die bei allen Schönheiten im Einzelnen kein dichteriſches Werk auf ewiges Leben, ewige Jugend rechnen darf. Wie denn Sſutſos ſelbſt den »gewaltigen Odendichtern« Kalwos und Sſalomós zuruft:

Digitized by Google

In ärmlichem Gewande ſind Ideen, ob reich geboren,
Doch zu dem ewigen Leben nicht beſtimmt und auserkoren.
(Ἰδέαι ὅμως πλούσιαι, πτωχὰ ἐνδεδυμέναι,
Δὲν εἶναι δι᾽ αἰώνιον ζωὴν προοριςμέναι. Πανορ. II. 64.)

Das günſtigſte Prognoſtikon dagegen ſtellen wir, nach Platen's Wort:

»Was ſtets und aller Orten
Sich ewig jung erweiſt,
Iſt in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geiſt,«

wie bereits geſagt, der Hochzeit des Kutrulis von Alexandhros Riſos Rangawis: einem Gedicht, welches der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, in der von ihm abgefaßten Überſetzung, recht bald auch dem größeren deutſchen Publikum zur Beurtheilung, zum Genuſſe vorlegen zu können hofft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Über die Bedeutung des Stils.

Von

R. Haym.

Digitized by Google

Wenn wir den Stil zum Gegenſtande einer beſonderen Unterſuchung zu machen unternehmen, ſo laſſen wir es gern geſchehen, daß man uns hierin dem Naturforſcher ähnlich finde, wenn dieſer eine einzelne Muskelfaſer, ein einzelnes Blättchen oder den zarten Staub auf den Flügeln des Schmetterlings, auf den Blättern eines Blüthenkelches unter das Mikroskop nimmt. Denn wie dem ſinnigen Naturforſcher zwar das Höchſte und Letzte die Darſtellung des Kosmos, die Auffaſſung des Zuſammenhanges der einzelnen Glieder der Natur, ihres Ineinandergreifens und ihrer Vollendung in dem organiſchen Ganzen iſt, wie aber darum nicht weniger Geduld ihn oft bei dem Einzelſten und Kleinſten zu verweilen zwingt, ſo auch iſt es mit demjenigen, der die Natur des Geiſtes zu erforſchen bemüht iſt. Oder wenn allerdings von dem Philoſophen mit Recht gefordert wird, daß er viel unverwandter noch, als der Beobachter der ſinnlichen Erſcheinung ſeinen Blick auf das Ganze und auf die Mitte des daſſelbe beherrſchenden Lebens richte, ſo iſt es zugleich die Gunſt ſeines Gegenſtandes, die dieſe Aufgabe ihm erleichtert. Es ſind die Glieder in dem Reiche des Geiſtes enger geſchloſſen, eins weiſt auf das andere, und jedes, wenn es überhaupt ergriffen wird, wird nur in ſeiner Beziehung zu allen andern ergriffen. Wer einmal eingetreten iſt in das Bereich der Idee, muß in ihrem Lichte erblicken, was dieſer Horizont umſchließt: ſo liegt über allen Geſtalten und Erſcheinungen der

Digitized by Google

überſinnlichen Welt der zarte Hauch eines höheren Daſeins gleichmäßig und unvergänglich ausgegoſſen.

Und um die Würde unſeres Gegenſtandes ſogleich zum Bewußtſein zu bringen, ſo entdeckt es ſich ohne Widerſpruch, daß, wenn der Stil zwar ein kleines, leicht überſehenes, er darum nur ein um ſo feineres und ungreifbareres Weſen iſt, wenn er nur die Bedeutung hat, etwas Formelles zu ſein, er darum nur um ſo gewiſſer das letzte Räthſel des Gehaltes birgt. Jene Feinheit ſeiner Natur mag es ſein, die ihn einer geſonderten Betrachtung bisher entzogen hat und auf ihr beruht die Schwierigkeit, für die philoſophiſche Unterſuchung ſeiner habhaft zu werden. Das nahe Verhältniß aber, in dem er zu dem Inhalte des Geſprochenen ſteht, wird empfunden, wo irgend aus der Tiefe der Gefühle und Gedanken eine lebendige Rede quillt und hier liegt der Reiz, ſein Weſen und ſeine Gewalt zu enthüllen.

An der Schwelle einer Unterſuchung, da, wo der Gegenſtand nur erſt in ſeiner Ganzheit vor das Auge tritt, ohne bereits in ſeinen einzelnen Theilen und nach allen ſeinen Falten ſich auseinandergelegt zu haben, da, wo uns nur erſt die Empfindung ſeines unmittelbaren Eindrucks einwohnt, ohne daß wir ſchon erkennend ſein reiches Urweſen uns entwickelt hätten, — da liegt es nahe, jenes Empfinden in einem Bilde wiederzugeben, als dem ſicherſten Mittel, mit einem Schlage, zwar dunkel, aber bedeutſam die Natur des Gegenſtandes auszudrücken. Solch ein Bild mag dann im Laufe der Unterſuchung genaueren und begreiflichen Beſtimmungen weichen; dennoch aber wird es auch für dieſe als Norm und Leitſtern dienen, ja es wird am Schluſſe der Unterſuchung, von dem Lichte der gewonnenen Einſicht erleuchtet, ſeine vollere Bedeutung erhalten, und, wenn anders der unmittelbare Eindruck in vieler Beziehung der richtigſte und

durch keine Begriffszergliederung zu erſetzen iſt, ſo werden ſogar in jenem bildlichen Ausdruck zuletzt noch einmal die Ausſagen des Nachdenkens ihren Abſchluß und ihre Probe finden können.

Wir empfinden aber den Stil als die Seele der Rede. Wie wir in den Mienen eines Menſchen die Seele leſen, als dasjenige, was das Geheimniß ſeiner inneren Bildung uns offenbart, indem es daſſelbe zugleich als Geheimniß oder doch als ein Unſagbares bewahrt; wie das vollendete Kunſtwerk, ſelbſt in den Zügen ſeiner göttlichen Vollendung, ein Menſchlicheres birgt, welches den Künſtler als den inmitten ſeiner Hoheit und Seligkeit Bedürftigen und als Unſeresgleichen verräth, und wenn wir auch dies, was die Vollkommenheit ſeines Werkes ſchmälert, während es den Genuß deſſelben mit eigenthümlichem Zauber erhöht, die Seele des Kunſtwerks nennen: ſo treffen wir ein ganz Analoges in der geſprochenen oder geſchriebenen Rede. Die S e e l e der Rede, in dem angedeuteten Sinn, läßt ſich nieder im Stil.

Es iſt nicht der Inhalt, nicht der Gehalt der Rede, welcher ausſchließlich und durchaus im Stile zur Erſcheinung käme. Es iſt am Wenigſten der Schatz der Gedanken, der begriffliche Antheil des Geſprochenen, es iſt zum Theil wohl, aber weder ganz noch allein die Zuthat des Gefühls oder der Phantaſie, was im Stil ſeinen Sitz hätte; ja, offenbar, wenn wir nach der Reihe durchgingen, was von ſubjectiven geiſtigen Mächten in die Rede einfließt, oder allein durch dieſe zur Erſcheinung gebracht wird, ſo würde keine von ihnen allen ausſchließlich dem Stile zuzuweiſen ſein. Es iſt die erſte Entdeckung, welche unſrer Beobachtung wird, daß der Stil ſich nicht deckt mit irgend einem der geiſtigen Vermögen, welche, geſondert oder gemeinſam, in aller menſchlichen Rede walten. Auf der anderen Seite ſcheint es, daß an ihrer aller

Digitized by Google

Wirken der Stil einen Antheil hat, daß ſie alle die Farbe der Rede wenigſtens mitbeſtimmen, daß irgendwie ihr Weſen das Weſen des Stils berührt und ſtreift. So wenig wie einen völlig charakterloſen Menſchen, ſo wenig giebt es eine völlig ſtilloſe Rede. Der reine Gedanke ſogar, wie er Zuſammenfügung der Worte, wie er den Satz und Verbindung von Sätzen fordert, kann nicht loskommen von der Nothwendigkeit, als ein ſtiliſtiſch Gefärbtes zu erſcheinen; die Empfindung aber und die Phantaſie ſucht ſich begierig ein Daſein noch jenſeits der feſten Formen der Sprache, da, wo dieſe im Dufte des beredten Ausdrucks zu neuen und freien Geſtaltungen ſich zuſammenweben. Hat nicht Leſſing, der hohe Meiſter deutſcher Proſa, es ausgeſprochen, daß ihm die größte Deutlichkeit immer zugleich für die größte Schönheit gelte? und ſpiegelt ſich nicht wirklich in ſeiner Proſa überwiegend die Gymnaſtik des Gedankens? Der edle und vollendete Bau, welchen Wilhelm v. Humboldt ſeinen Perioden zu geben, der ſanfte Fluß, in welchen er ſchmelzend den harten Gedanken aufzulöſen weiß, ſo daß auch ſeine Zunge, nach dem pindariſchen Ausdruck, »mit der Charitinnen Gunſt das Wort aus tiefem Gemüthe ſchöpft,« — iſt nicht dies das Werk der ſanft erregten Empfindung, welche leiſe und beſcheiden den Gedanken begleitet, und der Phantaſie, in deren Schooß der Gedanke empfangen war? Und geben nicht die Schwingungen unſres eignen Gefühls bei dem Vernehmen jeder begeiſterten Rede Zeugniß dafür, daß die Hoheit und die Anmuth ihrer Form urſprünglich aus der Erregtheit des Gefühles herſtammt?

Wie geſagt jedoch, das Geheimniß des Stils iſt mit dem Hinweis auf dieſe Vermögen als die Quellen ſeiner Reize entfernt nicht erſchöpft. Wie überall, ſo iſt es auch hier das lebendige Zuſammen jener geiſtigen Kräfte, aus

Digitized by Google

deren Mitte die Schönheit oder überhaupt die Geſtalt der Rede hervorgeht. Wir erkennen aber ſofort, daß wir um keinen Schritt weiter ſind, wenn wir die Erſcheinung des Stils aus eben dem Ganzen des Geiſtes ableiten, aus welchem alles Menſchliche, That und Wort und unſre ganze Geiſteswelt herrührt. Nur unſre Aufgabe geſtaltet ſich jetzt bereits klarer und beſtimmter. Ob nicht *überwiegend* wenigſtens eine beſtimmte Richtung des Geiſtes ſich auf den Stil als die gemäßeſte Sphäre ihrer Äußerung wirft, dies iſt das Eine; das Wichtigere und Nächſte aber der Unterſuchung dies, wie ſich objectiv das ſtiliſtiſche Element gegen andre, verwandte Elemente abgrenzt, welche mit ihm vereint die Rede bilden, oder in der Rede zur Darſtellung kommen.

Und hier wiederum iſt nichts näher und wichtiger als die Unterſcheidung des Stils von der *Sprache*. Denn wenn allerdings dieſe Beiden untrennbar verwachſen ſcheinen und der Stil mit Recht als die letzte zarte Blüthe der Sprache bezeichnet werden mag, ſo iſt doch dieſe Unſelbſtändigkeit, genauer beſehen, nur auf Seiten des Stils. Dieſer nämlich erhebt ſich ſchlechterdings nur auf der Grundlage der Sprache, welche ihrerſeits nicht nur ein weiteres, ſondern, in ihrem grammatiſchen und lexikaliſchen Beſtande, auch ein ſelbſtändiges Daſein hat. Ihre volle, energiſche Weiſe zu exiſtiren findet nur da Statt, wo ſie, in die Lebendigkeit der menſchlichen Rede erhoben, als eine geſprochene am Hauch des Mundes erwarmt und durch ſeelenvollen Ausdruck gekrönt wird. Aber ſie iſt gleichſam ihrer Unſterblichkeit zu gewiß, als daß ſie nicht auch in nachgelaſſener dynamiſcher Daſeinsweiſe ihr Weſen und ihre Wirklichkeit bewahren könnte. Sie iſt die ſchlechthin erregbare, welche gern in dem Zauber poetiſcher und proſaiſcher Rede die letzten Blüthen ihrer Herrlichkeit entfaltet, aber doch auch in ihrem elementariſchen Beſtehen die

Digitized by Google

Knoſpen des Geiſtes verſchloſſen hält und, gleich einem lebendigen Weſen, ſchließt ſie nur zugleich in Schlafen und Wachen den Kreis ihres Lebens ab. Weiter aber ſind es wiederum verſchiedene Stufen, welche allmälig durchlaufend, ſie ſich zu voller Wirkſamkeit erhebt. Auf gewiſſe Weiſe iſt ſie bereits ganz im Worte vorhanden. Denn das Wort trägt jede Beziehung zu ſeinesgleichen bereits in ſich; für jede Biegung und Verbindung ſteht es ſich durch ſein eigenes Weſen offen und erwartet nur das Annahen andrer Worte, um mit dieſen organiſch zuſammen zu gehen. Flexion und Verknüpfung kommt an das Wort nicht von Außen, ſondern quillt aus der eigenen Kraft des Wortes unverſiegbar hervor. Wie Schlaf und Wachen aber, ſo hat die Sprache auch die hiſtoriſche Entwickelung mit dem Geſchlechte gemein, deſſen tiefſtes Weſen ſie keuſch und beſcheiden bewahrt und trägt. Geſchlechter und Menſchen begleitet ſie unwandelbar treu, ein Denkmal der geweſenen, ein Zeugniß der gegenwärtigen. Unbeſtechlich billig und gerecht beſchämt ſie die That, nach welcher nur der Lebende Recht hat, und wahrt in alle Zeit hin das Andenken vergangener Zuſtände und Perſönlichkeiten. So hat ſie in ihrem Tode ſelbſt ein Leben, welchem kein anderes gleichkommt, würdig und ſicher genug, daß die Edelſten mit ihrem Verlangen nach Unſterblichkeit ſich ſeinem Schutze anvertraun. — Als die wache, gegenwärtige endlich iſt ſie gleich ſehr die willige Dienerin des Bedürfniſſes, wie ſie dem bedürfnißloſen Geiſte die Anſchauung und den Genuß ſeiner ſelbſt verſchafft.

So muß es denn erlaubt ſein, von der geſchriebenen oder geſprochenen Rede mit behutſamer Hand dasjenige abzulöſen, was ihr die letzte zarte Färbung giebt, von der Sprache den Stil zu trennen; und der Sinn dieſer Trennung, ſo wie ihre Zuläſſigkeit mag noch daraus erhellen, daß wir zwar

Digitized by Google

von dem Stil eines Schriftſtellers, oder einer Klaſſe von Schriftſtellern, aber nie, oder nur höchſt uneigentlich, von dem Stil einer Sprache reden. Die Sprache ſonach kommt zu einem Stil nur durch den Einzelnen, der ſie im Zuſammenhang ſpricht; ſie iſt ohne Stil, ſo lange ſie nur noch als das Gemeingut einer ganzen Nation gedacht wird, und wiederum daß ſie ſo gedacht werden kann, beweiſt die Selbſtändigkeit der Sprache als ſolcher und ihre Unabhängigkeit von dem Individuum.

Unabhängigkeit aber iſt ſofort nur die negative Seite dieſes Verhältniſſes. Poſitiv aufgefaßt erſcheint dieſelbe als Macht über das Individuum, als eine Nothwendigkeit, welcher der Einzelne unterworfen iſt, der er ſich bis auf einen gewiſſen Punkt unweigerlich fügen muß. Wenn wir gewohnt ſind, dem Menſchen oder dem Geiſte, als dem Freien, die Natur als die Grenze dieſer Freiheit gegenüber zu ſtellen, ſo erſcheint nunmehr die Sprache, in jenem beſchränkten Sinne, als die Naturgewalt, in deren Feſſeln wir gefangen gehen. In Wahrheit freilich iſt die Sprache ſo wenig etwas blos Natürliches, daß ſie vielmehr am Eheſten und Unmittelbarſten den Menſchen von der Furcht vor der Natur befreit, indem ſie zuerſt als auf ſeine eigentliche Heimath und den Boden der Wahrheit und der Schönheit, ihn auf die reine Mitte zwiſchen Natur und Geiſt verſetzt. Darin gerade beſteht das Geheimniß und die Bedeutung der Sprache, daß an ihr der Verſuch einer Trennung jener beiden Mächte ſcheitert und nur ihre Einheit als ihre Wahrheit erſcheint.

Zugleich aber als ihre Wirklichkeit. Jene Einheit iſt nicht eine ideale, zu der eine neue Anſtrengung des Verſtandes ſich jenſeits der abſtract Getrennten erſchwungen hätte, ſondern eine völlig reale, von welcher der trennende Verſtand erſt ausgeht, um vielleicht in metaphyſiſchen Regionen ſpäter

Digitized by Google

ein Abbild jener ſich aufzuſuchen. Der Ausdruck demnach, daß die Sprache eine Naturgewalt ſei, iſt theils nur ein übertragener, theils nur von relativer Bedeutung. Ein übertragener inſofern, als die Natur es iſt, welcher die vulgäre Anſchauung alles dasjenige zuweiſt, was ſich als ſichtbare und fühlbare Schranke dem freiwaltenden Geiſte aufdringt. Von relativer Bedeutung in ſofern, als ein viel höheres Maß der Freiheit, als innerhalb der Grenzen der Sprache Raum hat, von dem Menſchen erſehnt und in dem Bereiche des ſittlichen Handelns wirklich entdeckt wird. Auch dieſes offenbar iſt über die Trennung von Natur und Geiſt urſprünglich erhaben und ſtellt eine reale, lebendige Einheit beider dar, welche nicht überflogen werden kann, ohne in der Dialektik der Sprache zum progressus in infinitum ſich aufzulöſen.

Jene Gewalt der Sprache aber, welche dieſelbe in dem erläuterten Sinne als eine Naturmacht erſcheinen läßt, entdeckt ſich leicht, auch bei oberflächlicher Beobachtung. So frei wir uns in unſerem Innern fühlen mögen — und wir müſſen es wohl, weil unſere Geiſteswelt in zweiter Inſtanz in dem Princip des ſittlichen Lebens ihre Wurzeln hat — ſo ſehr empfinden wir dieſe Freiheit durch die Nothwendigkeit des Ausſprechens gehemmt und gebrochen. Ja, bis in die unterſten Gründe unſeres Weſens reicht der verborgene Einfluß der Sprache. In ſeiner Geburt ſchon iſt der Gedanke von ihren Formen umſchlungen. Nicht erſt auf den Lippen empfängt das Gedachte das Gewand des ſprachlichen Ausdrucks, nicht dort erſt vertraut ſich die Seele den Flügeln des Wortes an: gleich im Mutterſchooße ſind ihr dieſe Flügel gewachſen, die ſie nur rauſchender ſchwingt, ſobald ſie dem Reich des Klanges ſich nahe fühlt. Sowie zwar das Auge durch künſtliche Bewaffnung ſeinen Horizont erweitern kann, weſentlich aber dennoch nur in einer beſtimmt gegebenen und

Digitized by Google

beſchränkten Welt lebt, ſo zieht wohl auch, wiſſensdurſtig und nach Erweiterung ſtrebend, der denkende Geiſt andere als die angeborene Welt an ſich heran; aber die Mutterſprache iſt dennoch diejenige, in der allein er heimiſch bleibt, von der er ſich umſchloſſen, der er ſich unterworfen bekennt.

Der Drang der Freiheit aber nimmt ſeinen Anfang vom Gefühl des Individuellen. Dies in ſeiner Eigenheit und Punktualität iſt es, welches ſich durchſetzen will. Das Ganze von dem Punkte des perſönlichen Selbſtgefühls aus zu beherrſchen, dieſen zum Mittelpunkte der Bewegung des Ganzen zu machen, dies iſt der natürliche Beginn der Freiheit. Und dieſem Verlangen gerade ſetzt die Sprache feſte, unverrückbare Grenzen. Der Vorrath ihrer Worte, ſo reich er auch ſei, ja eben weil er es iſt, iſt ein Fertiges, Daliegendes, an welches der Einzelne gewieſen, auf welches er im Weſentlichen beſchränkt iſt. Die grammatiſchen, die ſyntaktiſchen Formen und Regeln treten als geſchloſſenes Syſtem auf, an welchem zu rütteln, oder welches zu durchbrechen ſelbſt der Geiſtbegabteſte verhältnißmäßig nur eine ſehr geringe Freiheit hat. Höchſtens an den äußerſten Rändern der Sprache iſt es genialerer Kraft vergönnt, in Ernſt und Spiel leiſe zu ändern, zu erweitern, zu trennen, zu verbinden. Aber die Wurzeln der Sprache, aber der Stamm ihrer etymologiſchen und ſyntaktiſchen Bildungen trotzt der Erfindung des Individuums wie ſeiner Laune. Weder der Tiefſinn des Denkers, noch die Erregtheit der dichteriſchen Phantaſie, weder die Energie des Gedankens, noch die des Gefühls dringt jenſeits jener Urformen in den ſchöpferiſchen Grund aller Sprache vor. Gleich der Kraft der alternden Erde, neue Organismen urſprünglich zu erzeugen, iſt auch die ſprachbildende Kraft, wie es ſcheint, für immer erloſchen, und wie es dort den Geſchöpfen überlaſſen iſt, aus eingeborener Fähigkeit, nur immer wieder ihresglei=

Digitized by Google

chen zu erzeugen und durch die Erzeugung das Geſchlecht fortzupflanzen, ſo iſt der Sprache gleichfalls nur ſo viel eigne Lebenskraft geblieben, daß ſie ſich ſelbſt im leichten Wechſel ihrer Formen von Geſchlecht zu Geſchlecht erhält. Oder ihrer Kraft vielmehr iſt die Erzeugung einer höheren Bildung anvertraut. Als die Trägerin der Gedankenwelt vermittelt ſie zwiſchen organiſchem und geiſtigem Leben. Hier iſt es, wo ihre ſchöpferiſchen Triebe ſich in das Bereich des Unendlichen ſenken und intellectuelle Erzeugniſſe zahllos und in unabſehlicher Mannigfaltigkeit hervorbringen.

Und hierauf, in der That, ſtürzt ſich die gediegene und ihrer ſelbſt bewußte Geiſteskraft. Ihren Drang und ihr Vermögen, zu ſchaffen, vermählt ſie mit jener productiven Anlage, die die Natur in die Sprache ſenkte. Die Freiheit der Intelligenz legt ſich in die Nothwendigkeit der Sprache und dringt in den ſicheren Bahnen der ſprachlichen Formen in unerſchloſſene Regionen des Geiſtes vor. Der höchſte Sinn der Freiheit ſcheint erreicht, wenn ſie jene Nothwendigkeit zur Dienerin ihres Willens macht und dieſelbe dahin leitet, wohin ſie durch ihre eigene Schwere gerichtet iſt. So auch geſchieht es, daß ihr, gleichſam zum Lohne und wie durch freiwillige Gunſt der Sprache, unbeabſichtigt neue ſprachliche Bildungen hervorzulocken gelingt. Denn indem die Freiheit in geiſtiger Production ſich am Höchſten fühlt und dennoch völlig zuſammengeht mit der Sprache, welche als unumgängliches Schickſal ſie umringt, ſo tritt hier gleichſam zum zweiten Male, auf dem Wege bewußter künſtlicher Darſtellung, dasjenige ein, was wir der Entſtehung der Sprache vorgängig, oder richtiger, als die eigenſte Natur der Sprache uns vorſtellen müſſen. Die Sprache ſelbſt iſt Freiheit und Nothwendigkeit, Geiſt und Natur in Eins und mit Einem Schlage. Dieſer Begriff iſt ihre Exiſtenz und die tiefe Bedeutung dieſes Begriffes bewährt

Digitized by Google

ſich in dem Reichthum ihres Lebens und ihrer Formationen. Kehrt nun dieſe Einheit, welche in der Sprache real und urſprünglich iſt, auf dem Boden der Sprache in idealer und ſekundärer Weiſe wieder, ſo iſt es begreiflich, daß die Sprache, wie von einer Erinnerung ihres eigenen Daſeins berührt, in ſich erzittere und die ſchöpferiſche Kraft, auf deren Grunde ſie beruht, noch einmal leiſe ſich in Bewegung ſetze. Von dem friſcheſten Wehen der Freiheit getroffen, wird der erloſchene Herd der ſprachlichen Erzeugung noch einmal, momentan wenigſtens, zum Glimmen angefacht; die tiefen Gründe der Sprache kommen auf Augenblicke zum Vorſchein und durch die höchſte Anſtrengung der Freiheit, wie ſie in Kraft der Intelligenz und Phantaſie auftritt, wird ſelbſt dem Schickſal, dem in der Sprache über ſie waltenden, von Zeit zu Zeit eine leichte Wohlthat abgerungen. Wiederum aber iſt es weniger dieſer einzelne Gewinn, welcher die Freiheit in ihrer Reinheit, in ihrer Übereinſtimmung mit ihren immanenten Schranken belohnt, als vielmehr die durchgängige Verklärung und Vertiefung des ſprachlichen Stoffes, der gleichmäßige Glanz der Bedeutſamkeit und Schönheit der Sprache, womit dieſe durch den in ſie einſtrömenden Hauch der Freiheit überzogen wird. Es iſt das, was mit den Worten desjenigen zu ſagen erlaubt ſei, der vielleicht mehr und glücklicher als irgend ein Anderer dieſe edelſte Frucht von dem Stamme der Sprache zu pflücken verſtand. »Ohne die Sprache,« ſagt W. v. Humbold, »in ihren Lauten und noch weniger in ihren Formen und Geſetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachſende Ideenentwicklung, geſteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in ſie ein, was ſie früher nicht beſaß. Es wird alsdann in daſſelbe Gehäuſe ein anderer Sinn gelegt, unter demſelben Gepräge etwas Verſchiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgeſetzen ein

anders abgeſtufter Ideengang angedeutet. Es iſt dies eine beſtändige Frucht der Literatur eines Volkes, in dieſer aber vorzüglich der Dichtung und Philoſophie.«

Jedoch, ſo ſehr nun auch der Freiheit dieſe Verſchmelzung mit ihrem eigenen Schickſal auf dem Boden theoretiſcher Erzeugung gelinge, mit wie glücklichen Erfolgen auch dieſelbe gekrönt werde: dieſen theoretiſchen Boden wird zuletzt die Freiheit immer doch mit dem Bedürfniß nach einer vollſtändigeren Erfüllung auf einem anderen Gebiete verlaſſen. Ihre Reſignation kann ihr ſogar zum Genuſſe werden: dennoch wird ſie ihrer Natur nach darüber hinausſtreben. Es kann nicht fehlen, daß ſie die Ufer der Sprache überſtröme, als welche ihrer ganzen Erregtheit, ihrem innerſten Reichthum zu eng, zu wenig angemeſſen erſcheinen. Nur in dem breiteren Bette des ſittlichen Lebens fließt ſie ſicher und beruhigt hin. Mit ſchwankender zwar, aber zugleich unaufhebbarer Grenze zeichnet ſich dieſes gegen das Bereich der Sprache ab. Die Freiheit, welche mit dem ſittlichen Leben identiſch iſt, ſucht ſchließlich in der Sprache immer nur den Boden, auf welchem das ethiſche Weſen eine einſtweilige, eine vorbedeutende und gleichſam bildliche Exiſtenz gewinnen ſoll und je mehr die Sprache, kraft ihrer Eigenthümlichkeit, dieſe Abſicht der Freiheit in ihrer Weiſe, wo nicht vereitelt, ſo doch weſentlich modificirt, um ſo unruhiger drängt jene, nach einer anderen Seite hin, von dem Boden der Sprache hinweg.

Dies iſt das Eine, und zugleich auch dasjenige, von wo aus auch das Andere, bereits Erwähnte, ſeine Berechtigung entnimmt. Die Freiheit nämlich unter der Form des Strebens nach individueller Äußerung, welche wir oben als den Anfang der Freiheit bezeichneten, iſt auf dem Gebiete der Sprache weit weniger berechtigt, als auf dem des ſittlichen Handelns. Zwar der Anfang der Freiheit iſt ſie auch hier

Digitized by Google

nur, das Allgemeine zwar iſt eben ſo dem Ausſprechen des Gedankens untergebreitet, wie es als letzte Forderung über dem individuellen ſittlichen Thun ſich abſchließend hinſtellt: aber das Verhältniß deſſelben zu beiden Gebieten iſt dennoch ein verſchiedenes. Während es auf dem ſprachlichen das Erſte und der Ausgangspunkt für das Individuelle iſt, ſo iſt es auf dem ethiſchen vielmehr das Letzte und der Zielpunkt für daſſelbe. Während es dort als zwingende Nothwendigkeit dem Willen vorangeht und dieſen als ein Fertiges, Unvermeidliches empfängt, ſo trägt es hier ausdrücklich ſelbſt den Charakter der Freiheit und iſt nothwendig nur inſofern, als es ſchlechthin erſtrebt und erreicht werden ſoll. Die Sprache, um es anders auszudrücken, läßt ſich zu dem Individuellen nur herab aus der Sicherheit ihrer allgemeinen und weſentlichen Herrſchaft über daſſelbe; das ſittliche Leben erfreut ſich deſſelben, läßt es reichlich gewähren und leitet es durch ſich ſelbſt zu jener letzten Klarheit und Einigkeit, in welcher ſeine Willkür erliſcht und ſeine Mannigfaltigkeit aufgehoben iſt.

Sehen wir nunmehr, wie dieſes Beides, die Unzureichendheit der Sprache für den Ausdruck der Sittlichkeit und die Berechtigung des Individuellen, ſich in der Sprache ſelbſt zur Erſcheinung treibt.

In der Sprache ſelbſt! die Sprache im weiteſten Sinne genommen. Denn klar iſt zunächſt, daß Sprache und Sittlichkeit in beſtändigem Wechſelverkehr, in beſtändiger Grenzberührung ſtehen. Indem die Eine die Andere zu durchdringen, zu meſſen, zu erſchöpfen, zu verdrängen, zu bewältigen verſucht, erfriſchen ſie ſich gegenſeitig und regen ihre ſchlummernden Kräfte zu energiſcher Thätigkeit an. Dazu aber kommt, daß die Sprache dem ſittlichen Streben gegenüber als eins von den vielen Gebieten der Wirklichkeit erſcheint,

Digitized by Google

mit denen ſich einzulaſſen, auf welche einzuwirken, ſeine eigenſte Aufgabe iſt. Iſt jenes eine mehr innere Beziehung beider Mächte, ſo iſt dieſe mehr äußerlich und jemehr bei dem Verſuche der ethiſchen Kräfte, den innerſten Kern der Sprache in ihre Gewalt zu bringen, jene von den widerſtrebenden Kräften der Letzteren zurückgetrieben werden, deſto heftiger ergreifen ſie von außen die Sprache, als die in die Welt der Erſcheinungen getretene, und verſuchen, ihr in derſelben Weiſe den Stempel ihrer Macht aufzudrücken, wie den übrigen Gebieten der Realität.

Nicht minder hat von Haus aus das Individuum Anſprüche an die Sprache; dem Einfluſſe des Individuellen iſt dieſelbe darum nicht weniger preisgegeben, weil ſie dieſen Einfluß zu beherrſchen und in den engſten Schranken zu halten weiß. Gerade an dem Punkte, wo die Sprache zu lebendiger Wirkung erwacht, gerade die geſprochene, überläßt ſich der ſcheinbar freien individuellen Behandlung und Anwendung. »So wundervoll,« heißt es in jener klaſſiſchen, ſchon einmal von uns angezogenen Abhandlung, auf welche jede Unterſuchung über dieſen Gegenſtand immer wieder wird zurückkommen müſſen, »ſo wundervoll iſt in der Sprache die Individualiſirung innerhalb der allgemeinen Übereinſtimmung, daß man eben ſo richtig ſagen kann, daß das ganze Menſchengeſchlecht nur Eine Sprache, als daß jeder Menſch eine beſondere beſitzt.«

Wenn wir nun aber den Ort ſuchen, wo dieſe zwei, das ethiſche und das individuelle Moment, in der Sprache ſich Geltung verſchaffen, ſo iſt das Nächſte, daß wir über den Bezug dieſer beiden zu einander, die wir bisher nur empiriſch aufgegriffen, uns aufklären. Jenes Erſtere nämlich, wie ſo eben bemerkt, erſtreckt ſeine Wurzeln bis in die tiefſten Tiefen der Sprache; Sprache und Sittlichkeit ſind beide

Digitized by Google

aus der Innerlichkeit des Menſchen nachbarlich emporgewachſen und ſind nur darum zwei verſchiedene und objectiv in alle Ewigkeit unverſchmelzbare, weil ſie zuſammen den Gehalt der allgemeinen Menſchennatur erſchöpfen und den Kreis unſeres Geiſteslebens in principieller Bedeutung abſchließen. Die Sittlichkeit, als dieſes allgemeine Weſen, durchzieht und berührt allerorten die Sprache. Dieſe iſt von jener ſo vielfach durchwachſen, daß es der geſchickteſten Hand, des ſinnigſten Blickes und der umſtändlichſten Arbeit bedürfte, um in dem künſtlichen Gewebe der Sprache die Fäden aufzuweiſen, welche aus dem Bereiche des ſittlichen Lebens in ſie hineinverſchlungen ſind. Und dies natürlich kann unſer Geſchäft nicht ſein. Möglich aber, daß um ſo gewiſſer die Entdeckung desjenigen Ortes uns obliegt, an welchem, wie wir ſagten, die ethiſchen Kräfte mehr von außen auf die Sprache einzudringen und ſie zu bearbeiten verſuchen. Möglich auch, daß dies derſelbe Ort und dieſelbe Einwirkung iſt, welche von dem Individuellen erſtrebt wird.

Wenn nämlich außerhalb ihres feſten Kernes die Sprache noch dieſen Einflüſſen zugänglich ſein ſoll, ſo kann es nur da ſein, wo ſie, über ſich ſelbſt ſich erhebend, zu neuen, ätheriſchen Geburten ſich anſtrengt. Aus einem feſten Sein iſt ſie hier noch einmal in ein flüſſiges Werden verwandelt, indem ſie ihr eigenes Weſen zur Production eines höheren aufregt. Ihre geiſtigeren Kräfte, ihre Seele gleichſam, ſetzt ſie in die regſte und angeſtrengteſte Bewegung, indem ihr materielles Sein, ihre leiblichen Organe, willfährig und geſchmeidig den Schwingungen ihres höheren Weſens folgen. Es ſind die ſyntaktiſchen, durch weite Räume der Sprache ſich hindurch erſtreckenden Geſetze, durch welche hauptſächlich dieſe Regſamkeit der Sprache bedingt iſt; jene Geſetze ſchließen ſich dann nach unten zu an die Formfähigkeit der Sprach-

Digitized by Google

beſtandtheile an und dieſe iſt am Größten natürlich in denen, welche zu beweglichen Bildern alles Handelns und Leidens geſchaffen ſind. Aber auch hier kommen die von den oberen Schichten nach unten hin ſich fortpflanzenden Wellen noch keineswegs zur Ruhe. Ohne ſich fortzubewegen und abgeſehen von der Verſchlingung und Verſchmelzung mit dem benachbarten Elemente, vermag das einzelne Wort noch in ſich ſelbſt zu erzittern und von dem geiſtigen Impulſe, welcher von der freien Oberfläche ausging, eine Kunde zu geben. Kaum, daß die Bezeichnung des ſinnlichen Gegenſtandes ſtarr und von jenen Schwingungen unberührt bleibt. Auch auf ihr noch laſſen ſich geiſtigere Beziehungen im ſpringenden Wechſel der Bedeutungen und im gefälligen Spiele der Bilder nieder. Sinnliches und Geiſtiges miſcht ſich, das Eine ſcheint durch das Andere hindurch und in der beſtändigen Berührung der Grenzen von Licht und Schatten erzeugt ſich die bunte Farbenpracht des Ausdrucks. Von Ort zu Ort zieht der Sinn der Rede und im gegenſeitigen Austauſch ihres Gehaltes vermögen noch die unterſten Elemente der Sprache friſches Leben in die Empfindung des Redenden einzuhauchen. So ſchüttelt die Sprache jedes lebenden Geſchlechtes mit der Kraft des Frühlings immer neue Blüthen aus ihrem Schooße; unermüdlich ſorgt ſie, daß der Geiſt nicht darbe, daß er vielmehr im Glück ihrer unverwelklichen Schönheit zu wachſender Herrlichkeit gedeihe und ſeiner Unendlichkeit froh werde.

Und dieſe Beweglichkeit des geſammten Sprachſchatzes iſt es eben, in welche das ſittliche Leben beſtändig einfällt. Und weil doch jene Beweglichkeit nur im individuellen Gebrauche der Sprache wirklich zur Erſcheinung kommt, ſo tritt auf dieſem Punkte auch das Sittliche mehr oder weniger nur als ein individuelles auf. Die individualiſirte Sittlichkeit, die ſittliche Individualität iſt es, welche in die Sprache eindringt

Digitized by Google

und ſich in derſelben ein Daſein gründet, um ſo ſichtlicher und um ſo reicher, als zart das Element iſt, in welchem ſie ſich darſtellt. Wenn die Wirklichkeit außer dem Menſchen der eigentliche Schauplatz iſt, auf welchem dieſer ſein ſittliches Weſen erſcheinen laſſen, auf dem er, von Zweck zu Zweck ſich beſonnen fortarbeitend, das Reich der Moralität immer feſter gründen und vollenden ſoll, ſo iſt doch neben dieſem harten und widerhaltigen Elemente in der Sprache uns eine zweite Welt bereitet, in welcher wir wie zur Übung und zur Probe uns ergehen dürfen. Ohne faſt, daß wir einen Anlauf zu nehmen hätten, fließt unſer individuelles ſittliches Weſen in die Rede über und ſchafft ſich in dieſer vorweg die Befriedigung, welche nur nach unſäglicher Arbeit auch aus der äußeren Welt uns entgegenkommen kann. Ja, die Rede wird nicht anders entlaſſen, als mit dem Gepräge des Charakters verſehen. Das Recht, herauszutreten in das ſinnliche Daſein, erkauft ſie nur durch den Tribut, welchen ſie an den Charakter entrichtet, und dadurch, daß ſie duldet, von dieſem ſo beherrſcht und unterworfen zu werden, wie es die Beſtimmung der geſammten Sinnenwelt iſt. Denn dafür iſt ſie ein Innerliches. Es iſt billig, daß ſie die Weihe des Charakters empfange noch ehe ſie dem unmittelbaren Einfluſſe deſſelben entnommen und an der Luft zu einem fremden, unbiegſamen Weſen verhärtet iſt. Wie in den Mienen, in den Zügen des Antlitzes, in dem Blicke des Auges, in der ganzen Geſtalt des Leibes ſich der Charakter ausprägt, ſo muß er es viel mehr noch in dem weicheren, geiſtigeren Stoffe der Rede. Leidet das ſittliche Weſen im Innerſten Gewalt von den an ſie herandringenden Maßen der Sprache, iſt es ihr Einfluß, daß jenes nicht ohne den inneren Gegenſatz des Böſen, nicht ohne den Zwang des Zweckſetzens ans Licht hervortreten kann, iſt ferner das Gegenſtreben des Ethiſchen gegen die

Digitized by Google

Macht der Sprache in der Tiefe des Gemüths nur von partiellen Erfolgen begleitet, ſo iſt es in der Ordnung, daß an dem Punkte ihres ſinnlichen Hervorbrechens das Sittliche ſich mit ganzer Gewalt ihr aufdringe und es nur in der Verklärung ſeines Weſens ein ſelbſtändiges Daſein gewinnen laſſe. Freilich nur in der Weiſe der Sprache wird dieſe Herrſchaft des Charakters über ſie möglich. Statt des allgemeinen ſittlichen Weſens iſt es aber nur das Individuelle, dem es gelingt, ſich durchzuſetzen. Und wiederum ſind es nur die freien Gipfel der Sprache, über welche der Charakter herrſchend einherſchreiten kann, während ſie tiefer unten nur in ihrem eigenen Grunde unerſchütterlich wurzelt. Nur in ihren feinſten Lebensäußerungen weicht ſie gefügig der Herrſchaft des Charakters, während ſie, ihrem feſteren Beſtande nach, in ihre eigenſte Unergründlichkeit ſich zurückzuziehen die beſtändige Kraft bewahrt. Gerade die ſtetige Vermittlung aber zwiſchen dieſem ihrem unerſchätterlichen Kerne und der flüchtigen Atmoſphäre, die dieſen Kern umringt, bringt den eigentlichen Zauber hervor, welchen die Rede durch ihren Stil uns empfinden läßt. —

Denn daß es der Stil war, welchen wir ſo eben nach ſeiner allgemeinen Natur theils beſchrieben, theils in ſeiner Entſtehung beobachtet haben, kann nicht länger verſchwiegen werden. Es iſt der Stil, um es zuſammenzufaſſen, das in den höheren Regionen der Sprache erſcheinende Bild des ſittlichen Weſens; er iſt ferner Ausdruck des Individuellen und iſt endlich die Erſcheinung des Charakters. Unter den höheren Regionen der Sprache verſtehen wir dabei ihre der Ideenerzeugung zugewandte Bewegung. Denn wie Bewegung ihr Weſen durch und durch iſt, ſo fällt namentlich das Sittliche in ihr durchaus nur in ſie als in ein bewegtes Element, um in dieſem Proceſſe den Stil zu erzeugen. Dieſer ſelbſt iſt

Digitized by Google

ſomit Leben und Bewegung und nichts Anderes als die Erſcheinung jenes Proceſſes. So reißt ein vorüberfluthender Strom einen anderen mit ſich und beide miſchen, fortfließend, ihre Wellen. Das Individuelle aber weiter verhält ſich zu dem Sittlichen als deſſen unmittelbare und getrübte Erſcheinung und beide endlich, zu einer bleibenden und feſten Einheit verwachſen, geben dasjenige, was wir Charakter nennen. Je mehr das Sittliche als ſolches und in ſeiner Reinheit ſich mit der flüſſigen Oberfläche der Sprache miſcht, deſto mehr iſt die Frucht dieſer Verbindung der ſchöne, harmoniſch gemäßigte Stil; je mehr das Individuelle als ſolches in jener ſprachlichen Bewegung ſich projicirt, deſto vielfacher nüancirt, deſto manierirter iſt der Stil; der Charakter aber endlich verleiht ihm durch Klarheit, Kraft und Entſchiedenheit neue und die vorzüglichſten Reize.

Inſofern nun das Individuelle ſowohl ein integrirender Theil des Charakteriſtiſchen iſt, als die unvermeidliche Vorſtufe, von welcher aus allein hohe und reine Sittlichkeit erreicht werden kann, ſo ſcheint die Berückſichtigung dieſes Momentes am Tiefſten in die Natur des Stils hineinzuführen. Auf der anderen Seite indeß iſt es das Individuelle, welches ſich jeder Berechnung entzieht; bei ihm angelangt, iſt der Forſcher auf die empiriſche Beobachtung gewieſen und die Einheit der Betrachtung löſt ſich ſofort in eine Mannigfaltigkeit auf, vor welcher das auf das Allgemeine gerichtete Intereſſe reſignirend ſich zurückziehen muß.

Dem gegenüber tritt das Sittliche als das Allgemeinſte auf. Die Schönheit, welche als Preis auf die Vermählung deſſelben mit dem Sprachlichen geſetzt iſt, ladet freundlich zu der Betrachtung deſſelben ein. Aber geſetzt, daß jene Vermählung völlig erreicht und jener Preis errungen werden könnte, ſo ſchwindet vor dem Aufgange des Schönen die

Digitized by Google

eigenthümliche Bedeutung des Stils; die härtere Proſa ſchmilzt zu den weicheren Formen der Poeſie, zu welcher der Rhythmus ihres Periodenbaus ſie ſtetig hinüberleitet, den Sinn überwuchert die Form und in ihren feſten Geſetzen findet ſich plötzlich die Individualität gefangen und niedergehalten.

So iſt es denn die Einheit jenes Einzelnen und dieſes Allgemeinen, auf welche zuletzt der Blick ſich richtet. Der Charakter iſt es, welcher dem Weſen des Stils nicht nur am Reinſten entſpricht, ſondern auch am Meiſten Aufſchluß über die Natur deſſelben giebt, ſo wie wechſelsweiſe der Stil das hellſte Licht auf den Charakter wirft. Von dieſer Seite iſt es daher, daß wir zunächſt die Natur des Stils noch genauer ins Auge zu faſſen verſuchen. —

Das Individuelle als ſolches entbehrt noch jedes Maßes. Die Laune des Augenblicks gleich ſehr wie die anhaltende Naturbeſtimmtheit, Angebildetes gleich ſehr wie Angeborenes trifft in dem Individuellen zuſammen. Theils die Reinigung, theils die Befeſtigung bringt erſt der Charakter hinzu; oder er vielmehr iſt das Ergebniß der durch den Einſchlag des beherrſchenden ſittlichen Weſens in die perſönliche Eigenthümlichkeit vollzogenen Verbindung. Indem er ſo natürliche und zufällige Eigenheit auf den ſicheren Grund geiſtiger und nothwendiger Allgemeinheit überträgt, giebt er jener Berechtigung und Würde und dieſe macht er zugänglich und gefällig. Weil ſich aber das Individuelle, ungreifbar und eigenſinnig wie es iſt, nur ſchwer und langſam mit dem Geſetze einrichtet, ſo iſt der Charakter nur zur Hälfte ein Geſchenk der Natur, zur andern Hälfte iſt er ein Erworbenes und Errungenes. Nicht die Jugend vermag daher die Krone des Charakters zu tragen, ſo wenig als das ſchwächere Haupt des Weibes: aber den Mann ziert ſie, ſo wie der Mangel des Charakters ihn ſchändet. Hier aber durchdringt er nun

Digitized by Google

auch das ganze Weſen und wird zur beherrſchenden Mitte des Lebens. Die Weihe der Kraft geht einzig von hier aus auf alle Regungen und Äußerungen der Seele über. Iſt die That die eigentliche Verkünderin des Charakters, ſo erfriſchen und ſtählen ſich doch nicht minder durch ſeinen Anhauch auch der Gedanke und die Empfindung und empfangen von ihm aus die Würde geiſtigerer Thaten.

Zur That wird ſo auch die Rede durch die Würze des Stils. Zwiſchen der Feſtigkeit ihres natürlichen Grundes und der Unbeſtimmtheit, ja Grenzenloſigkeit ihrer höheren Beſtimmung ſchwankend, ſchmiegt ſich die Sprache von ſelbſt an die Sicherheit des Charakters an. Ohne ihre Bewegung einzubüßen, findet ſie an dem Charakter den Halt wieder, von welchem aus ſie ihren Aufflug in das Reich des Geiſtes wagte. In höherer Art jedoch. Denn, losgerungen von der natürlichen Beſtimmtheit, iſt der Charakter in der Feſtigkeit des Willens gegründet. So ergreift er die umſchweifenden Gedanken und ſo führt er ſie auf feſten Wegen zu dem beſtimmten Ziele. Er feſtigt zunächſt die Bedeutung der Wörter und übt im wiederkehrenden Gebrauche derſelben eine ſtrenge Zucht über ihre Willkür aus. Die wuchernde Fülle des Sprachſchatzes ſelbſt drängt er durch beſonnene Wahl zurück. Er erhöht die Bedeutſamkeit, indem er die Mannigfaltigkeit auf ein knapperes Maß bringt. Unter den Biegungen und Formungen der einzelnen Wörter ſtellt er die ausdrucksvollſten in den Vordergrund und haucht ihnen eine Kraft ein, die auf ganze Sätze ihren Einfluß zu erſtrecken im Stande iſt. In der Anordnung der Wörter und ihrer Zuſammenſtellung lockt er durch den Zuſammenſtoß von Bedeutung ungeahnete Kräfte hervor und erhebt er Wörter zu der Würde energiſcher handelnder Weſen. In den Verſchlingungen aber der Sätze und Perioden ſchneidet er feſte und gerade

Digitized by Google

Wege ab und ſpannt die Conſtructionen zu geſchickter und ſicherer Erreichung des Zieles an. Der Gewohnheit der Wortfügungen überläßt er ſo wenig als möglich, es ſei denn, daß dieſe von ſelbſt auf dem Wege lägen, welchen er gehen will. So ſtellt er oft ein nachdrucksvolles Wort zu überraſchender Wirkung an ungewohntem Platze auf; ja, gelingt es ihm nicht, die feindliche Berührung von Worten, Sätzen und Wendungen durch irgend ein Zwiſchenglied zu verſtecken, ſo ſpringt ihm aus dem Zwange ſolcher Verbindung um ſo ſicherer der Triumph über die Sprache entgegen. Überhaupt ſind die milden, ſtetigen Übergänge ihm verhaßt, mit denen die Sprache ſchonend die Lücken des Sinnes und die Sprünge der Beweisführung zu verdecken liebt *); denn ſo wenig wie möglich will er der Sprache verdanken, die er nur als das gefällige Werkzeug ſeines eigenen Willens ehren mag. Vor dem Schönheitsſinn der Sprache fehlt ihm die Achtung, ſobald ſie ſelbſtändig aufzutreten gedenkt und nicht, durch Geſinnung geadelt, nur ein zufälliger Schmuck des Innern iſt. An die Stelle der Schönheit ſetzt der Charakter, wie überall, ſo auch hier Beſtimmtheit, Schärfe, Nachdruck, Größe und Erhabenheit.

Durch unzählige individuelle Abſtufungen aber verläuft natürlich von dem Stil im prägnanteſten Sinne des Wortes, von dem charaktervollen Stil der Ausdruck durch die Mitte

*) Bei Goethe (S. Werke v. 1840 in 12. Bd. XXXII., S. 222) findet ſich eine Sammlung von „Redensarten, welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.“ Goethe bemerkt, daß Fichte hiezu die Veranlaſſung geworden. „Dieſer kräftige, entſchiedene Mann,“ erzählt er, „konnte gar ſehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phraſen in den mündlichen, oder wohl gar ſchriftlichen Vortrag einſchob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewiſſermaßen eine heftigen Krieg machte.“

der Schönheit bis zu jener Färbung, welche überall der Zufall, die Regelloſigkeit und den Anflug momentaner Stimmung bekundet. Jene Linie der Schönheit jedoch wird nur geſchnitten; denn in ihrer Nähe ſchmilzt der Charakter und ſinkt haltlos in die Sprache, deren Formen ihn warm und ſchmeichelnd umſtrömen. Aus dem Redenden iſt der Charakter übergegangen in die Rede ſelbſt. Dieſe zeigt denſelben zur feſten Form verwandelt, in deren Geleiſe ſie nunmehr die Individuen fortführt, ihnen ſelbſt nur geringe Schwankungen innerhalb ſicherer Regeln geſtattend. Während im Gebiete der Proſa die Verſchiedenheit des Stils obenanſteht, welcher die ſachlichen Unterſchiede ſich unterordnen müſſen, ſo iſt in der Poeſie die Gattung zugleich Geſetz des Stils, oder der Stil vielmehr verſchwindet vor dem Geſetz der Gattung oder hat doch ſich zu äußern eine ohne Vergleich geringere und durchaus nur innerhalb dieſer Schranken ſich haltende Freiheit.

Denn Schönheit iſt das Geſetz der Dichtkunſt. Und dies iſt die Natur der Schönheit: überwältigt von dem Sinnlichen, frei von der Alleinherrſchaft des Geiſtes, zieht ſie auf zarter Grenzlinie zwiſchen beiden mitten hindurch und knüpft ſie eben dadurch aneinander. Auf der Sprache, die dieſen Bund in ihrer Weiſe durch die ſichere und ſolide Kunſt der Natur vollzogen hat, läßt ſie ſich deshalb mit Vorliebe nieder und treibt auf dieſem Boden ihr leichtes und gefälliges Spiel. Von den Wellen der Sprache geſchaukelt zieht ſie die ſittliche Welt an deren Oberfläche, ſchlichtet den alten Streit, den dieſe Zwei mit einander führen und läßt in ihrer Berührung beide verklärt in einander ſcheinen. Sie iſt deshalb urſprünglich in einem nahen Bunde mit der Sprache, die ihr als eine verwandte Erſcheinung mit allen Kräften entgegenſtrebt, die irgend die Natur zu verleihen vermag. Gern vertraute ſie ganz

das ſittliche Leben ihren Händen und ihrer Pflege an. Wo dagegen dies auf die Spitze des Charakters geſtellt iſt, da weicht ſie ſchüchtern zurück und überläßt die Sprache dem Kampf mit ihrem Gegner.

Sie weicht zurück: aber ſie bleibt doch in ihrer Nähe. Denn auch dem ſittlichen Weſen iſt ſie ewig verwandt und ſo umſchwebt ſie ſchützend beide, wo ſie irgend zuſammentreffen. Ihrer verſöhnenden Kraft völlig gewiß, erträgt ſie bis auf einen gewiſſen Grad den Andrang des Charakters und weiß denſelben zu Milde und Nachgiebigkeit zu ſtimmen. So duldet ſie auf der einen Seite die Individualiſirung innerhalb der Gattungen der Poeſie, den Stil als die ethiſche Zuthat des Subjects zu dem objectiven, von der Sprache ſelbſt unabtrennlichen Stil; auf der anderen Seite weiß ſie auch in der Proſa die Individuen durch das Geſetz der Gattung leiſe zu feſſeln und das Vorwalten des Subjectiven durch die Zeichnung objectiver Grenzen zu zügeln. Wie geſagt: während im Gebiete der Poeſie über das Individuelle die ſtärkere Farbe der Gattung herübergezogen iſt, ſo daß jenes nur ſchwach hindurchſcheinen kann, ſo findet in der Proſa das Umgekehrte Statt: durch die Farbe der Individualität blickt nur verſteckt und dunkel der Charakter der Gattung durch.

Auf jenem Punkte jedoch, wo, wie wir uns ausdrückten, die Linie der Schönheit ſelbſt von dem proſaiſchen Stile durchſchnitten wird, thut ſich eine ganz eigene, wunderbare Erſcheinung hervor. Harmoniſche Bildung aller Geiſteskräfte wie ſie den Charakter edler Menſchheit ausmacht, iſt auch die Quelle edler, anmuthvoller Darſtellung. Da, wo der Charakter in dem wahrem Schwerpunkte des Geiſtes ruht, ſo daß er nur das freiwillige Reſultat der geſammten Anlagen und Regungen des Inneren, und, obwohl angebildet, dennoch ein Natürliches erſcheint, da, ſtatt gewaltſam mit der Sprache zu

Digitized by Google

ſchalten, ſenkt er ſich ſtill in ſie ein. Eines weicht dem Anderen und in dem innigen Bunde, welchen beide mit einander eingehen, ſpiegelt ſich die harmoniſche Stimmung des Gemüthes. Glücklich die Wenigen, denen es vergönnt iſt, dieſe höchſte Blüthe proſaiſcher Darſtellung zu pflücken und ſchöpferiſch aus reichem Geiſte emporzutreiben! Wie ihnen drinnen nie die Herrſchaft über die Triebe und Leidenſchaften der Seele abhanden kommt, wie von niemals wankender Mitte aus der Reichthum der Gefühle geordnet und gemäßigt wird, ſo geht die Darſtellung an dem Zügel ſichrer Geſetze und die einzelnen Theile der Rede lagern ſich gleichmäßig um den Kern derſelben. Die Sprache ſcheint über ſich ſelbſt erhoben: ſo hat der Charakter ihren tiefſten Sinn durchdrungen und in ſeinen Sinn und Willen ihn umgebildet; der Charakter blickt frei und leicht aus der Sprache durch: ſo hat dieſe ſeine Spröde ihm genommen und ſeine Würde durch Anmuth gemäßigt. Selbſt dem muſikaliſchen Elemente der Sprache giebt der Charakter nach und wenn er freilich verweigert, daß dieſes ſich Ton für Ton und Silbe für Silbe offenbare, ſo läßt er es doch in langen, immer wiederkehrenden Zügen anklingen und ſeinen Schritt durch den freieren Schlag des Rhythmus in ebenmäßig gerundeten Perioden begleiten. Manche Blüthen ſtreut die Poeſie auf dieſe Wege der Proſa und dieſe verſchmäht nicht, den Ernſt des Gedankens mit ihnen zu kränzen; aber beſcheiden und ſparſam hebt ſie ſie auf, um über dem Spiel der Bilder nicht die Arbeit und nicht den höheren Sinn ihrer Aufgabe zu vergeſſen. Denn darin gerade beruht die Bedeutung und die Schwierigkeit der vollendeten Proſa. Mag ſie es geſchehen laſſen, daß die Sprache durch ihr natürliches Walten den Gedanken halb ſchon forme und zur Reife bringen: die letzte Bildung muß derſelbe vom Charakter empfangen. Ein Wort durch das andre zu ergänzen, das Zu-

Digitized by Google

viel des Sinnes, welches das Eine mit ſich führt, durch einen Ausfall auf anderer Seite zu decken, die Riſſe und Spalten in dem Gefüge der Gedanken durch ein leichtbereites Wort, durch ein Bild, eine Biegung, einen Satz zu verſchmelzen, Härten des Inhalts durch Rundung der Form zu verſtecken: das iſt die gefällige Art der Sprache und Keiner entzieht ſich dieſer ihrer freiwilligen Dienſtleiſtung ganz. Aber wo der Proſa das Vollendete gelingen ſoll, da darf der Charakter ſich ſolcher Willfährigkeit der Sprache nur mit Beſonnenheit überlaſſen, um nicht, eingewiegt in die Süßigkeit ihrer Formen, die Wachſamkeit auf die Richtigkeit und die Reinheit der Gedanken, auf das Recht des Begriffes aufzugeben. Dieſe Proſa in ihrer Vollendung iſt daher das Höchſte, was in der Kunſt der Darſtellung erreicht werden kann. Sie gleicht dem Tage, welcher der Morgenröthe der Dichtung folgt. In ihrer Helligkeit erſt kann die Arbeit des philoſophiſchen Denkens und der wiſſenſchaftlichen Forſchung vollzogen werden, während Beredtſamkeit zugleich, bald eigennütziger, bald uneigennütziger, ihre Feſte feiert. Sie iſt eine Frucht der reifſten, allſeitigſten Bildung und nur da, wo eine Nation nach innen und außen ihre Kräfte thätig geübt und in der Übung ſie gegen einander ausgeglichen hat, nur da gelingt ihr, Schönheit und Charakter verbunden in den ſprachlichen Ausdruck einzuführen.

Und auch hier ſind es immer nur Einzelne, denen mit der Anſtrengung in der Aneignung der Bildung auch der höchſte Genuß in der Darſtellung derſelben durch die Leichtigkeit der eignen Natur gewährt iſt. Wer, wie der Verfaſſer des Kosmos, den ganzen Reichthum der Natur durchforſcht, ſelbſt ihre fernſten und fremdeſten Schönheiten mit ſinnigem Auge in ſich geſogen, dazu aber auch die Blüthen der Bildung von Hellas und Latium nicht ungepflückt gelaſſen hat, dem mußte Unnachahmliches glücken, als er am Abend ſeines Lebens eine

Digitized by Google

Aufſtellung jenes Schatzes, die Darſtellung eines Weltgemäldes unternahm, begünſtigt, wie er ſelbſt ſagt, »durch eine Sprache, die ſeit Jahrhunderten ſo mächtig auf Alles eingewirkt hat, was durch Erhöhung und ungebundene Anwendung geiſtiger Kräfte, in dem Gebiete ſchöpferiſcher Phantaſie wie in dem der ergründenden Vernunft, die Schickſale der Menſchheit bewegt.« Ihm zur Seite aber ſteht, ja in der Kunſt der wiſſenſchaftlichen Proſa durch Einfachheit der Mittel wie durch Tiefe des Gedankens dem Bruder überlegen, W. von Humboldt. Mit dem Sinn wie mit den Schönheiten der Natur nicht unvertraut, ſtand er einerſeits dem Quell alles geiſtigen Lebens, der Sprache, näher; andrerſeits hatte er an helleniſchem Geiſte mit einer Hingebung und einem Grade der Empfänglichkeit ſich genährt, wie ſie nur das Verwandte zu Verwandten empfinden kann. Hatte er in der Sprache, nach ſeinem eigenen Ausdruck, »ein Vehikel entdeckt, um das Höchſte und Tiefſte und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren«, ſo nennt er, als die höchſte Frucht, die er für ſich aus dem Studium der Griechen davonzutragen gedenke, »die Bildung des ſchönen menſchlichen Charakters.« Eben dies aber ſind die beiden Elemente, aus deren harmoniſcher Verſchmelzung wir die Schönheit des Stils als ſicheren Gewinn hervorgehen ſahen. Und noch Andre wohl wären neben dieſen Heroen zu nennen. Vor Allen die beiden Gewaltigen unter unſeren vaterländiſchen Dichtern. Goethe, dem Glücklichen, dem Lieblinge der Charitinnen, fiel die Schönheit des proſaiſchen Stils als ein freier Gewinn, als ein Nachklang ſeiner Dichtung wie von ſelbſt in den Schooß, während bei Schiller dichteriſche Anlage und intellectueller Drang, Poeſie und Proſa um die Herrſchaft ſich ſtritten. Ein Höchſtes iſt jedenfalls auch dieſem nach Gehalt und Form in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen gelungen. Überhaupt gelang Ein=

zelnen Einzelnes; auf Schelling's Haupte, zum Beiſpiel, wird der Kranz des Denkers längſt verwelkt ſein, wenn der Duft der Schönheit noch unvergänglich einen Theil ſeiner Worte umfließen wird.

Hiermit jedoch ſind wir ans Ziel unſrer Unterſuchung gelangt, welche nur das allgemeine Weſen und die Bedeutung des Stils erforſchen ſollte. Wie ſie aber nicht unternommen werden konnte, ohne die Erfahrung und beſtändige Erinnerung an individuelle Stile, ſo hat ſie auch ferner die Beobachtung und Beſchreibung derſelben zu ihrer Ergänzung: und wenn wir durch die Hervorhebung des tiefgreifenden Einfluſſes des Stils hiezu angeregt und überhaupt die Aufmerkſamkeit auf dieſe Erſcheinung des Geiſtes gelenkt hätten, ſo würden wir unſre Abſicht für erreicht halten. Welch eine feine Beobachtungs- und Auffaſſungsgabe, die aus den Werken eines Leſſing, Jacobi, Fichte die Seele der Darſtellung heraus zu leſen und in treffenden Zügen zu ſchildern verſtände! Und ob es wohl auch ferner erlaubt ſein wird, dieſe Geiſter in ihrem Weſen und nach ihren Leiſtungen zu charakteriſiren, ohne anders als in flüchtigen und allgemeinen Andeutungen über ihren Stil ſich auszulaſſen? —

Aber das Feld der Beobachtung und Unterſuchung dehnt ſich noch weiter. Es ſind bekannte und oft citirte Worte, mit denen ſich die Einleitung zu dem Werk über die Kawi-Sprache über die philoſophiſche Diction vernehmen läßt. Die »eigenen Wege« nun, auf welchen, wie es dort heißt, »die wahrhaft tiefe und abgezogene Philoſophie zu einem Gipfel großer Diction gelangt«, wären aufzuſuchen und nachzuweiſen. Neben der Erforſchung des philoſophiſchen Stils aber würde die des hiſtoriſchen darum nicht weniger Intereſſe bieten, weil unſer Vaterland für dieſen an Muſtern ärmer iſt. Vielleicht daß eben dies zu einer neuen Betrachtung überzuleiten im

Digitized by Google

Stande iſt. Welche Entwicklung des Stils und welche Stilarten der beſondere nationale Charakter begünſtigt, in welcher Abhängigkeit von dieſem der individuelle Charakter ſteht: — dieſe Fragen müßten aus einer reichen Beobachtung heraus beantwortet werden. Nehmen wir hiezu noch die hiſtoriſch-ſprachliche Erörterung über die Bedeutung des Wortes: Stil und die Vergleichung desjenigen, was in den Künſten und ſonſt mit dieſem Namen benannt wird, ſo erkennen wir, daß wir die Unterſuchung über den Stil nicht ſowohl abgeſchloſſen, als nur eben eröffnet haben. — Sie aber wirklich eröffnet zu haben, das, wie geſagt, iſt es, was wir am Meiſten und aufrichtig wünſchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leſſing über Gleim.

Ein Nachtrag

zur

Lachmann'ſchen Ausgabe von Leſſing's Werken.

Von

Th. W. Danzel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Bereicherungen, welche die Lachmannſche Ausgabe von Leſſings Werken im Gegenſatz gegen die früheren enthält, ſind erheblich. Nichtsdeſtoweniger hat Guhrauer, der in ſeiner Schrift über die »Erziehung des Menſchengeſchlechts« auch noch nach einer andern Seite hin eine Kenntniß von Leſſings literariſchem Lebensgang beurkundet, deren Möglichkeit Niemand geahnt hatte, in einem der letzten Jahrgänge der Blätter für literariſche Unterhaltung eine Nachleſe von ungedruckten Notizen aus den Leſſingſchen Papieren, die zu Breslau aufbewahrt werden, veröffentlichen können. Der Zufall hat auch mich auf die Entdeckung eines Leſſingſchen Paralipomenon geleitet, das zwar keineswegs bisjetzt ungedruckt war: vielmehr ſeit neunzig Jahren liegt es gedruckt vor, aber von Niemanden iſt es für Leſſings Eigenthum erkannt worden. Daraus ergab ſich denn ganz von ſelbſt die Veranlaſſung, eine Unterſuchung anzuſtellen, ob ſich an dem Orte, wo dieſes Stück von einer Recenſion (denn mehr iſt es nicht: aber Leſſing gehört zu den Männern, von denen jedes Gedankenſpänchen ſeinen Werth hat, weil ſie immer aus dem vollen Holze gearbeitet haben) verborgen lag, noch mehr dergleichen finden möge und finden könne.

1.

In den Jahren 1757 und 1758 gaben Nicolai und Mendelsſohn die »Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und

Digitized by Google

freien Künſte« heraus, die mit dem Jahre 1759, als Nicolai, der ſie urſprünglich allein zu ſchreiben beabſichtigt hatte, zum Buchhandel zurückkehrte, in Weiße's Hände überging. Das Verhältniß Leſſings zu den beiden erſten Jahrgängen der Bibliothek iſt ein eigenthümliches. Er war nicht ordentlicher Mitarbeiter; er erklärt ſelbſt in Briefen an Gleim wiederholt auf Ehre (Werke ed. Lachmann XII. 97. 98), daß er gar keinen Antheil an ihr habe; auch zählt Nicolai die von ihm ſpäter beigeſteuerte Recenſion von Lieberkühns Theokrit in der Vorrede zum Anhange des III. und IV. Bandes, wo er über die Verfaſſer der einzelnen Beiträge Rechenſchaft ablegt, unter die fremden Aufſätze. Noch weniger war er Redacteur; eine Behauptung K. Leſſings in der Lebensbeſchreibung ſeines Bruders, als habe dieſer die Urtheile ſeiner Freunde caſſirt, wenn ſie ihm nicht gefallen, veranlaßte Nicolai ſich in einer Anmerkung zu einem der Leſſingſchen Briefe (XII. 43) ausführlich über das ganze Verhältniß auszuſprechen. Leſſing beſorgte, wie er der Bibliothek in Leipzig einen Verleger verſchafft hatte, ſpäterhin auch ihren Druck: aber nicht in der untergeordneten Stellung eines Correctors, wie man aus einer Stelle in Weißes Selbſtbiographie ſchließen könnte (S. 50) — obgleich ihm allerdings Nicolai für ſeine Verdienſte um die Correctheit dankt, wobei er jedoch zugleich den Corrector tadelt, (XIII. 85) — ſondern als beirathender Freund, der nicht nur mit den Verfaſſern über ihre Aufſätze vielfältig hin und her diſputirt und ſie auf Ungenauigkeiten und Mißgriffe aufmerkſam macht, — wovon in dem Falle, den K. Leſſing im Auge hatte, wirklich einmal die Folge iſt, daß Nicolai eine Recenſion des Devil to pay, des Originals der damals von Gottſched wüthend verfolgten und noch jetzt bekannten Faſtnachtsoper Weißes »der Teufel iſt los,« zurücknimmt, — ſondern auch im Ganzen und Einzelnen Beiträge

Digitized by Google

verſpricht, und wo das Manuſcript für ein Heft nicht ganz ausreicht, ſelbſtändig und ohne weiter anzufragen oder das Einzurückende in Berlin vorzulegen, aushilft (XII. 94).

Dieſes überhaupt etwas unbeſtimmte Verhältniß und beſonders der letztere Umſtand ſcheint zu der Vermuthung zu berechtigen, daß hier noch bisher nicht erkannte Beiträge von Leſſings Hand vorhanden ſein dürften.

Dieſe Betrachtung iſt Lachmann nicht fremd geblieben; er hat ihr zufolge zwei kleine Aufſätze in ſeine Ausgabe aufgenommen (V. 77), von denen er den einen mit voller Gewißheit, den andern mit großer Wahrſcheinlichkeit Leſſing beilegen zu können glaubt, und auf zwei andre, die von dieſem wenigſtens herrühren könnten, hingewieſen.

Allein der verdienſtvolle Mann ſcheint bei ſeinen Unterſuchungen über dieſen Punkt nur die nächſte Quelle zu Grunde gelegt und inſofern noch ein gewiſſes Feld zu neuen Entdeckungen übrig gelaſſen zu haben.

Dieſe nächſte Quelle iſt eine Anmerkung Nicolai's zum 31. Literaturbriefe im 26. Theil der Leſſingſchen Schriften — ſie findet ſich in Lachmanns Ausgabe an dieſer Stelle nicht — der zufolge Leſſing zur Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften außer der Recenſion zu Lieberkühns Theokrit, die im 2. Stücke des II. Bandes S. 366—396 ſteht, nur »ein paar kurze nicht bedeutende Nachrichten« beigeſteuert hätte. Auf die Ermittelung dieſer kurzen Nachrichten beſchränkte Lachmann ſeine Aufgabe.

Obgleich gegen die Löſung derſelben, welche in ſeiner Ausgabe vorliegt, nur wenig einzuwenden iſt, mag doch hier die ganze Unterſuchung, welche ihn auf jene Ergebniſſe geführt haben muß, von vorn angeſtellt werden, damit die Entſcheidungsgründe — falls es mir nämlich gelungen ſein ſollte, gerade auf die ſeinigen zu treffen — öffentlich

Digitized by Google

vorliegen und die Frage damit, wenn möglich, ein für allemal abgemacht iſt. Außerdem werden ſich bei dieſer Unterſuchung noch gewiſſe intereſſante Beziehungen ergeben, die vielleicht ſchon allein eine Vorlegung derſelben rechtfertigen könnten.

Die »vermiſchten Nachrichten« in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften beziehen ſich theils auf Muſikalien und theoretiſche Werke über Muſik, theils auf bildende Kunſt, theils auf Literatur. Daß nun Leſſing ſich mit Muſik und ihrer Theorie beſchäftigt, davon iſt mir keine Spur erinnerlich; im 26 und 27. Stück der Dramaturgie wenigſtens iſt nur von der Wirkung der Muſik die Rede. Er muß ſogar bisweilen auf ſie »geſchimpft« haben: denn XIII. 34 fragt ihn Nicolai, ob er es noch ferner thun wolle, da doch Moſes Clavier ſpielen lerne. Ferner rühren die Notizen über bildende Kunſt, ſo weit ſie nicht Künſtler und Kunſtwerke in Berlin oder der Umgegend betreffen, über die ohne Zweifel Nicolai ſelbſt berichtete, vermuthlich von dem bekannten dresdner Kunſtkenner v. Hagedorn her. Denn es finden ſich dergleichen erſt vom 2. Bande an, nachdem im erſten dieſem Manne verſchiedentlich Weihrauch geſtreut worden; wenigſtens ſpäter unter Weißes Redaction hat er dieſen Artikel größtentheils beſorgt (W. Leben S. 52). Daß Leſſing ſich ſchon damals mit den Gegenſtänden, die in ſeinem Laokoon vorkommen, beſchäftigt, iſt nirgend erſichtlich. Es bleiben alſo nur die Literaturnotizen übrig.

Und in Bezug auf dieſe werden nun freilich alle acht Hefte durchzuprüfen ſein. Doch kommt der Unterſuchung hier ſogleich eine ganz poſitive Hinweiſung im Leſſingſchen Briefwechſel zu Hilfe.

Leſſing ſagt nämlich XII. 94 in einem Briefe an Mendelsſohn: »Ich habe zu den Neuigkeiten — im zweiten Stücke

Digitized by Google

der Bibliothek, denn von dieſem iſt hier die Rede — Verſchiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Herrn Nicolai nicht ungelegen ſein wird. Herr Dick wollte gern 14 Bogen voll haben.« Und Nicolai antwortet XIII. 86: »Ihre Zuſätze ſind mir beide ungemein angenehm geweſen.« Wir hätten alſo in dieſem Hefte zwei Beiträge von Leſſing.

Der eine von ihnen iſt leicht zu ermitteln. Nicolai ſelbſt giebt in einer Anmerkung über ihn Auskunft. Er hatte zu eben dieſem Hefte eine Anzeige von »zwei Kriegsliedern von einem preußiſchen Officiere mit Muſik«, nach Leipzig geſandt, die Seite 404 abgedruckt iſt. Davon nahm Leſſing Veranlaſſung (S. 426), zwei Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers von Gleim abdrucken zu laſſen und mit einer kurzen Einleitung zu begleiten. Wobei übrigens Nicolai irrt, wenn er meint, dieſelben ſeien Leſſingen von Gleim ſelbſt mitgetheilt worden. Denn XII. 84 findet ſich ein Brief Leſſing's an Gleim, in welchem er dieſem zu verſtehen giebt, er habe ihn als Dichter jener Lieder errathen. »Denken Sie einmal, was ſich Ihres Königs Soldaten Alles unterſtehen. Bald werden ſie auch die beſten Verſe machen wollen, weil ſie am beſten ſiegen können! Der unbändige Ehrgeiz! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgeſang, mit dem Zuſatze, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle. Er lautet ſo (folgt das eine der beiden Lieder in der Bibliothek). Daß ſich ein Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poeſie weder handwerksmäßig gelernt hat, noch darauf gewandert iſt, ſolche vortreffliche Verſe zu machen unterſtehen darf« u. ſ. w. Und auch die Einrückung in die Bibliothek geſchah ohne Gleim's Vorwiſſen; denn Leſſing fragt denſelben XII. 97, ob er ſchon davon wiſſe, daß er ſie eingerückt?

Digitized by Google

Die beiden Kriegslieder und ihre Einleitung ſind in Lachmann's Ausgabe V. 77 abgedruckt *).

Es knüpft ſich an dieſe Veröffentlichung der beiden Gleim'ſchen Kriegslieder noch ein Aufſchluß über einen ſchon beſprochenen Beitrag Leſſing's zur Bibliothek. Der Verfaſſer der Lieder eines Officiers, die den Liedern eines Grenadiers von Leſſing in jener Einleitung nachgeſtellt worden, war eben der Lieberkühn, welcher den Theokrit überſetzt hatte. Er beſchwerte ſich bei Nicolai in allem Ernſte heftig über dieſe Zurückſetzung (XIII. 86) und hätte auch Leſſing beinahe Händel gemacht (XII. 97). Daher zum Theil die derbe Ab-

*) Es iſt mir hier eine Abweichung von der vollkommenen philologiſchen Genauigkeit, die man ſonſt mit Recht an dieſer Ausgabe rühmt, bemerkbar geworden, die ich nicht verſchweigen darf. Es heißt bei L. in dem einen der beiden Lieder:

Denn was kann wider unſern Gott
Th . . . und B . . .

— das heißt, wie in dem Briefe an Gleim ausgeſchrieben ſteht, Thereſia und Brühl — und in dem andern:

Und alles Blut aus dieſer Schlacht
Fließt nach Th . . .

Es ſteht aber in beiden Ausgaben der Bibliothek:

Denn was kann wider unſern Gott
. . . .

und

Und alles Blut aus dieſer Schlacht
. . . .

Wozu nun dieſe Ergänzungen? da doch die Weglaſſungen auf Leſſing's Seite nicht ganz gleichgiltig ſind, indem ſie beweiſen, daß ihm die Bemerkungen über Verwünſchungen und übertriebenen Patriotismus, die er 1759 bei Gelegenheit einer ähnlichen Weglaſſung in einem Gedichte Gleim's, das er in die Literaturbriefe einrückte, an dieſen ſchrieb, ſchon damals, zu Anfange des Krieges, im Sinne lagen. Übrigens mochte wenigſtens die Unterdrückung des Namens Brühl auch Nicolai ganz recht ſein, da er die franzöſiſche Correſpondenz (es wird weiter unten von ihr die Rede ſein), im Grunde dem Grafen Moritz Brühl verdankte, der Gellert nach einem brauchbaren Manne gefragt zu haben ſcheint: XIII. 24.

Digitized by Google

fertigung ſeines Theokrits, die ein wenig im Stile des Vademecum an Samuel Gotthold Lange iſt. Fand ſich doch Leſſing an dieſe Geſchichte durch das Format eines anderen Buches von Lieberkühn erinnert: denn es war, »was mich ärgerte,« in Duodez (XII. 99). »In der That zwar ſollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott ſei Dank, nun habe ich doch auch in dieſem Formate einen unter mir, und bin nicht mehr der ſchlechte deutſche Poet in Duodez *κατ' ἐξοχήν.*« Auch könnte ein pragmatiſcher Geſchichtſchreiber noch eine andere Anknüpfung ausfinden: der L., heißt es XII. 102 könne weniger Griechiſch, als Gottſched oder ein Tertianer. »Und gleichwohl hat ſich der Elende unterſtanden, unſerem lieben Ramler eine kleine Nachläſſigkeit aufzumutzen.«

Der zweite von den kurzen Aufſätzen im zweiten Stück der Bibliothek iſt ſchon ſchwerer zu ermitteln. Doch läßt es ſich nicht nur von allen dort befindlichen kurzen Anzeigen, mit Ausnahme einer einzigen, mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit zeigen, daß ſie nicht von Leſſing ſeien — daß die Notiz über die Lieberkühn'ſchen Kriegslieder von Nicolai herrühre, haben wir dieſen ſchon ſelbſt bekräftigen ſehen — ſondern es kann auch für den Leſſing'ſchen Urſprung der von Lachmann in einer Anmerkung aufgenommenen ein ſo poſitiver Beweis geführt werden, daß man in Zukunft wohl berechtigt ſein dürfte, ſie in den Text von Leſſing's Werken aufzunehmen.

Ich gehe die kurzen Nachrichten des zweiten Stückes, ſo weit ſie literariſcher Art ſind, einzeln durch.

1) Die erſte iſt eine Notiz über eine authentiſche Ausgabe der Werke von Kleiſt's. Hier wird aus der Vorrede zu einer italieniſchen Überſetzung des Frühlings, die in dieſe Ausgabe aufgenommen ſei, das Verzeichniß der deutſchen Dichter gegeben, die dieſer Überſetzer, ein Herr de' Tagliazuchi,

m †

geleſen und als classici und castigati rühme. Unter dieſen befindet ſich neben Opitz, Canitz, Haller, Schlegel, Hagedorn, Gellert, Drollinger, Roſt, Gleim, Utz, Wieland, Pſyra, Zachariä und Duſch, auch Leſſing. Es iſt dies ein Beweis, welche Stelle ihm ſchon damals zuerkannt wurde, wenn auch gerade um der Schriften willen, die heutigen Tages ganz vergeſſen ſind, nämlich ſeine Jugendgedichte. Allein Leſſing wäre unfähig geweſen, ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe zu präconiſiren; auch hielt er bereits auf jene Gedichte ſehr wenig, wie er denn ſchon 1754 in der Vorrede zum dritten und vierten Theile ſeiner Schriften in Bezug auf ſie ſagt: satis est potuisse videri (IV. S. 5).

2) Eine Anzeige der ſämmtlichen poetiſchen Werke Fr. von Hagedorn's rührt ohne Zweifel von Nicolai ſelbſt her, der dem Bruder des Verſtorbenen um der oben angeführten Verbindung willen etwas Angenehmes erzeigen wollte; heißt es doch in Bezug auf gewiſſe ſchlechte Vignetten S. 408 geradezu: es ſeien dieſe um ſo unverzeihlicher, da ja der ſelige Fr. von Hagedorn einen Bruder habe, der, wenn man ihn um Rath gefragt hätte, gewiß Entwürfe gemacht haben würde, die des Dichters nicht unwürdig geweſen wären.

3) Ferner iſt die Rede von einer Ode von einem gewiſſen H. A. Hillen. Leſſing lag zwar die altfränkiſche Odendichterei damals noch nicht ſo fern, wie wir jetzt zu glauben geneigt ſind, weil er es doch im Grunde allein iſt, der unſere Dichtung von ſolcher hohlen Unnatur befreit hat. Noch im Jahre 1755 ließ er eine Ode in die Voſſiſche Zeitung einrücken (XIII. 643), die in ihrer Art nicht übel iſt. Eben um die Zeit, von der es ſich hier handelt, theilte er Gleim (XII. 82, 83) mehre »Odengerippe« mit; ſie ſind I. 205 ff. abgedruckt. Indeſſen bekennt er, daß die Kriegslieder des preußiſchen Grenadiers ihm einen anderen Begriff von der

Ode beigebracht. Er ſagt in der Vorrede zu denſelben, ſie ſeien eine neue Gattung von Ode; es war ihm offenbar an ihnen aufgegangen, daß die Lyrik und endlich alle Poeſie aus dem Leben herausgegriffen ſein und individuelle und nationale Wahrheit haben müſſe. Dürfte doch in dieſer Beziehung das militairiſche und die augenblicklichen Zeitintereſſen behandelnde Luſtſpiel Minna von Barnhelm als eine Nachwirkung der Gleim'ſchen Kriegslieder zu betrachten ſein. Wie tief die letzteren auf Leſſing wirkten, beweiſt der Umſtand, daß er ſich durch ſie veranlaßt fand, auf die alten Kriegslieder aller Art zurückzugehen. Der alten Siegeslieder wegen,« ſchreibt er (XII. 107), »habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwei ſogenannten Heldengedichte aus dem ſchwäbiſchen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben.« Von dem Allen findet man die Ergebniſſe, die für ihn unmittelbar daraus hervorgingen, in der Vorrede zu den Kriegsliedern. Als ſolche Intereſſen in ihm aufkeimten, konnte er nicht in aller Gravität eine Ode im alten Stil recenſiren. Auch überſendet er jene Odengerippe ſelbſt mit einer ironiſchen Wendung (XII. 82): »Sie verlangen von mir eine Ode auf Ihren König? — Ich bin auf Ihr Berathen bei Halberſtadt den alten Juden hinangeklettert und habe ihm den ſteineren Bart geſtreichelt, ob ich mir gleich meines Schwindels nur allzuwohl bewußt war. Warum ſollte ich mich auf Ihr Wort nicht noch höher verſteigen? Gut, es hat mit der Ode ſeine Richtigkeit.« Endlich findet ſich unter jenen Odengerippen ſelbſt eins (es iſt I. 207 abgedruckt), das auf äußerſt witzige Weiſe den epigrammatiſchen Ton der alten Ode dadurch perſiflirt, daß es die einzelnen Strophen aus wirklichen Epigrammen beſtehen läßt:

»Orpheus, wie man erzählt, ſtieg, ſeine Frau zu ſuchen,

Digitized by Google

in die Hölle hinab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte auch Orpheus ſeine Frau ſuchen ſollen?

Man ſagt, er ſei ſingend herabgeſtiegen. Ich zweifle im Geringſten nicht daran; denn ſo lange er Witwer war, konnte er wohl vergnügt ſein und ſingen.

Berge, Flüſſe und Steine folgten ſeinen Harmonien nach, und wenn er auch noch ſo ſchlecht geſungen hätte, ſie wären ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und ſeine Abſicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen ſo dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig ſein?

Endlich bewog ſeine Stimme das taube Reich der Schatten, ob es gleich mehr eine Züchtigung, als eine Belohnung war, daß man ihm ſeine Frau wiedergab.«

Noch muß bemerkt werden, daß der Haupttadel, der in jener Kritik gegen die Ode des H. A. Hillen ausgeſprochen wird, darin beſteht, daß ſie der Art ſei, als habe Boileau mit den bekannten Verſen:

S'il rencontre un palais il m'en depeint la face etc.

auf ſie weiſſagen wollen. Einer ſolchen Berufung auf die Hauptautorität der Gottſched'ſchen Schule wäre ſicherlich Leſſing ſchon damals aus dem Wege gegangen, und wäre es auch nur geweſen, weil ſolche Berufungen nachgerade über alle Maßen abgedroſchen ſein mußten.

4) Bei der Beſprechung einer Schrift: »Neue Einfälle«, kann man wegen des unwitzig groben Schluſſes nicht an Leſſing denken. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Kinder, die Gedichte, ſollten in die Welt gehen und ihm die Ewigkeit bringen. Da meint nun der Recenſent: »Eine Anweiſung in eine milde Stiftung preßhafter Perſonen ſollten ſie ihm mitbringen.«

5) Derſelbe Grund gilt für die Anzeige eines Luſtſpiels: der Phariſäer und Cabbaliſt.

6) Dafür, daß die Anzeige von Wieland's Empfindungen eines Chriſten von Leſſing herrühre, ſcheint ein an und für ſich höchſt trivialer Grund zu ſprechen. Sie iſt nämlich, wenn man die Beſprechung der Utz'ſchen Vertheidigung hinzurechnet, zehn Seiten lang: und da es hier darauf ankam, die Bogenzahl voll zu machen, und wenn dazu überhaupt beſondere Veranſtaltungen nöthig waren, angenommen werden muß, daß noch ziemlich viel Raum übrig war, ſo möchte man vermuthen, daß der zweite Beitrag, der jetzt aufzuſuchen iſt, verhältnißmäßig umfangsreich ſei. Allein dieſer Umſtand kann überhaupt nicht in Betracht kommen; es muß bei der ganzen Angabe Leſſing's, er habe etwas vom Seinigen zugeſetzt, irgend etwas nicht in Ordnung ſein: denn auch mit dieſen Zuſätzen beträgt das zweite Heft noch nicht vierzehn Bogen, ſondern nur 202 Octavſeiten. Die Kritik von Wieland's Empfindungen eines Chriſten geht in der Erörterung der bekannten Verunglimpfung und Denunciation Utz's, und eines poetiſchen Sendſchreibens, in welchem dieſer ſich vertheidigt, mit einer ſteifen Ernſthaftigkeit zu Werke, die Leſſing ganz fremd iſt. Auch hat bekanntlich Leſſing in den Literaturbriefen das Wieland'ſche Buch beſprochen: und abgeſehen davon, daß hier ganz andere Grundgedanken durchgeführt ſind, als in dem Aufſatze in der Bibliothek, pflegte Leſſing, was er ſich einmal zur Beſprechung ausgewählt hatte, viel zu durchgreifend zu behandeln, als daß er zweimal auf denſelben Punkt zu ſchlagen gebraucht hätte.

7) Die Nachricht über ein Avertissement des Associès au privilège du Journal Etranger rührt jedenfalls von Nicolai her. Dieſer war nämlich — wie er in der Vorrede des Anhanges zum dritten und vierten Bande der Bibliothek ſelbſt erzählt — durch Gellert's Vermittlung Correſpondent dieſer franzöſiſchen Zeitſchrift; er iſt wenigſtens

Digitized by Google

unter Andern gemeint, wenn hier neben Käſtner und Schlegel von Anderen die Rede iſt, die aus beſonderen Gründen gebeten, ihren Namen zu verſchweigen; wollte er doch auch geheim halten, daß er die Bibliothek ſchriebe. Übrigens war es gerade die Übernahme dieſer Correſpondenz, die, wie er glaubte, ihm viel Zeit koſten würde, was ihn, nach Angabe derſelben Vorrede, veranlaßte, Mendelsſohn zur Bibliothek hinzuzuziehen. Andererſeits hoffte er, durch die Verbindungen, die er auf dieſe Weiſe angeknüpft, genaue Notizen über franzöſiſches Theater und franzöſiſche Literatur für die Bibliothek zu gewinnen (XIII. 50).

Endlich wird 8) noch ein franzöſiſches Buch beſprochen, in welchem ſogenannte pièces fugitives Voltaire's und Anderer geſammelt ſind. Das Ding iſt zu unbedeutend und es wird im Grunde ſo gar nichts über daſſelbe geſagt, daß die Notiz unmöglich von Leſſing herrühren kann — Leſſing, der auch dem gleichgiltigſten Gegenſtande eine wichtige Seite abzugewinnen, eine bedeutungsvolle Reflexion an ihn anzuknüpfen wußte.

So bleibt nun nichts Anderes mehr übrig, als was Lachmann V. 77 in der Anmerkung abdrucken läßt. Da die Notiz ſehr kurz iſt, ſo füge ich ſie hier bei:

»Die Nicolai'ſche Buchhandlung hat des Herrn Nericault, Destouches und Franz Regnard's ſämmtliche theatraliſche Werke, jene in vier Theilen und dieſe in zwei Theilen, deutſch geliefert. Obgleich die Werke des Geiſtes am beſten in der Sprache geleſen werden, in der ſie geſchrieben ſind, ſo haben doch Überſetzungen bei denen, welche entweder der Sprache der Urkunde nicht mächtig ſind, oder ſich durch die Koſtbarkeit ausländiſcher Ausgaben abſchrecken laſſen, immer ihren Werth. Die Überſetzung fremder dramatiſcher Stücke ſollte wenigſtens den Nutzen haben, eine

gewiſſe Gattung von Originalſtücken von unſerer Bühne zu vertreiben, in welchen man nach den Regeln gähnen muß, und die wohl noch dazu ihre erträgliche Stellen eben den Ausländern zu danken haben, denen ſich ihre unwiſſende Verfaſſer gern gleich ſetzen möchten. Sollten gegenwärtige Überſetzungen auch nur Gelegenheit geben, einige Meiſterſtücke von Destouches, welche bei uns beinahe noch ganz unbekannt ſind, z. B. den verheiratheten Philoſophen und den jungen Menſchen, der die Probe aushält, nebſt Regnard's Menechmen und Spieler auf unſere Schauplätze zu bringen, ſo würden ſowohl der Überſetzer als der Verleger viel Dank verdienen.«

Ohne auf den Hauch Leſſing'ſchen Geiſtes hindeuten zu wollen, der durch dieſe wenigen Zeilen weht, das heißt, ohne mit dem Gefühl urtheilen zu wollen (wovor Lachmann bei Gelegenheit der kurzen Kritiken in der Voſſiſchen Zeitung, denen dieſe hier ganz gleich ſieht, angelegentlich warnt: III. 375), führe ich zum Beweiſe, daß dieſe Anzeige von Leſſing herrühre, nur ein paar Coincidenzpuncte mit ſeinen anderen Schriften an. Den Spieler erklärt Leſſing noch in der Dramaturgie (VII. S. 64) für das beſte Stück des Regnard und S. 45 ſpricht er vom Destouches überhaupt und ſeinem philosophe marié insbeſondere mit Auszeichnung; S. 55 heißt es von dieſem Stücke, es gehöre unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen werde. Ja man möchte ſogar vermuthen, daß die von Leſſing angezeigte Überſetzung des Destouches von ihm ſelbſt herrühre. Das Leben deſſelben, das er in der theatraliſchen Bibliothek giebt, beurkundet ein ſehr genaues Studium ſeiner Schriften. Destouches mußte für Leſſing ſehr anziehend ſein. Es rührte von ihm der erſte Anſtoß zur comédie larmoyante und in Folge deſſen zur bürgerlichen

Digitized by Google

Tragödie, wie ſie ſich bei Diderot ausbildete, her. Villemain ſagt von ihm in ſeinem tableau du dixhuitième siècle: Destouches avait incliné au drame serieur dans la comédie. Mais ce qu'il avait fait pour quelques scénes devint systématique pour des ouvrages entiers. Nivelle de la Chaussée, qui ecrivant avec puretè des vers prosaiques, introduisit au théâtre le genre qu'on a nommé comique larmoyant, dont Diderot s'empara dans la suite, en supprimant seulement les bienséances et la rime. Toute une question de goût, de moeurs, de vérite, fut attachée à cette prétendue création, et on y cherche encore le principe moderne, qui doit rajeunir la tragédie. Auch läßt ſich aus der Lebensbeſchreibung ſelbſt noch ein fernerer Grund anführen, weshalb Leſſing ſich ihm verwandt fühlen mochte. Destouches habe, heißt es dort, die tragiſche Dichtkunſt mit dem höchſten Ernſte betrieben. »Er arbeitete unter Anderem ganzer zehn Jahre an dramatiſchen Commentars über alle tragiſche und komiſche, ſowohl alte als neue Dichter, ohne die ſpaniſchen, engliſchen und italieniſchen auszunehmen.« Eben dies aber that Leſſing, wie beſonders die beiden Zeitſchriften: Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, und die theatraliſche Bibliothek ſelbſt beurkunden. — Der entſcheidende Grund aber dafür, daß jene Anzeige von Leſſing herrührt, liegt in der Anſicht über die Originalſtücke, die in ihr ausgeſprochen wird. Natürlich werden unter dieſen im Jahre 1757 die franzöſirenden der Gottſched'ſchen Schule verſtanden. Es iſt dieſe Anſicht eine Äußerung jener gründlichen Geſinnung, durch welche ſich Leſſing vor ſeinen Zeitgenoſſen auszeichnete. Wie er lieber eine recht orthodoxe Orthodoxie wollte, als eine philoſophiſch zurecht gemachte, — dies ſpricht er ſchon 1759 in den Literaturbriefen aus (VI. 15), auch läuft 1760 die ganze Polemik

Digitized by Google

gegen den nordiſchen Aufſeher im Grunde darauf hinaus — ſo will er hier, wenn doch einmal keine ächt deutſche dramatiſche Werke da ſeien, von fremden lieber Überſetzungen als Nachahmungen. Es hatte nach ſeiner Anſicht aus der deutſchen dramatiſchen Literatur gerade darum nichts werden können, weil die franzöſiſchen Stücke, auf welche man hinwies, in ihrer Art das Höchſte ſind. »Man zeigte, ſagt er IV. 4, den deutſchen Dichtern auf einmal, ſo zu reden, Alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, ſondern etwas Beſſeres zu machen.«

Ich gehe jetzt zu der Frage über, ob auch in den übrigen ſieben Heften der vier erſten Bände der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, über welche in dieſer Beziehung keine poſitive Angabe vorliegt, Beiträge von Leſſing vorhanden und welche dieſe ſein mögen.

Die Wahrheit zu geſtehen, ich würde es nicht für allzu voreilig halten, wenn Jemand ſchlechtweg verneinte, daß hier dergleichen zu ſuchen. Denn in das zweite Heft haben ſie ja nur aus einem ganz beſtimmten Grunde, nämlich wegen Mangels an Manuſcript, Zulaß gefunden: und daß dieſer Grund von Leſſing ganz eigens als Entſchuldigung angeführt wird, verbietet anzunehmen, daß er in ähnlichen Fällen ſtillſchweigend — und das mußte geſchehen ſein, da die Correſpondenz uns nichts weiter ſagt — auf dieſelbe Weiſe verfahren ſein ſollte.

Indeſſen da Lachmann nicht nur auf eine ſolche Unterſuchung eingegangen iſt, ſondern auch V. S. 78 auf zwei kurze Aufſätze hindeutet, bei denen man wohl an Leſſing denken könne, ſo kann ich es nicht umgehen, die in der Bibliothek befindlichen, übrigens nicht zahlreichen Notizen dieſer Art auf den Leſſingſchen Urſprung zu prüfen.

Zuvörderſt kommen hier das letzte und erſte Heft, ſo

Digitized by Google

wie Band II. Heft 1 ganz in Wegfall. Das erſtgenannte ertheilt faſt nur Kunſtnachrichten, die überhaupt eine immer größere Ausdehnung gewannen; eine Notiz über die Ausgabe des Homer von Erneſti iſt eine bloße Buchhändleranzeige. Auch daß in dem erſten Hefte nichts von Leſſing herrührt, darf wohl ſchon daraus geſchloſſen werden, daß er ſich beim zweiten wegen einer ſolchen Einſchiebung wie wegen etwas ganz Neuem entſchuldigt. Überdieß zeigt die Beſprechung von Sulzers äſthetiſchem Wörterbuch, die ſich hier findet, keinerlei ſpecielle Verwandſchaft mit Leſſings allgemeinen äſthetiſchen Principien. Eine Notiz ferner über ein Glossarium Germanicum von Haltaus wird um ſo weniger von Leſſing herrühren, als das Heft, welches dieſelbe enthält, im Mai 1757 ausgegeben worden (XII. 53), Leſſing aber erſt im Juni Gleimen als Verfaſſer der zwei Kriegslieder begrüßt (XII. 54), er mithin das Studium des Altdeutſchen, das ſich für ihn an ein tieferes Eindringen in den Geiſt der letzteren knüpfte, erſt ſpäter begonnen haben kann. Endlich Band II. Heft 1 enthält nur Kunſtnachrichten — und zwar einige Notizen aus Rom vom 10. Auguſt 1757, vielleicht von Winckelmann, wenn ſich auch ein Brief von dieſem Tage in der Förſterſchen Sammlung nicht findet. Wenigſtens die Nachricht über Winckelmanns projectirte Geſchichte der Kunſt, welche in der Bibliothek jenen Brieffragmenten vorangeht, kann nur aus einer unmittelbaren Mittheilung Winckelmanns, etwa an einen ſeiner dresdener Freunde, herrühren; für die ſpäteren Bände der Bibliothek unter Weiße's Redaction hat er bekanntlich ſelbſt Nachrichten aus Rom eingeſandt.

Es bleiben alſo Band II. St. 2 und III. St. 1 und 2, ſo wie IV. St. 1 übrig.

Von dieſen enthält der letztgenannte allerdings mehre Notizen, die in Leſſing's Thätigkeit einſchlagen, z. B. eine über

eine neue franzöſiſche Ausgabe des Destouches. Doch war nicht nur beim Erſcheinen deſſelben Leſſing bereits von Leipzig abgereiſt, ſondern es hatte auch ſchon Weiße die Correctur deſſelben übernommen (S. Weiße's Selbſtbiographie S. 50), dem nun alſo auch die Obliegenheit zufiel, für dergleichen kleine Ausfüllungen Sorge zu tragen.

Im dritten Bande — weil hier das Rückwärtsgehen am Beſten zum Ziele führt — haben wir zuerſt eine Beurtheilung von Sulzers Lobrede auf Friedrich II. Findet nun auch hier noch nicht Anwendung, was K. Leſſing erzählt (Leben Leſſing's S. 211), daß ſein Bruder wegen eines feindlichen Entgegentretens, das er von Sulzer erfahren — dieſer hatte ſich nämlich Leſſing's Wahl zum Ehrenmitgliede der Berliner Akademie widerſetzt — denſelben, ſo viel Veranlaſſung er auch dazu gehabt hatte, in ſeinen Schriften niemals erwähnt habe, damit es nicht ſcheine, als wollte er ſich wegen dieſer Lappalie an ihm rächen (denn dieſer Vorfall fand erſt 1760 ſtatt), ſo wird doch die Sulzerſche Rede zu ſehr an dem Maß herkömmlicher Rhetorik gemeſſen, als daß man hier an Leſſing denken dürfte. In ähnlicher Weiſe gilt von einer Ode auf den König das oben bei einem Gedichte derſelben Gattung Bemerkte: und zwar jetzt, ein Jahr ſpäter um ſo mehr. Eine Nachricht von einer Prachtausgabe der Fabeln La Fontaine's im Original mag Nicolai's franzöſiſchen Verbindungen zu verdanken ſein.

Im zweiten Hefte des dritten Bandes wird über die Schriften einer neuen deutſchen Geſellſchaft in Wittenberg berichtet, womit ſich Leſſing nicht abgegeben haben würde, der ſich nicht einmal als Student der berühmteſten Verbindung der Art angeſchloſſen hatte. Als Verfaſſer der Anzeige einer Fortſetzung von »Schilderungen aus der Natur und Sittenlehre« ergiebt ſich aus einer Verweiſung auf eine frühere Re-

Digitized by Google

cenſion des Buches, E: das heißt, da der Buchſtabe im Namen Nicolai nicht vorkommt, Mendelsſohn. — Es bleiben zwei kleine Aufſätze übrig, bei denen man allerdings an Leſſing denken könnte, nämlich über die beiden jung verſtorbenen Dramatiker v. Cronegk und v. Brawe. Doch wird man annehmen dürfen, daß Nicolai, der den Preis auf die beſte Tragödie ausgeſetzt, in ſeiner Eigenſchaft als Redacteur der Bibliothek, mit welcher die Preisertheilung in ſo genauer Verbindung ſtand, daß ſie einmal allein des Motiv geweſen war, die Bibliothek nicht aufzugeben, ſich es nicht werde haben nehmen laſſen, den beiden Bewerbern einen Nachruf zu widmen. Es dürfte daher zu behaupten ſein, daß auch in der Notiz über v. Brawe, mit welchem Leſſing in Leipzig genau befreundet geweſen war, die Wendung »es habe ein Freund dem Verfaſſer die Nachrichten über das Leben und den Tod deſſelben mitgetheilt«, nicht, wie ſo oft, eine fingirte ſei: wenn auch freilich dieſer Freund Niemand ſein mag, als Leſſing, und alſo die wenigen Zeilen ihrem Inhalte nach allerdings auf ihn zurückzuführen wären.

Endlich im zweiten Hefte des zweiten Bandes glaubt Lachmann bei zwei Notizen an Leſſing denken zu können (V. 78). Ich gehe zuvor die übrigen durch. Von einigen andern zu ſchweigen, in denen den Verfaſſern der beurtheilten Bücher Nieſewurz angeboten wird und dgl. — eine Anzeige von Ewalds Gedichten wird von Nicolai ſein, der mit dem Verfaſſer befreundet war, auch ihm v. Kleiſts Bekanntſchaft verdankte; Leſſing iſt von dem Manne nicht ſehr eingenommen (XII. 75) — ſo kann bei einer Nachricht von den Fabeln der Minneſänger und Chrimhildens Rache und Klage gerade darum von Leſſing nicht die Rede ſein, weil er ſich jetzt mit dem Altdeutſchen beſchäftigte. Denn gewiß hätte er da etwas Anderes zu bemerken gewußt, als daß man dieſe Veröffent-

Digitized by Google

lichungen doch künftig in einerlei Format drucken laſſen möge. Auch ſchreibt er (XII. 117) an Mendelsſohn, er wollte, daß Nicolai nicht ſchon die Fabeln der Minneſänger und Chrimhildens Rache recenſirt hätte, er würde Verſchiedenes dabei zu erinnern haben, welches zeigen könnte, daß die Schweizer dieſer Arbeit bei Weitem nicht ſo gewachſen ſeien, als ſie glaubten. Die Notizen, welche nach Lachmann allenfalls von Leſſing herrühren könnten, ſind folgende; hat Lachmann die von ihm für zweifelhaft erklärte aus dem zweiten Hefte des erſten Bandes in die Anmerkung geſetzt, ſo mögen dieſe, bei welchen die Wahrſcheinlichkeit um einen Grad geringer iſt, damit Jedermann urtheilen kann, hier abgedruckt werden:

S. 422:

Bei Haude und Spener wird verkauft: Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen; Verſuch eines Heldengedichts von dem Verfaſſer des Hermanns, 24 Bogen in Quarto. Man muß es dem Verfaſſer des Herrmanns nachſagen, daß dieſer Verſuch ein Meiſterſtück in ſeiner Art iſt. Alle Welt weiß es, daß dieſer Dichter ein Meiſter iſt, Helden abgeſchmackt denken zu laſſen und den Leſern lange Weile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus dieſem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß ſehr viel verbrochen haben, der verdammt iſt, mehr als zwei Zeilen darin zu leſen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann ſie in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit finden, wo er auch etwas finden wird, das in allen andern Werken vergeblich geſucht werden würde, nämlich ein Lob dieſes Verſuchs eines Heldengedichts.

S. 434:

London. Von hieraus haben wir eine Neuigkeit mitzutheilen, die jedem, dem die Ehre des deutſchen Witzes nicht

Digitized by Google

gleichgültig iſt, angenehm ſein muß. Die ſatiriſchen **Briefe** unſeres Herren **Rabeners** ſind in die engländiſche Sprache überſetzt worden, und man iſt beſchäfftiget auch ſeinen übrigen Schriften dieſen verdienten Vorzug wiederfahren zu laſſen. Hier iſt der Titel: Satirical Lettres, translated from the German of G. W. Rabener, First Secretary to the Treasury at Dresden, London printed for A. Linde, 1757, in zwei saubern Bänden in Octav, wovon erſter 317 und der andre 325 Seiten hat. Der Herr Rabener iſt, wie bekannt, Ober=Steuer=Secretär, es iſt ihm alſo in der engliſchen Aufſchrift ein falſcher Titel beigelegt worden. Doch dieſer kleine Fehler würde am erſten zu überſehen ſein, wenn nicht in dem Werke ſelbſt mehrere und beträchtlichere zu finden wären. Z. E. das »Er ſicht« auf der 19. Seite des deutſchen Originals erſten Ausgabe, iſt überſetzt worden: he is something of a valetudinarian, welches, wenn wir es wieder ins Deutſche überſetzen wollten, heißen würde: Er iſt ein wenig kränklich. Ohne Zweifel hat der engländiſche Überſetzer anſtatt er ſicht, er ſiecht geleſen. Beſonders hat er das Komiſche von verſchiedenen deutſchen Ausdrücken nicht genug eingeſehen. Wenn Herr Rabener (S. 14) ſagt: Und ſo gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und chriſtlich, ſo überſetzt er ſchlechtweg: and which J hope will not be disagreeable. Wir wollen noch einige dergleichen Stellen anführen, ſo wie ſie uns bei einer ſehr flüchtigen Durchblätterung in die Augen gefallen ſind. S. 14: Inzwiſchen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß ſie Leute ſind, welche mit ſich handeln laſſen: however all must give them this commendation, that they are very pliant and submissive. Ebend. In Wünſchen iſt er unerſchöpflich: he is inexhaustible in projects. S. 22.

Weil er ein wenig taumelte: as he is subject to vertigos; der gute Candidat war etwas ganz anderm, als dem Schwindel unterworfen. S. 35. Bedaure daß du nicht im Stande wäreſt: seem concernd, that you are not dressed. S. 39. Aber auf dieſe Art fahret ihr dahin, wie das Vieh: but this, says thy Pastor, is acting like brute beasts. S. 41. Mit den Jahren ändert ſichs wohl: all things don't suit all years. S. 44. für armer Leute Kinder mag es halbwege ſein: it will do very well for the poor people. S. 46. Es wird ſich wohl geben: it will be very becoming etc. Dieſen und dergleichen Unrichtigkeiten aber ohnerachtet, glauben wir doch, daß die Überſetzung ihr Glück machen wird. An einem Rabener muß man viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen ſoll. Noch iſt in dem Engländiſchen eine kleine Verſetzung der Briefe vorgenommen worden, die aber wenig ſagen will; der zweite Band enthält nämlich das, was in der deutſchen erſten Ausgabe von S. 181 — 392 ſteht, das Übrige, der Anfang und das Ende, machen den erſten aus. Ohne Zweifel hat man dieſe Verſetzung machen müſſen, um zwei ganz gleich ſtarke Bände zu bekommen.»

Was nun dieſe vorſtehende Kritik anbetrifft, ſo kann ich nicht umhin, zu bekennen, daß es mir unbegreiflich iſt, wie einem bei ihr Leſſing nur hat einfallen können; ja ich muß faſt vermuthen, daß hier der Herausgeber beſtimmte Gründe, die ich nicht zu errathen weiß, in petto behalten habe. Wie ſollte Leſſing dazu gekommen ſein, ſich für die lahmen Satiren Rabeners ſo lebhaft zu intereſſiren, daß er eine engliſche Überſetzung wörtlich mit dem Original verglichen hätte? Wo giebt ſich überhaupt Leſſing mit dergleichen ab, wenn es nicht im Sinne eines allgemeinen, weſentlichen Intereſſes iſt?

Digitized by Google

Dagegen wird man die Möglichkeit, daß die Notiz über die gedämpften Hunnen, die Leſſing auch XII. 1757 in einem Brief an Gleim beiläufig erwähnt, von ihm herrühre, theils der raſchen und ſchlagenden Wendung wegen zugeben müſſen, theils hatte Leſſing dem v. Schönaich ſchon in den kritiſchen Artikeln in der Voſſiſchen Zeitung beſtändig den Krieg gemacht. Unter Anderm läßt er hier Gottſcheden in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit über Schönaichs Aeſthetik in Einer Nuß, folgendermaßen reden: »Nunmehr habe ich, Gott ſei Dank, noch Hoffnung, daß unſer (v. Schönaichs) Herrmann über den Meſſias, meine Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Lichtwehrs Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Roſts Schäfergedichte und alle Geburten meiner treuen Schüler über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, ſiegen werden. Ich wünſch dieſes herzlich zur Ehre des geſammten Vaterlandes und will in guter Hoffnung auch dieſe Monatsſchrift mit einigen Artikeln aus angezogenem Buche bereichern.« Da müßte es denn freilich für Leſſing ein ganzer Jubel ſein, wenn Gottſched in derſelben Zeitſchrift (1757 S. 278) ein ſpäteres Gedicht ſeines Lieblingsſchülers wieder über alle bisher in Deutſchland erſchienenen Werke der Art ſtellte, und von ihm ſagte, er habe den Tadler nicht für werth gehalten, ihnen zu antworten. »Aufmunterung genug für die heutigen Zoilen, ihm nichts zu ſchenken! Aber je eifriger ſie wider ihn ſchreiben werden, deſto ähnlicher werden ſie ihn einem Taſſo und Voltaire machen, wider die ſich gleichfalls eine Menge Kritiker gewaffnet aufgemacht hatten, ehe die Güte ihrer Werke dem Neide das Maul geſtopft und ihre Ehre der Ewigkeit übergeben haben.«

2.

Hiermit wäre die Aufgabe für die »Vermiſchten Nachrichten«, von denen Nicolai allein ſprechen kann, gelöſt, oder vielmehr der Löſung Lachmanns nachconſtruirt. Ich gehe jetzt zur Erörterung der Möglichkeit über, an welche Lachmann nicht gedacht zu haben ſcheint, oder die er wenigſtens nicht erörtert, ob noch ſonſt etwas in der Bibliothek von Leſſing herrühren könne.

Zuvörderſt kommt hier ein fortlaufender Artikel in Betracht, der ſeinem Inhalt nach ganz in Leſſings Geſichtskreis fällt, nämlich die »theatraliſchen Neuigkeiten«. Scheint doch damals wirklich das Gerücht gegangen zu ſein, — denn die Bibliothek war eine wichtige Erſcheinung — derſelbe rühre von Leſſing her. Allein Leſſing ſetzt in der oben angeführten Stelle, wo er ſein Wort giebt, daß er zu den Verfaſſern der Bibliothek nicht gehöre, hinzu (XII. 98), am Wenigſten möchte er den Artikel von theatraliſchen Neuigkeiten compilirt haben. Das bezieht ſich zwar zunächſt nur auf den Aufſatz im erſten Heft des erſten Bandes: doch iſt um ſo weniger Grund vorhanden, anzunehmen, daß Leſſing den Artikel ſpäter übernommen, da derſelbe ſich überall hauptſächlich auf das franzöſiſche Theater bezieht, über das Nicolai durch ſeine oben erwähnten Verbindungen die beſten Nachrichten einziehen konnte. Sonſt könnte man bei dieſem Berichte auch an Weiße denken, der im Grunde immer auf dem Standpunkt der franzöſiſchen Bühne ſtehen geblieben, und von dem es auch wahrſcheinlich iſt, daß er, wenn er 1759 die Redaction der Zeitſchrift übernommen, ſchon früher in einiger Verbindung mit ihr geſtanden. Daß Leſſing ſchon damals von Weiße's dramatiſchen Anſichten und dramatiſcher Thätigkeit wenig erbaut war, erhellt aus dem Umſtande, daß dieſer in ſeinem Leben (S. 42)

ſagen kann: »Als Leſſing 1756 wieder nach Leipzig kam, ſchwor er, alles Intereſſe am Theater und an theatraliſchen Arbeiten verloren zu haben«: da doch Leſſing in dieſer Zeit nicht nur mit v. Brawe verkehrte, ſondern auch einen höchſt wichtigen Briefwechſel mit Mendelsſohn und Nicolai über das Weſen der Tragödie führte (XII. 48 ff., XIII. 25 ff.), der durch die Abhandlung Nicolai's über dieſelbe, welche die Bibliothek eröffnet und bei der Beurtheilung der Preisſtücke als Richtſchnur gelten ſollte, angeregt war, ja ſogar unter andern Dramen die Emilia Galotti entwarf (XII. 104).

Aber iſt nun nicht damit der Kreis der Möglichkeiten durchlaufen, da außer den größern Aufſätzen und Kritiken, den theatraliſchen Neuigkeiten und den vermiſchten Nachrichten die Bibliothek keine weiteren Rubriken enthält?

Es könnte doch außerdem noch ſein, daß Leſſing zu einen der Beiträge ſeiner Freunde etwas hinzugeſetzt, in ihn etwas eingeſchoben hätte.

Und ſo verhält es ſich in der That.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß Leſſing den Redactoren der Bibliothek auf mehrfältige Beiträge Hoffnung gemacht hatte. Es würde überflüſſig ſein, die Stellen im Briefwechſel, aus denen dies hervorgeht, alle zuſammenſtellen zu wollen. Zu einem beſtimmten Plan ſcheint dieſe Abſicht, außer bei der wirklich gelieferten Recenſion, nur in Bezug auf eine Kritik des Meſſias und eine Beurtheilung der Gleimſchen Fabeln gediehen zu ſein. Wenigſtens macht Mendelsſohn nur dieſe Aufſätze namhaft, wo er (XIII. 88) Leſſingen ſo apoſtrophirt: »Jedoch was haben Sie nicht ſchon für die Bibliothek verſprochen und nicht gehalten?«

Um über die Natur der beiden verſprochenen und nicht hier oder nicht ſo gelieferten Aufſätze ins Klare zu kommen, wird es dienlich ſein, einige Betrachtungen über das gei-

ſtige Verhältniß Leſſing's zur Bibliothek und ihren Verfaſſern vorauszuſchicken.

Wie ſich das Verhältniß Leſſing's zu Nicolai und Mendelsſohn letztlich geſtaltet und in welcher Weiſe daſſelbe in einer allgemeinen Geſchichte des Geiſtes überhaupt oder der deutſchen Literatur insbeſondere auszudrücken ſei, darüber kann kein Zweifel mehr ſein. Dieſe Männer ſelbſt ſcheinen zwar gemeint zu haben, als ob Leſſing im Grunde immer an Einem Strange mit ihnen gezogen. In wie viel engerem Geiſtesbündniſſe Mendelsſohn mit ihm gelebt zu haben glaubte, als dies in der That der Fall geweſen war, zeigte ſich nach ſeinem Tode in dem Streit mit Jacobi und Anderen. Mendelsſohn und Nicolai wiſſen mit einer faſt fabelhaften Altklugkeit die entſchiedenen Abweichungen, die ſie in Leſſing's Anſichten im Gegenſatz zu den ihrigen bemerken mußten, nur als Paradoxen aufzufaſſen, die aus Leſſing's Neigung, ſich der ſchwächeren Partei anzunehmen, entſtanden ſeien (ſ. z. B. Nicolai zu VIII. 311): ſo daß er alſo im Grunde auf der ſtärkeren Partei geſtanden, das heißt, ihrer Anſicht geweſen wäre. Es hatte ſich bei ihnen dieſe Unart ſchon 1755 —58 feſtgeſetzt, als ſie, während Leſſing in Leipzig war, ein enges Freundſchaftsbündniß ſchloſſen, das etwas Cliquenartiges an ſich hatte, und ſeine Briefe häufig gemeinſchaftlich beantworteten. Der Briefwechſel aus dieſer Zeit enthält davon die deutlichſten Spuren, ja XIII. 72 ſpricht Mendelsſohn ſogar von Eigenſinn, der Leſſing's Freundſchaft, Leſſing's Charakter — »doch ſchenken Sie mir heute den Schluß dieſer Periode!« — Indeſſen wird dieſer Anſicht der Sache heutigen Tages ſo leicht Niemand mehr beipflichten; wer es thäte, müßte Guhrauers Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechtes nicht geleſen haben. In Allem, was Religion und Religionsphiloſophie anbetrifft, hat ſich Leſſing von früher

Zeit an aufs Beſtimmteſte von ihnen geſondert gehalten. Es iſt ſchon oben beiläufig darauf hingedeutet worden, wie der Grundgedanke ſeiner ſpäter dahin einſchlagenden Thätigkeit bereits in den Literaturbriefen ausgeſprochen iſt. Ebenſo bedingt es ſchon das Lebensalter, in welchem Nicolai und Mendelsſohn ſtanden, als Leſſing mit dem Laokoon und der Dramaturgie auftrat, daß ſie ſeinen äſthetiſchen Grundanſichten in ihrer durchgreifenden Loslöſung vom Bisherigen niemals gerecht zu werden gewußt haben. Dies läßt ſich für Mendelsſohn (der übrigens ſchon 1757 an Leſſing geſchrieben hatte (XII. 100): »den ſchönen Wiſſenſchaften ſollte nur ein Theil unſerer Jugend gehören, wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir ſterben«) aus ſeinen Schriften auf das Beſtimmteſte nachweiſen. Für Nicolai aber folgt es ohne Weiteres daraus, daß er der nachleſſing'ſchen Literatur, die wenn auch bisweilen mit Übertreibung und Mißverſtändniß, aus dem von Leſſing Ausgeſprochenen wirklich Ernſt machte, nicht etwa mit beſonnener Hinweiſung auf Leſſing's wahre Meinung, ſondern nur mit halbſchüriger Engherzigkeit entgegenzutreten gewußt hat.

Allein dies reicht für den hier vorliegenden Gegenſtand noch nicht hin. Wer das Alles zugiebt, hat darum doch noch nicht über die Frage entſchieden, ob Leſſing nicht doch früher irgend einmal auf ihrem Standpunkte geſtanden habe und mit ihnen im Princip einig geweſen, ob er nicht, mit einem Worte, von ihnen ausgegangen ſei: in welchem Falle ſie denn, für dieſe Zeit wenigſtens, mit ihrer Auffaſſung ihres Verhältniſſes ganz recht gehabt hätten und ihr Fehler nur darin beſtände, daß ſie in derſelben verknöchert wären. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieſe Anſicht gar Manchem, der ſich eine ziemlich genügende Einſicht in dieſe Dinge zutraut, nicht ganz ferne liegt. Und wenn ein

ſolches Verhältniß irgend einmal ſtattgefunden, ſo muß es zur Zeit der Herausgabe der Bibliothek ſtattgefunden haben, indem damals die Bekanntſchaft der drei Männer noch ganz jung und ihr geiſtiger Verkehr ſehr lebhaft war.

In Wahrheit jedoch iſt weder Leſſing's Stellung zur Bibliothek auf ein ſolches Verhältniß zurückzuführen, noch hat daſſelbe jemals ſtattgehabt.

Der letztere Umſtand ergiebt ſich ſchon aus Zeit und Art der Entſtehung ihrer Bekanntſchaft. Nicolai und Mendelsſohn ſind nicht etwa Jugendgenoſſen Leſſing's, mit denen er ſich, wie dies zu geſchehen pflegt, eine Reihe von Jahren gemeinſchaftlich fortentwickelt hätte; noch weniger verdankt er ihnen, wie etwa Goethe Herdern, die entſchiedene Emancipation von einer ihn beherrſchenden veralteten Richtung und den Hauptanſtoß ſeines Lebens: ſondern als er mit ihnen in Verbindung trat, war er bereits in einem freien unabhängigen Bildungsgange begriffen. — Dies iſt ſehr leicht zu zeigen. Leſſing lernte Mendelsſohn im Anfange des Jahres **1754** kennen (ſ. Nicolai, Anmerkung zu XIII. 5). Damals hatte Leſſing nicht nur das Alles, was wir als ſeine Jugendwerke bezeichnen, ſchon geſchrieben, ſondern auch die ganze Bildungsſtufe, welcher es angehört, bereits h i n t e r ſ i ch; die Vorrede, in der er jenes satis est potuisse videri ausſpricht, ward in dieſem Jahre gedruckt. Mendelsſohn übt ſo wenig einen leitenden Einfluß auf Leſſing aus, daß ſein eigner Sohn (ſ. die Lebensbeſchreibung Mendelsſohn's im erſten Bande ſeiner geſammelten Schriften, 1843, S. 12) ſagen muß: »Mendelsſohn hatte bisher ohne Führer aufs Gerathewohl viele Fächer des menſchlichen Wiſſens durchſtreift und ſich durch Mangel an Ordnung im Studiren das Lernen erſchwert. Leſſing nahm ſich Mendelsſohn's an, leitete ſeine Studien und gewann ihn lieb.« Beſonders aber war Men-

Digitized by Google

delsſohn's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ganz durch Leſſing her- vorgerufen. »Im Jahre 1755,« heißt es ebendaſelbſt S. 13, »gab Leſſing dem Mendelsſohn eine Abhandlung von Shaf- tesbury zu leſen. Mendelsſohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Leſſing ihn fragte, wie ihm das Buch gefallen habe? »nun ja! recht gut! aber ſo etwas kann ich auch machen.« »So?« meinte Leſſing, »nun, ſo machen Sie doch ſo etwas.« Mendelsſohn brachte ihm nach einiger Zeit ein Manuſcript zum Durchleſen. Es währte mehre Monate, ehe Leſſing mit Mendelsſohn darüber ſprach, und als dieſer ihn endlich fragte, ob er das Manuſcript ge- leſen habe? gab Leſſing ihm ein Exemplar der philoſo- phiſchen Geſpräche, welche er hatte drucken laſſen. So ſah ſich Mendelsſohn überraſcht und, ohne daß er es im Ge- ringſten ahnte, als deutſcher Schriftſteller eingeführt.« — Die Bekanntſchaft Leſſing's mit Nicolai entſtand in Folge der Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland (1755; Götting'ſches Magazin, 1782, I. S. 394). In dieſer Schrift möchte wenig zu finden ſein (ich habe bis jetzt nichts von ihr, als den Auszug, den Ni- colai ſelbſt im erſten Hefte des erſten Bandes der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften giebt, habhaft werden können), was nicht dem Princip nach ſchon in Leſſing's Kritiken in der Voſſiſchen Zeitung (1751—55) enthalten wäre; vielleicht würde ſogar eine genauere Unterſuchung ergeben, daß Nicolai ſich zum Theil an dieſen gebildet habe. Es iſt alſo der, welcher von vorn herein eine Überlegenheit ausübt, vielmehr Leſſing; er zieht die andern beiden hervor oder verbindet ſich mit ihnen, weil er das bei ihnen antrifft, was er ſelbſt ſchon beſitzt, knüpft mit ihnen einen Umgang an, weil ſie diejenigen ſind, mit denen er ſich noch am Beſten verſtändigen kann, und betrachtet ihre Werke als Mittel zur Erreichung ſeiner

Digitized by Google

Zwecke. Damit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß er nicht Einzelnes bei ihnen angetroffen haben ſollte, was er ſelbſt nicht in demſelben Maße beſaß und gern benutzte. Dahin gehört vor Allem Mendelsſohn's philoſophiſche Bildung: obgleich es freilich nicht wenig lächerlich iſt, wenn dieſer ſich ganz gravitätiſch Leſſing, als dem bel esprit, gegenüber als Metaphyſikus hinſtellt (XIII. 23, XII. 52). Denn nicht nur hat ſpäter Leſſing ganz andere metaphyſiſche Einſichten gewonnen, als der gute Moſes ſie jemals beſeſſen, ſondern er hatte auch ſchon auf dem Gymnaſium in Meißen Wolfiſche Philoſophie getrieben (Leſſing's Leben, S. 39).

Dieſe Überlegerheit giebt ſich nun gerade in dem Theile des Briefwechſels, in welchem ſich Vieles auf die Bibliothek bezieht, auf das Entſchiedenſte kund. Ich kann hier nicht alle die kleinen Züge ſammeln, die dahin gehören: wie wenn z. B. Leſſing, da ſie Verſe unter ein Portrait ſetzen wollten, bemerkt, ſie ſollten ſich doch damit keine auf die Länge unerträgliche Laſt aufladen, und die ganze veraltete Mode damit verhöhnt, daß er auf die Frage, was unter ſeinem Bildniſſe ſtehen ſolle, antwortet, ſie möchten wegen ſeiner biſſigen Kritik darunter ſetzen: Hic niger est, Hunc tu Romane caveto oder quid imminentes hospetes vexas canis? (XII. 89). Der beſte Beweis, daß ſie ſelbſt dieſe Überlegenheit fühlten, iſt, daß Mendelsſohn ſelbſt ihm einmal ſchreibt, wenn ihm ſeine Kritik von Klopſtock's Adam nicht gefalle, möge er ſie caſſiren. Wenn Nicolai, wie oben angeführt, dagegen proteſtirt, daß Leſſing eine ſolche Stellung zur Bibliothek eingenommen habe, ſo faßt er dabei etwa nur den eigentlichen Rechtspunkt ins Auge. Allerdings war Leſſing nicht förmlicher Redacteur: aber geiſtig und der Sache nach beherrſchte er die Unternehmung dennoch.

Zugleich aber tritt ſeine Überlegenheit gerade jetzt all-

Digitized by Google

mälig in ein neues Stadium, in welchem ihr ſelbſt eine ſolche Herrſchaft nicht mehr genügen konnte.

Bis dahin hatte die Überlegenheit nur darin beſtanden, daß er, was auch jene vorzubringen wußten, nur urſprünglicher beſaß und in gediegenerer Form darzuſtellen wußte, oder überhaupt die Geiſtesform, die hier zur Erſcheinung kam, am Reinſten in ſich entfaltete. Er konnte alſo im Beſondern mit ihnen zuſammenarbeiten, da er über den Inhalt mit ihnen einig war, oder konnte ſich, was ſie vorzubringen hatten, unmittelbar aneignen. Ein literariſches Denkmal dieſes Standpunktes iſt die Schrift: »Pope, ein Metaphyſiker,« in der Leſſing und Mendelsſohn ihr Eigenthum ununterſcheidbar zuſammenwarfen. Dies genügte Leſſing jetzt nicht mehr; er ward ſich nach und nach eines ganz anderen Standpunktes bewußt und wenn er gleichwohl auf die Arbeiten ſeiner Freunde eingeht und ihnen ein ſorgfältiges Studium widmet — wie ſie denn in der That das Bedeutendſte waren, was in dieſen Fächern bis dahin erſchienen war — ſo iſt es bei der Behandlung ihrer Gegenſtände, zu der er ſich dadurch angeregt fühlt, nicht auf eine Verification und Umgeſtaltung ihrer Anſichten auf derſelben Grundlage oder auf ein Mitarbeiten, ſondern auf eigene unabhängige Arbeiten über dieſelben abgeſehen.

In dieſer Beziehung iſt die Bibliothek in Leſſing's Bildungsgeſchichte äußerſt wichtig. Es läßt ſich auf dieſe Weiſe der Urſprung der bedeutendſten unter Leſſing's Werken conſtruiren. Ich führe nur zwei weniger wichtige Beiſpiele an, die uns hier nahe liegen. Bei dem einen handelte es ſich zwar eine Zeitlang um einen Beitrag zur Bibliothek, zuletzt aber entſchloß ſich Leſſing, ein für ſich beſtehendes Buch über die Sache zu verfaſſen, weshalb dieſer Plan oben nicht erwähnt worden iſt. Der Gegenſtand war das Weſen des

Digitized by Google

Drama's, über welches er, wie ſchon angeführt, mit Nicolai und Mendelsſohn angelegentlich correſpondirte. Zwar iſt auch das Buch ſelbſt nicht erſchienen; das Verhältniß jedoch, um das es hier zu thun iſt, ergiebt ſich daraus, daß Leſſing, als Mendelsſohn die nach ſeiner Meinung bisher gewonnenen Reſultate in einem kleinen Aufſatze zuſammenſtellte (XIII. 57), den Briefwechſel über dieſen Gegenſtand abbrach, offenbar deshalb, weil er fühlte, daß er auf einem ganz andern Boden ſtehe und daß jetzt erſt darüber werde geſtritten werden müſſen, ob das wirklich die gewonnenen Reſultate ſeien, und ſofort ins Unendliche.

Das andere Beiſpiel iſt die Kritik des Meſſias. Leſſing macht (XII. 89) Nicolai auf mehre Mißgriffe in ſeiner in die Bibliothek (Bd. I. Heft 2 S. 297 ff.) eingerückten Recenſion des zweiten Bandes des Meſſias aufmerkſam. In dem Briefe, wo Nicolai ſich dagegen zu verantworten ſucht, kommt er gelegentlich auch wieder auf das Motto unter Leſſing's (nicht erſchienenen) Bildniſſe und ſchlägt vor:

> Vir bonus et prudens versus reprehendet inerteis,
> Culpabit duros, incomtis allinet atrum
> Transverso calamo signum.

und fügt hinzu: »Denn ſo will ich, daß Sie mit den Schriften, die Sie von mir ſehen, verfahren ſollen.« So verfährt aber Leſſing hier nicht; aus einem ſpäteren Briefe Nicolai's (XIII. 85) erfahren wir, daß Leſſing ein eigenes »Schreiben über die Recenſion des Meſſias« anzufangen beabſichtigt.

Allein auch dieſes Schreiben iſt unterblieben, und die Unterſuchung über das Weſen des Drama's ſollte ebenfalls nicht in die Bibliothek kommen, ſondern ein beſonderes Buch werden — warum?

Weil Leſſing einſah, daß die Bibliothek darüber aus den Fugen gehen würde. Die Bibliothek trägt einen ziemlich

Digitized by Google

altmodiſchen, langweiligen Charakter: für eine Zeitſchrift aber, welche die durchgreifenden Neuerungen Leſſing's geltend machen ſollte, bedurfte es einer raſchen, friſchen, durchgreifenden Form.

Dieſe Form ward erſt in den Literaturbriefen gefunden.

Nicht, als ob es mir unbekannt wäre, daß gerade die Briefform dieſer berühmten Zeitſchrift von Nicolai in Vorſchlag gebracht ſei, wie dieſer im Göttingſchen Magazin, 1781, I. Thl. erzählt. Aber abgeſehen davon, daß, wie eben dort berichtet wird, die concrete Wendung dieſer Form von Leſſing herrührt, indem dieſer den Vorſchlag gemacht, man ſolle an einen verwundeten Officier ſchreiben: »denn,« ſagte er, »wie leicht kann Kleiſt verwundet werden — ſo ſollen die Briefe an ihn gerichtet ſein«: ſo iſt der Geiſt, in dem dieſe Form gehandhabt wird, ganz auf Leſſing zurückzuführen. Auch Nicolai hatte »Briefe« über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften geſchrieben: aber auf dieſe folgte erſt die altmodiſche, ſteife Bibliothek.

Die Literaturbrife bringen in den erſten Bänden, in denen Leſſing Hauptmitarbeiter war, jene Überwindung der Halbheit, die in der Bibliothek herrſchte, jenen nunmehr erreichten eigenen Standpunkt Leſſing's vollkommen zur Erſcheinung und es beſteht eben darin ihre hauptſächliche Bedeutung. Es heißt im ſechzehnten Briefe (VI. 39), es ſei an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu loben, daß ihre Verfaſſer bei der Beurtheilung der ihnen vorliegenden Bücher überall auf das Ganze geſehen; darin beſtehe ihre ganze Strenge. Allein ſie hätten es noch nicht genug gethan und ſeien ihm daher noch lange nicht ſtreng genug. Der Empfänger des Briefes möge daher erlauben, daß er die Bibliothek ſeinen Briefen gleichſam zur Baſis mache.

Digitized by Google

Dieſer Ausdruck ſpricht das Grundverhältniß aus. Wir finden eine ganze Reihe von Büchern, die in der Bibliothek beſprochen worden, eine Menge Gegenſtände, die in ihr vorkommen, auch hier wieder behandelt. Ich nenne nur Wieland's Empfindungen eines Chriſten und Johanna Gray, ſo wie die literariſchen Perſönlichkeiten Baſedow's und Duſch'. Leſſing entledigte ſich hier deſſen, was er gegen die Anzeigen in der Bibliothek auf dem Herzen hatte und was ihm bei Gelegenheit derſelben eingefallen war. Das berühmteſte Beiſpiel iſt die Stelle im ſiebzehnten Briefe (VI. 41): »Niemand, ſagen die Verfaſſer der Bibliothek (III. 1. S. 85), wird leugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe. Ich bin dieſer Niemand, ich leugne es geradezu« — eine Stelle, die Gottſched dermaßen ärgerte, daß er ſeine gewöhnliche Waffe, das Ignoriren, oder, wie Bodmer ſagt, zu glauben, die Gegner wären blind, wenn er die Augen zumache, vergaß und im Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit ganz polyphemiſch mit dem armen Niemand umzuſpringen Miene machte.

Und in den Literaturbriefen findet ſich denn in der That auch das Schreiben über den Meſſias, freilich nicht ganz in derſelben Form, ſondern als eine Anzeige der Kopenhagener Originalausgabe des Meſſias, welche nicht gekannt zu haben einer der Vorwürfe iſt, die in jenem Briefe (XII. 89) Leſſing dem Nicolai macht (Literaturbriefe, 19. VI. 48). Hier iſt faſt Alles aufgenommen, was Leſſing in jenem Privatſchreiben an Nicolai's Recenſion tadelt und, wie bei der Beſprechung Gottſched's, ausdrücklich an dieſelbe angeknüpft. Auch wird auf die ebenfalls ſchon oben erwähnte Vertheidigung Nicolai's Rückſicht genommen; es iſt dies der Grund, weshalb ſich Leſſing ſo lange bei den Verſen:

Digitized by Google

Feyert, es flamm' Anbetung der groſse, der Sabbath des Bundes

aufhält. —

Der dritte zur Bibliothek verſprochene Beitrag, neben der gelieferten Kritik des Lieberkühn und der nicht gelieferten des Meſſias, war eine Recenſion der Gleim'ſchen Fabeln. Dieſer Fall hat mit dem zuletzt behandelten zunächſt die größte Analogie. Auch hier hatte einer der berliner Freunde, diesmal Mendelsſohn (XIII. 71), eine Recenſion eingeſchickt, die Leſſing umarbeiten ſollte; auch hier ſäumte er und ſandte, nachdem er den Aufſatz zum vierten Stück ganz eigens verſprochen hatte, ſtatt deſſen den Theokrit und verſchob jenen (XII. S. 103). Allein hier nimmt die Sache einen andern Ausgang. Leſſing ſchlägt in dieſem Falle nicht das Verfahren ein, die Recenſion ſeines Freundes abdrucken zu laſſen und hinterher ſeine eigene durchgreifende Anſicht abgeſondert zu veröffentlichen. Warum nicht?

Der beſtimmte Grund, den Leſſing (XII. 116) angiebt, daß er andere Dinge im Kopfe habe, indem er nämlich gerade ganz in altdeutſche Studien vergraben und zu einer dahin einſchlagenden Arbeit allenfalls aufgelegt ſei, nicht aber Gleim's Fabeln zu recenſiren, erklärt das Endergebniß der Sache nicht. Denn da hätte er ſich eine Behandlung der Sache in ſeiner Art ja noch immer aufſparen können. Aber es iſt in dieſen Worten der wahre Grund angedeutet. »Nicht aber Gleim's Fabeln zu recenſiren,« iſt offenbar mit einer gewiſſeu Wegwerfung geſagt. Was hätte der Inhalt eines Aufſatzes über Gleim's Fabeln in den Literaturbriefen oder im Tone der Literaturbriefe ſein müſſen? Wir brauchen nicht weit zu ſuchen. Gleim's Fabeln ſind ganz in der Weiſe des La Fontaine, geſchwätzig, witzelnd, breit, ja er übertrifft dieſen in beſtimmten Fällen darin; Leſſing

Digitized by Google

ſtellt ihn, wie er ihm ſeine eigenen Fabeln ſendet, ſelbſt mit La Fontaine zuſammen. »Ich habe,« ſchreibt er (XII. 137), »wie Sie ſehen werden, lieber einen andern und ſchlechtern Weg nehmen, als mich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den Gleim's und La Fontainen ausſetzen wollen.« Nun erſchienen in demſelben Jahre, da die Literaturbriefe begannen (1759), Leſſing's Abhandlungen über die Fabeln, die ganz eigens gegen die Lafontaine'ſche Weiſe gerichtet waren; alſo hätte Leſſing, wollte er jetzt ſeine volle Herzensmeinung über Gleim ausſprechen, denſelben mit Entſchiedenheit tadeln müſſen. Sagt er doch im dritten Literaturbriefe (VI. 5) über Gay, von dem wir ſogleich ſehen werden, in wie nahe Beziehung er ihn zu Gleim ſetzt: »Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahiret haben.« Ein ſolcher Tadel gegen Gleim war bei ſeinen ſonſtigen Verhältniſſen zu demſelben, und beſonders bei der Auszeichnung, mit welcher er die Grenadierlieder begrüßt hatte, durchaus unthunlich.

Daher begnügte ſich Leſſing in dieſem Falle, den Aufſatz ſeines Freundes nur zu bearbeiten, und das, was ſeinen Anſichten geradezu widerſprach, auszumerzen. »Unterdeſſen,« ſo lauten (XII. 116) die unmittelbar folgenden Worte, »da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, ſo ſoll es geſchehen; ich werde aber ſehr wenig zu dem Ihrigen hinzuſetzen, außer der Vergleichung, die ich zwiſchen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleim'ſchen Nachahmung anſtellen will.« Da ſich nun in der Beurtheilung von Gleim's Fabeln, die einen Theil der mit E. (Mendelsſohn) unterzeichneten Recenſion von Gleim's Liedern, Fabeln und Romanzen im zweiten Hefte des dritten Bandes der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ausmacht, jene Vergleichung

Digitized by Google

in der That findet, ſo werden wir in dieſer ganzen Beurtheilung ein Leſſing'ſches Paralipomenon vor uns haben, welches ſeinem allgemeinen literarhiſtoriſchen Charakter nach, mit der Schrift: »Pope, ein Metaphyſiker,« auf eine Stufe zu ſtellen iſt. Ich laſſe es hier zunächſt folgen; hinterher werde ich noch einige weitere aus Einzelnheiten hergenommene Beweiſe vorlegen, daß dies in der That die von Leſſing verſprochene Recenſion iſt und daß ſie auch ihrer Faſſung nach in Wahrheit von ihm herrührt.

Lieder, Fabeln und Romanzen von F. W. G. Leipzig bei David Iverſen, 16 Bogen in Octav.

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieſer Gedichte Nachricht von denſelben zu geben. Ihr Verfaſſer, der ſchon längſt die Ehre des deutſchen Parnaſſes geweſen iſt, hat ſich zwar nicht genannt, iſt aber dennoch bekannt genug. Und wie könnte man einen Gleim verkennen? — —

Wir fangen mit den Fabeln an, welche den größten Theil dieſer Sammlung einnehmen.

Das erſte Buch enthält fünf und zwanzig neu erfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünf und zwanzigen des zweiten Buchs nur die drei erſten dem Verfaſſer; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichniſſe aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Theile ſtehet eine poetiſche Zueignungsſchrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königliche Hoheit, in welchen viel Schönes enthalten iſt. Von dem großen preußiſchen Monarchen heißt es in der Zueignungsſchrift des erſten Buches:

— — — Oft erholt er ſich ein wenig
Vom Ungemach der Monarchie;
Dann hat das ſtille Sans-Souci
Den Philoſophen, nicht den König.

* * *

Digitized by Google

Da denkt er denn in ſeiner großen Seele
Gedanken, wie die Marc Aurele,
Und lieſt.
O Prinz, o wag es doch einmal
Und trag in ſeinen Büchersaal
Dies Fabelbuch, Dein Spiel.

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unſterblichkeit entgegen zu eilen genöthigt iſt, mag ſich unter dem freudigen Zuruf der Völker ſehr oft nach der philoſophiſchen Muße auf dem ſtillen Sans-Souci zurückſehnen!) Unter den eigenen Erdichtungen unſers Verfaſſers verdienen die zehnte, zwölfte und drei und zwanzigſte des erſten Buchs, wie auch die zwei erſten des zweiten Buchs, allen andern vorgezogen zu werden; und auch dieſe ſind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der äſopiſchen Fabeln vermißt. Hiergegen beſitzt unſer Dichter die Gabe zu erzählen in einem ſehr vorzüglichen Grade, und dieſes iſt bei dem Fabeldichter wenigſtens ein ebenſo großes Verdienſt, als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen ſeinen Erfindungen ſelten geleſen, und La Fontaine hat ſich durch ſeine meiſterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen Platz unter den Dichtern erworben, die die Zeiten Ludwig des Vierzehnten, oder vielmehr die Zeiten dieſer großen Dichter verherrlichen. Unſerm Dichter iſt vorzüglich eine glückliche Kürze eigen, die faſt niemals in das Trockne verfällt, und dem Dichter eine beſondere Naivite und Lebhaftigkeit verſchafft, ohne ihn in das Poſſenhafte und Niedrige ſinken zu laſſen. Die dreizehnte Fabel des zweiten Buchs iſt meiſterlich erzählt und übertrifft den La Fontaine, aus dem ſie genommen iſt. Wir wollen das Muſter mit der Nachahmung vergleichen.

Die hundert und neunzehnte Fabel, Theil I., des La Fontaine iſt:

Digitized by Google

Le Cheval et l'Ane.

En ce monde il faut l'un l'autre secourier.
Si ton voisin vient à mourir,
C'est sur toi que le fardeau tombe.
Un Ane accompagnoit un Cheval peu courtois,
Celui-ci ne portant, que simple harnois,
Et le pauvre Baudet si chargé qu'il succombe.
Il pria le Cheval de l'aider quelque peu,
Autrement il mourroit avant qu' être à la ville.
La Priere, dit-il, n'en est pas incivile:
Moitié de ce fardeau ne vous ſera que jeu.
Le Cheval refusa, fit une petarade
Tant qu'il vit ſous le faix mourir son cammarade,
Et reconut, qu'il avoit tort.
Du Baudet en cette avanture,
On lui fit porter la voiture,
Et la peau par dessus encor.

Unſer deutſcher Dichter unter eben dem Titel:

Einſt trug auf ſeinem ſchmalen Rücken
Ein Eſel eine ſchwere Laſt,
Die fähig war ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du haſt
Auf deinem Rücken nichts, ſprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir.
Was helfen! ſagt der grobe Gaul,
Du biſt der rechte Gaſt, du biſt ein wenig faul,
Trag zu! — — — Ich ſterbe! liebes Pferd — —
Die Laſt erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!
Ich kann nicht, ſprach das Pferd.
Kurz: Unter dem zu ſchweren Sack
Erlag der Eſel. Sack und Pack
Schmiß man dem Rappen auf;
Des Eſels Haut noch oben drauf.

Der Eingang unſers deutſchen Dichters iſt vortrefflich.

Der Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinander geſetzt und die Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. »Ein ledig Pferd ging neben ihm,« iſt kürzer und weit ſchöner, als: accompagnoit un cheval peu courtois, Celui ci ne portant que son simple harnois. Peu courtois ſteht hier ſehr am unrechten Orte. Der Leſer begreift noch nicht, wodurch ſich das Pferd dieſen Tadel zugezogen hat. Weit beſſer iſt: »Was helfen! ſagt der grobe Gaul.« »Ne portant, que son simple harnois,« iſt lange nicht ſo gut, als: »Ein ledig Pferd.« Die Unterredung des Eſels mit dem Gaul wird von dem franzöſiſchen Dichter nur erzählt; der deutſche hingegen läßt die Handlung vor unſern Augen vorgehen. Die demüthige Bitte des geplagten Thiers machet mit der beleidigenden Antwort des ſtolzen Gauls einen vollkommenen Contraſt aus. Man glaubt einen unerbittlichen Pachter mit dem Fröhner reden zu hören:

Was helfen! ſagt der — —
Du biſt der rechte Gaſt, du biſt ein wenig faul.
Trag zu! — Ich ſterbe ꝛc.

Wie ſchwach klingt das franzöſiſche; La priere, dit-il, n'en est pas incivile. Sogar die franzöſiſchen Eſel wollen nicht gern unhöflich heißen. En cette Avanture iſt eine bloße cheville.

Die ſehr maleriſche Beſchreibung des Fiſchreigers im La Fontaine:

Un jour sur ses longs pieds alloit, je ne sçai oú,
Le Heron au long bec, emanché d'un long cou,
Il côtoyoit une reviere, u. ſ. w.

Iſt im Deutſchen glücklich gegeben:

Am Ufer eines Bachs, auf einer Wieſe, ging
Ein Reiger ernſthaft hin, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hing u. ſ. w.

Die Worte: »auf einer Wieſe,« ſcheinen überflüſſig. Die

ſechszehnte Fabel: »Der Eſel in der Löwenhaut,« gleichfalls aus dem La Fontaine, iſt um ein merkliches verſchönert. Man kann dieſes auch von der zwanzigſten aus Gay's Fabeln behaupten. — Wir wollen einen Theil der engliſchen Fabel ſammt der deutſchen Nachahmung herſetzen:

Fable XLIII.

The Council of the Horses.

Upon a time a neighing steed,
Who graz'd among a num'rous breed,
With mutiny had fird the train
And spread dissension through the plain.
On matters that concern'd the state
The Council met in grand debate
A colt, whose eye — balls flam'd with ire
Elate with strength and youthful fire,
In haste stept forth before the rest,
And thus the listning throng addrest.
Good gods! how abjec't is our race,
Condemn'd to ſlav'ry and disgrace!
Shall we our servitude retain,
Because our Sires have born the chain?
Consider, friends, your strength and might,
'Tis conquest to assert your right.
How cambrous is the gilded coach!
The pride of man is our reproach.
Were we design'd for daily toil,
To drag the plough — share through the soil;
To sweat in harness through the road,
To groan beneath the carrier's load?
How feeble are the two legg'd Kind!
What force is in our nerves combin'd
Shall then our nobler jaws submit
To foam and champ the galling bit?
Shall haughty man my back bestride?
Shall the sharp Spur provoke my ſide?

Digitized by Google

Forbid it Heav'ns! Reject the rein,
Your shame, your infamy disdain.
Let him the Lion first, controul,
And still the tygers famish'd growl:
Let us, like them, our freedom claim,
And make him tremble at our name.
  A general nod approv'd the Cause
And all the circle neigh'd applause etc.

Der Dichter hat die Rede des Aufwieglers verlängert, aber auch zugleich verſchönert. Wir wollen ihn hören:

Ha! ſprach ein junger Hengſt, wir Sclaven ſind es werth,
Daß wir im Joche ſind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei ſein will? O wie glückſelig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sclaverei
Bog keiner ſeinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polaken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt,
Auch ſcheuten ſie kein offenes Feld,
Sie graſten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir,
Sind Sclaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier,
Dem ſchwachen Menſchen ſind wir Starken unterthan,
Dem Menſchen! — Brüder! ſeht es an,
Das unvollkommene Thier!
Was iſt es? Was ſind wir?
Solch ein Geſchöpf beſtimmte die Natur
Uns prächtigen Geſchöpfen nicht zum Herrn;
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er ſtampft?
Sieht man, daß ſeine Naſe dampft?
Iſt er großmüthiger als wir?
Iſt er ein ſchöner Thier?

Digitized by Google

Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch iſt er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn, wir fürchten ſeine Macht,
Wir führen ſeinen Krieg und liefern ſeine Schlacht!
Er ſiegt und höret Lobgeſang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unſer Werk, wir hatten es gethan.
Was aber iſt der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor ſeinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sclaverei,
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei.
Vielleicht iſt es, wenn wir
Zuſammenhalten! Was meint ihr?
— Er ſchwieg. Ein wieherndes Geſchrei,
Ein wilder Lärm entſtand, und jeder fiel ihm bei, u. ſ. w.

Der Eingang des Engländers iſt etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutſchen gleich zur Sache ſchreiten:

Ha, ſprach ein junger Hengſt, u. ſ. w.

Wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der jüngſte Hengſt anredet.

Gay läßt ihn ſagen:

Shall we our servitude retain
Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutſchen thut er gerade das Gegentheil. Er beſchreibt den Heldenmuth, die Tapferkeit und die Freiheit ſeiner Vorfahren, und dieſes mit Recht. Das Geſchlecht der Pferde iſt doch nicht frei geweſen, und was iſt natürlicher, als daß ſich ein junger Held, durch die Heldentugenden ſeiner Vorfahren, zu großen Thaten anſpornen läßt?

Digitized by Google

Der Stolz des aufrühreriſchen Gauls iſt im Deutſchen unverbeſſerlich ausgedrückt:

Dem Menſchen! — —
Das unvollkommene Thier!
Was iſt es? Was ſind wir?
Pfui! auf zwei Beinen nur!

Die folgenden Fragen:

Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihn die Erde, wenn er ſtampft?
Sieht man, daß ſeine Naſe dampft? u. ſ. w.

beziehen ſich auf die Beſchreibungen von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob leſen, und ſind hier dem Eigendünkel des jungen Hengſtes ſehr angemeſſen. Wie lebhaft wird der Undank des Menſchen gegen die willigen Thiere am Ende der Rede beſchrieben!

Was aber iſt der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor ſeinem Siegeswagen,
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen,
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einem Pflug.

Kurz, man wird in der Rede des deutſchen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen, als in der Rede des Engländers. Man wird dieſen Unterſchied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir der Kürze halber übergehen.

Nur der Schluß führen wir aus den beiden Fabeln noch an; der engliſche Dichter ſagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted.
And, like his ancestors, was bitted.

Der deutſche mit einer ihm eigenen Luſtigkeit:

Niemals beſänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer ſo,
Als dieſer Neſtor ſeine Brüder.

Digitized by Google

Denn er voran und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebſt dem, der ihr Worthalter war,
Begaben alſobald ſich wieder nach dem Stalle.

Es iſt im Übrigen zu bedauern, daß der Verfaſſer, wie er ſich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schickſale der beſten Köpfe in Deutſchland nicht hat entgehen können. Sie werden mehrentheils mit einer Menge von mechaniſchen Geſchäften belaſtet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Muſen ſtehen, und wenn das Genie ſich gleich durcharbeitet, und zu gewiſſen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühſeligkeit in das Feld der Schönheit hinüberſchweift, ſo fehlt es ihm doch an der zweiten Muße, die zur Ausbeſſerung und Wegſchaffung der kleinen Fehler erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten beluſtiget; die Ausbeſſerung iſt aber eine Arbeit, und kann nur von dem unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach den überaus ſchönen Proben, die wir von unſerm Dichter angeführt, wird es unſtreitig den Umſtänden, in welchen der Verfaſſer lebt, zuzuſchreiben ſein, daß er ſich ſelbſt ſo ungleich iſt, und in andern Stellen eine Nachläſſigkeit verräth. Die vierte Fabel aus dem La Fontaine, die Milchfrau, iſt weit unter dem Original und wimmelt von müſigen Ausdrücken.

Die vier und zwanzigſte, der Fuchs und der Rabe, die La Fontaine ſo meiſterlich erzählt, hat in der Nachahmung Vieles verloren. (Man ſehe in Gellert's Vorrede zu ſeinen Erzählungen und Fabeln, wie ſchön dieſe Fabel von einem alten ſchwäbiſchen Dichter iſt beſungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Herr Verfaſſer ſelbſt eingeſehen habe, aber wir verwundern uns, daß er nicht ſtatt der fünf und

Digitized by Google

zwanzig Fabeln, im zweiten Buche, lieber ungefähr achtzehn vortreffliche erzählte Fabeln hat liefern wollen.

*

Um zu zeigen, daß die Grundlage dieſer Kritik in der That von Mendelsſohn herrühre, will ich den Anſichten, welche derſelbe in dem Leſſingſchen Briefwechſel über die Gleimſchen Fabeln ausſpricht, zuſammenſtellen; da die Urkunde nun ſelbſt vorliegt, wird eine Hinweiſung darauf, wie das Einzelne ſich in ihr wiederfinde, nicht nöthig ſein.

Der Beweis, daß Leſſing hier nicht etwa doch noch die urſprünglich von Mendelsſohn eingeſandte Recenſion mit bloßer Hinzufügung ſeiner Vergleichung zwiſchen Gay und Gleim hat abdrucken laſſen, ſondern daß wirklich eine von ihm herrührende Bearbeitung vorliegt, ergiebt ſich daraus, daß ſich Veränderungen, die er Mendelsſohn vorſchlägt, hier in der That angebracht finden. *)

»Von den Gleimſchen Fabeln« — ſchreibt Leſſing XII. 90: und zwar nicht in Antwort auf einen Brief, denn in Mendelſohn's früheren Briefen iſt kein Urtheil über dieſelben vorhanden, ſondern in Bezug auf die von Mendelsſohn eingeſandte Recenſion — »denken wir ziemlich einerlei. Sie ſagen — unter den eigenen Erfindungen des Verfaſſers verdiene die 11, 17 und 27. des erſten Buches allen vorgezogen zu werden. Ein-

*) Auch in Mendelsſohns Recenſion von Lichtwehrs Fabeln (Bibliothek d. ſchön. W. III. 1. S. 57) ſollte Leſſing ändern was ihm nicht gefalle (XIII. 95); da aber hierüber keine weitere Verhandlung vorliegt, ſo läßt ſich über den Antheil, den Leſſing an den gedruckten Aufſatz haben mag, nicht entſcheiden. Daß er auch hier umgeſtaltend eingegriffen, wird durch den Umſtand wahrſcheinlich, daß er ſpäter dieſe Fabeln Lichtwehrs (den Gottſched in dem Neueſten vielfältig angreift, der aber nicht zu Gottſched's Clique gehört; denn Gottſched iſt über den Verf. von einigen ſeiner Fabeln, die ihm in die Hände gekommen waren, anfänglich im Irrthum) mit Ramler in verbeſſerter Form herausgab. S. u. A. Literaturbriefe 233 VI. 274.

mal, wo nicht mehrmal, müſſen Sie ſich gewiß verſchrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erſte Buch nicht. Sonſt ſind mir die 3, 10, 12, 16, 19, 20 und 21ſte nicht ſchlecht vorgekommen, wenigſtens ſo gut, als die 17te. Erzählt ſind ſie gewiß vortrefflich; wenn ſchon die Erfindung beſſer ſein könnte.« Moſes antwortet XIII. 78: »die 27ſte iſt unecht. — Es iſt die 23ſte die mir wirklich gefällt. In Anſehung der 12ten haben Sie Recht, dieſe muß ich überſehen haben. Von allen übrigen geſtehe ich, daß ſie vorzüglich erzählt ſind, allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will ſie die Revüe paſſiren laſſen.« Daß thut er, wo er denn einige von Leſſing gelobte tadelt. Unter andern heißt es: »die 10te, die Erfindung will gar nichts ſagen, die erſten 10 Verſe ſind unvergleichlich. Die Anwendung in den beiden folgenden Verſen iſt poſſierlich. Friedrich iſt die Lerche und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf dieſe unſchickliche Anwendung noch weniger.« Hierauf erwiedert Leſſing: »Ich habe die von Ihnen kritiſirten Gleimſchen Fabeln nur für comparative Weſen gehalten und ſie nie für gute, ſondern bloß für die beſten in dieſer Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich alſo wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie über mich zu nehmen; aufs höchſte wäre es noch die geehrte Fabel für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreife nicht, wie Sie die Zeilen

Wenn Friederich die Flöte bläſt
So lauſchen Graune ſo und fühlen Himmelsluſt

für die Anwendung der Fabel halten können. Es ſoll ein bloßes Gleichniß ſein, das Sie, ohne der Fabel im geringſten Schaden zu thun, ausſtreichen können« u. ſ. w. (XIII. 91). Die Erörterung ſchließt mit den Worten in einem Briefe Nicolai's (XIII. 83): »Wegen Gleim's Fabeln ſind wir denn

alſo eins. Bei der 10ten Fabel finden die Verſe »Wenn Friedrich u. ſ. w.« füglich nicht Anwendung, aber ſie machen ein nicht ganz paſſendes Gleichniß, dies konnten Sie unmaßgeblich in der Recenſion anzeigen.«

Noch liegen ein paar Anknüpfungspuncte an Leſſing's anderweitige Thätigkeit in zwei beſonderen Stellen. Die Betrachtung über die Schwierigkeit des poetiſchen Genies, ſich durchzuarbeiten, hat ihr Analogon an der bekannten und vielfach wiederholten Bemerkung über den frühen Tod der deutſchen Dichter in der Vorrede zu Mylius Schriften, ſowie auch einen ganz ähnlichen Wurf. Und wenn auf eine ſchwäbiſche Fabel hingewieſen wird, die Gellert erwähne, ſo gehörte freilich zu dieſer Hinweiſung weiter keine Kenntniß des Altdeutſchen, und ſie könnte alſo auch von Mendelsſohn herrühren: aber wie ſollte er gerade darauf gekommen ſein, bei Gleim eben an die damals kaum bekannten ſchwäbiſchen Dichter zu denken, während Leſſing eine ſolche Ideenaſſociation ſowohl deshalb, weil er jetzt gerade Altdeutſch trieb, und er zum Theil abgehalten wurde, ſich auf Gleim's Fabeln näher einzulaſſen, als auch, weil er gerade durch eine andere Schrift von Gleim ſelbſt, wie oben gezeigt worden, auf dieſes Studium geleitet worden war, ungemein nahe liegen mußte.

Daß ich die Worte, welche die ganze Recenſion einleiten, und in denen von Fabeln noch nicht die Rede iſt, Leſſingen ebenfalls zuſchreibe, wird keiner Entſchuldigung bedürfen. Es liegt ganz in ſeiner Art, einen Abſatz auf die Weiſe, wie es hier geſchieht, mit einer Frage zu beſchließen, die einen ganz neuen Geſichtspunkt eröffnet. Z. B. ſchließt der 7te Literaturbrief VI. S. 14: »Ich ſende Ihnen dieſe Sammlung von Wielands proſaiſchen Schriften 1758, in welcher Sie manchen neuen Aufſatz finden werden. Sie müſſen ſie alle

leſen; denn wenn man einen Wieland nicht leſen wollte, weil man dieſes oder jenes an ihm auszuſetzen findet; welchen von unſern Schriftſtellern würde man denn leſen wollen?«

Endlich erklärt ſich, wenn die Recenſion von Gleims Fabeln in der bezeichneten Weiſe von Leſſing herrührt, auch ganz leicht, warum er unverkennbar ausweichend antwortet, wo er Gleimen ſein Urtheil über dieſelbe ſagen ſoll. »Die Recenſion von Ihren Fabeln, ſchreibt er (XIII. 123), hat Herr Moſes gemacht. Ich habe ſelbſt noch nicht ponderirt, ob Sie damit zufrieden ſein können.«

Digitized by Google

Abraham Gotthelf Käſtner.

Von

A. Bock.

Digitized by Google

Gegenwärtig, wo wir die raſche und großartige Entfaltung der deutſchen ſchönen Literatur hinter uns erblicken, hält es ſchwer, uns recht lebhaft in die erſten Bewegungen der neuen Epoche, in den Anfang und die Mitte des vorigen Jahrhunderts hineinzudenken. Die Bekanntſchaft mit den auswärtigen Literaturen, namentlich mit der neu hinzugetretenen engliſchen und die Hindeutung auf die Kunſt und Poeſie des Alterthums hatte in Deutſchland die Luſt am Schaffen ſtatt des bloßen Lernens und ungenutzten Wiſſens geweckt. Dieſer freiere Sinn ergriff die beſſeren Köpfe; ſie blickten über die Sphäre der dürren Fachwiſſenſchaft hinaus, pflegten die Mutterſprache neben dem Lateiniſchen und Griechiſchen, übten die Poeſie, um dadurch jede geiſtige Regung zu kräftigen. Die Möglichkeit wurde angebahnt, vermittelſt des einzelnen ſchönen Kunſtwerks zur Welt des Schönen und vermöge dieſer, vermöge der Welt des Harmoniſchen allmälig zu der Welt der geiſtigen Freiheit überhaupt durchzudringen.

Still war jene Zeit für unſer Vaterland im Allgemeinen keineswegs: und das war zum Theil die Urſache, warum die Herren von der Feder aus dem trägen Geheimniß der Folianten aufgeſchreckt wurden und ſich ebenfalls zur Beweglichkeit auf ihre Art aufgefordert fühlten. Sie bekamen die erſte Ahnung davon, daß es beſſer ſei für das praktiſche Leben, als für Archiv und Bibliothek zu ſchreiben. An den Höfen und überhaupt in den vornehmeren Kreiſen der dama-

Digitized by Google

ligen Zeit gaben die Kriegsangelegenheiten und die Diploma⸗tie, glänzende Feſtlichkeiten und galante Abenteuer, Bauten und Moden, franzöſiſche Literatur, Freigeiſterei und Pietismus Beſchäftigung genug. Aber auch der Mittelſtand gedieh wäh⸗rend der großen Zeit Friedrichs II. von Preußen und Maria Thereſia's; ſelbſt die Kriege trugen trotz vielfacher gewaltſa⸗mer Eingriffe in den Fleiß der Städte zu dem Aufſchwunge von Handel und Gewerbe bei. Der wachſende Wohlſtand des Bürgers verſchaffte dieſem angenehme Muße; war dieſelbe nicht mit Prunk und glänzenden Feſten, wie dort, auszufüllen, ſo geſchah es vielleicht unter dem geräuſchloſeren Einfluſſe der Poeſie und die Menſchen waren jetzt für die feinere Bildung zugänglich geworden.

Die deutſche Literatur ſollte der Träger derſelben werden. Die Mutterſprache wurde cultivirt und die Zahl der Leſer nahm raſch zu. Dem entſprechend, mehrten ſich die Schrift⸗ſteller wieder auffallend zahlreich im Bürgerſtande und unter ihnen die entſchiedenſten Genies, ſo daß der innere Gehalt der Schriften und der Geſchmack der Nation erfreulich und raſch gedieh. Ein Jahrzehent überbot in dieſer Hinſicht das andere; die Talente der Gottſched'ſchen Schule waren bald von denen des Göttinger Dichterbundes, des Hamburger und Straßburger poetiſchen Kreiſes überflügelt. Allein ganz un⸗beachtet darf es nicht bleiben, wie ſie noch neben der Haupt⸗bewegung der deutſchen Literatur in ihrer Sphäre und in ihrer Art fortwirkten. Wir denken uns freilich die Mitglie⸗der der Gottſched'ſchen Schule, ſelbſt den Haller'ſchen Kreis, gewöhnlich als aus lauter alten Herren beſtehend, deren Zopf dünn wie ein Rattenſchwänzchen im Nacken tändelt, während ſie doch auch ihre Jugend und ihr Mannesalter durchlebten, wo ſie gegen eine ältere Generation kämpften, Eleganz und Weltluſt in hohen Perrücken, in geſtickten Manchetten und

Digitized by Google

den Degen an der Seite zu zeigen trachteten; wo ſie ſich einem durchreiſenden hohen Gönner Angenehmes und Geiſtreiches zu ſagen beſtrebten, oder nach vollbrachtem tabackumnebelten Tagewerk am Schreibtiſch, in den franzöſiſchen Gärten mit den geſchorenen Hecken, Urnen und Blechgewächſen mit den weißgepuderten Freundinnen auf rothem Abſatz auf- und ab ſpazirten. Es iſt eine wunderlich ehrſame, eine graciös unbehilfliche Zeit, dieſe Zeit des Rococo und die Poeſie derſelben mit ihrer ſchwerfälligen Moral und ihrem ernſthaften Versmaaß, das ſelbſt den Schalk mit all ſeiner Lachluſt ſchnürt und dreſſirt, verſchafft uns eine wahrhaft heitere Erbauung.

Die Männer Gottſched, Rabner, Gellert haben dabei ihre unleugbaren Verdienſte. Sie helfen einmal über den Schwulſt Lohenſteins, über die Zibeth- und Ambradüfte und die barocke Liederlichkeit Hoffmanns von Hoffmannswaldau hinweg, wenn ſie auch dem wohlredenden, gefühlvollen Streben Weiſſe's zum Theil Unrecht thun. Sie redeten das erſte ehrliche Deutſch wieder, wo eben die franzöſiſche und lateiniſche Sprache oder ein Gemiſch aus beiden noch galt. Sie begriffen, daß der Deutſche aus den Alten, aus den Franzoſen und Engländern mehr lernen müſſe, als die bloße Sprache. Sie ahmen zwar nur die Natur nach und ſind noch weit davon entfernt, daß der Geiſt wie die Natur ſchaffen müſſe, daß der ſchöpferiſche Geiſt des Dichters ſelbſt gleich die Natur beleben, beſeelen, mit Geiſt durchdringen ſoll. Aber ſchon jenes Streben nach der Natur, jene Achtung vor derſelben hat bei der vorhergegangenen Unnatur ſeine Verdienſte. Während die Schriftſteller darüber aus waren, die äußere Form, den Ausdruck des Gedankens zu veredeln, war es eigentlich der ſchöne poetiſche Sinn, der Gedankenreichthum ſelbſt, der unter dieſem Ringen mehr und mehr gewann. Und wenn

Digitized by Google

es den Dichtern jener Zeit nicht glückte, ſich mit der Entwicklung der Zeit im Schritt und ſich jung zu erhalten und die Jugend an ſich heranzuziehen, ſo iſt das als Thatſache zu betrachten, jenen aber kein Vorwurf daraus zu machen.

Zu dieſer erſten literariſchen Gruppe der neuen Epoche gehört denn auch Abraham Gotthelf Käſtner, im Jahre 1719 zu Leipzig geboren, wo er als junger dreizehnjähriger Student die Univerſität bezog, 1735 zum Baccalaurus creirt wurde und von 1746 an als außerordentlicher Profeſſor lehrte, bis er 1756 als ordentlicher Profeſſor nach Göttingen berufen wurde, um es dort bis zu dem hohen Alter von 81 Jahren zu bringen (ſt. 1800). Käſtner entwickelt eine eigenthümliche Rührigkeit und bietet zugleich die ſeltene Erſcheinung, daß ein Profeſſor der poeſieloſeſten Wiſſenſchaft, der Mathematik, ſich mit der Poeſie befaßt.

Um den Mann jedoch richtig zu würdigen, iſt feſtzuhalten, daß derſelbe hauptſächlich als Gelehrter und als Univerſitätslehrer zu wirken ſuchte. Iſt die Bedeutung Käſtner's als Mathematikers und Aſtronomen auch für uns vorüber, ſind ſeine vielen Handbücher gegenwärtig auch vergeſſen: ſo war doch ſeine Thätigkeit unter den Zeitgenoſſen neben Euler, eine durchaus anerkennenswerthe. Die Beſchäftigung mit der ſchönen Literatur, die wir hier freilich zur Hauptſache machen, war für Käſtner immer nur angenehme Nebenſache, Erholung und Mittel, ſeinen bunten Kenntniſſen und Einfällen eine dem damaligen Geſchmack entſprechende gefällige Form zu geben. Auf den Leſſing'ſchen Ausſpruch, daß es recht erfreulich, wenn Jemand ein Dichter ſei, daß er aber nothwendig noch mehr ſein müſſe, hielt er mit einem gewiſſen Nachdruck.

Als Knabe hatte er viel geleſen und wenig geſprochen. Als junger Student hörte er juriſtiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, hiſtoriſche, philoſophiſche Vorleſungen und ſelbſt dieſes

Digitized by Google

Durcheinander war in einer pedantiſchen, monotonen Zeit des Studirens ein anerkennenswerthes Wagniß, um aus der Sklaverei der Fachwiſſenſchaften herauszukommen und eine Stellung in freier Humanität einzunehmen. — Käſtner war von ſeinem Vater für die Jurisprudenz beſtimmt und entſchied ſich ſelbſt für Mathematik, und es iſt charakteriſtiſch, wie er ſich den Übergang mit Hülfe der Poeſie zu erleichtern ſuchte, indem er in einem übrigens höchſt proſaiſchen Gedicht von der Jurisprudenz Abſchied nimmt. Ihn widert die Maſſe von Gedächtnißſachen an, mit denen ſich die entſprechenden Talente immerhin beſchäftigen ſollen: ein Kopf »der Witz und Denken liebt,« meint Käſtner, müſſe ſich abwenden. Dieſes Vergnügen an Witz und Denken iſt die eigentliche Deviſe Käſtners und bezeichnet ſeine ganze Stellung zur ſchönen Literatur. Nahm Käſtner gleich anfangs lebhaften Antheil an Gottſched's Übungen in Poeſie und Beredſamkeit, und hatte er auch Beweglichkeit genug kein unbedingter Anhänger dieſes Schöngeiſts zu ſein, der ſeine Blumen und Figuren gewiſſermaßen wie ein Weißbinder durch ein geſchnitztes Blech malte, ſah er vielmehr ein, daß die ſchweizeriſchen Naturſchilderer viel mehr Phantaſie hatten: ſo bleibt doch ſeine eigene Production, das Epigramm abgerechnet, durchaus in der ſchulmäßig ängſtlichen und befangenen Weiſe Gottſched's ſtehen.

Daß Käſtner eine durchaus proſaiſche Natur iſt, das beweiſen ſeine Gedichte am meiſten. Während Hagedorn und Felix Weiße in der Welt fröhlicher Menſchen ſich bewegen und hier eine kleine Sünde erlauſchen und reimen, dort eine kleine Schalkheit begehen und ſie ſpielend aufs Papier bringen, ſitzt Käſtner am Schreibtiſche, arbeitet in ſeinem mathematiſchen Handbüchern; zur Erholung, fällt ihm alsdann ein, ſollſt du ein Gedicht machen; er bringt es zu Stande und

es findet unter den Freunden das gebührende Lob. Gern wollen wir aber die Selbſterkenntniß des Mannes dabei anerkennen, der da einräumt, daß er weder wie Haller »erhabene Lieder, hoher Weisheit voll« dichten könne, noch »munteren Scherz mit Wiſſenſchaft zu zieren« wiſſe, wie Hagedorn; daß er nicht mit Elias Schlegels »Fleiß« ein Trauerſpiel zu erfinden, noch wie Gellert »zärtlich zu denken und edel zu fühlen,« oder in Klopſtock's »prächtigen, neuen Tönen die Mädchen ernſten Tiefſinn, die Stutzer Andacht zu lehren« im Stande ſei. Zu widerſprechen iſt dem nicht im Geringſten und wir haben zugleich den Vortheil daraus zu ſehen, was Käſtner für das Weſentliche und Bedeutende an dieſen Dichtern hält.

Käſtner's Lieder und Oden handeln zwar von Phyllis und Chloris. Allein wenn es bei Bürger ſchon aufgefallen iſt, daß er von allen Göttinnen des Olymps die Reize Molly's zuſammenborgt, ſo wird die Armuth Käſtner's noch rührender, der die Ausſteuer ſeines Hannchens ſogar von irdiſchen Töchtern, von Henriette, Chriſtiane, Wilhelmine, Mariane, Leonore, Margaris entlehnt, und ſie nicht ſchildert, ſondern einfach wie in einem Inventar aufführt: ſo daß der Leſer ſich erſt bei Henriette und Chriſtiane des Näheren erkundigen mag. Die Worte Wein, Trinken, Küſſen, wieder Küſſen und Trinken machen eine gedrechſelte Ode ohne Weiteres zu einer anakreontiſchen. Selbſt da, wo Käſtner ſeinen Stoff nicht aus Büchern genommen hat, ſondern wo ſein Herz ins Spiel zu kommen ſcheint, macht er kurze poetiſche Umſtände. Iſt das Mädchen grauſam, ſo erſcheint es ihm, mag es an ſich noch ſo reizend ſein, durchaus häßlich und der Poet kehrt ſich gar nicht daran, daß es weit mehr im Sinne ſeiner Zeit gelegen haben und viel poetiſcher geweſen ſein würde, der unbedingte Sklav der Schönheit zu werden

Digitized by Google

und die Grauſame durch alle Künſte galanter Beredſamkeit zu beſiegen. Eben ſo charakteriſtiſch iſt für Käſtner, aber zugleich für die jungen Gelehrten jener Zeit überhaupt, die Schilderung eines Magiſterſchmauſes. Die Sonne ſinkt, der Feiernde und Gefeierte, der nun nicht mehr mit Namen, ſondern beim Titel angeredet wird, hat ſich eine Geſellſchaft zuſammengeladen. Neun Gäſte erſcheinen, der Wirth iſt der zehnte: jene ſtellen die neun Muſen, dieſer ſogar Venus ſelbſt vor. Käſtner ruft aus:

Wenn wir uns oft als Weiſe zeigen,
So laßt uns einmal Menſchen ſein.

Recht brav und verſtändig gedacht, auch ohne die Einſicht, daß es eigentlich weiſe iſt, ſtets Menſch zu ſein. Auch das iſt gut, daß die Doctordiſſertation zu Heringspapier verwendet werden ſoll. Nun wird des Schilfes Saft, der rothen Beere Kern gemiſcht; aber man irrt, wenn man meint, daß Vater Bacchus nun zur Herrſchaft gelangen würde. Es wäre erfreulich geweſen, wenn recht herzhaft getrunken und noch herzhafter über Empfindungen, Pläne, Entſchlüſſe der Verſammelten geredet worden wäre; allein die Herren, die ſich ſchon auf ihren »geſetzten Sinn« etwas wiſſen, zünden die Tabackspfeife, »deren Dampf gelehrt und artig macht« an, und man greift zum Kartenſpiel, während Käſtner an einer andern Stelle ſelbſt ſagt, er ſpiele bloß, wenn er mit den Menſchen nichts Beſſeres anzufangen wiſſe.

Nach dem Geſagten ſollte man meinen, die Fabel und Erzählung müßte Käſtner beſſer gelingen. Allein, wenn bei Gellert die Erzählungen am meiſten anſprechen, welche auf feinerer Beobachtung menſchlicher Zuſtände und nicht auf fingirten Verhältniſſen beruhen und die Fabeln am meiſten, die durch Eingehen in die Natur des Thiers und durch Benutzung thieriſcher Klugheit und thieriſchen Inſtincts für die

Witzigung des Menſchen wirken, ſo kann der Mangel an dieſen Vorausſetzungen nicht befriedigen. Selbſt da, wo Käſtner die naive Weisheit des Umgangs mit Blumen und Bäumen wählt, um der Reflexion eine Sentenz, eine abſtracte Lehre zuzuführen, da fehlt es ihm an Phantaſie, um das Bild durch Ausmalen aller Einzelheiten anſchaulich und gefällig darzuſtellen und an Beobachtung der Menſchen, um pſychologiſche Entdeckungen zu machen. Einige Mal würde die Fabel gefallen können, oder wenigſtens wahr erſcheinen, wenn das Bild nicht durch eine erzwungene Erklärung gradezu verdorben worden wäre. So führt Käſtner ganz hübſch aus, daß, wenn wir auch im Garten viel beſſere Blumen haben, uns im Felde auch die wilde Roſe willkommen iſt. Dieſe Erfahrung bedurfte ſelbſt für den Fall der Übertragang auf menſchliche Verhältniſſe kaum einer Erklärung. Käſtner fügt aber ſogar ganz ſchief hinzu: ſo wird man oft den Ruhm gelehrter Schönen hören, mehr das Geſchlecht zu ſchmähn, als die Perſon zu ehren.

Die Elegieen haben, als reine Nachahmungen Boileau's und Pope's oder als bloße Gelegenheitsgedichte, wenig Werth. Sie ſind ſämmtlich »verſtändig, tugendhaft, zufrieden, beſcheiden.« Der Verfaſſer brennt allein für Wahrheit und für Tugend, ſtärkt den Verſtand und übt ſeine Pflicht. Indeß iſt zu erwähnen, daß die Moral hier den Verſuch macht, ſich äſthetiſch zu begründen und ſich im ſchönen Verkehr der Menſchen geltend zu machen. Die Erwähnung, daß Jemand das irdiſche Glück nicht dumm verachten, daß er ſich durch Witz und gute Sitten nützlich und beliebt machen ſolle, daß es kein Verdienſt ſei, einer Frau nur aus Trägheit treu zu bleiben, daß vielmehr die Freude, durch ſein Glück ein zweites Herz beglückt zu wiſſen, den wahren Frieden begründe, mag darauf hinzielen. Im Übrigen muß die Bemerkung genügen,

Digitized by Google

daß Käſtner in einem Gelegenheitsgedicht ſogar die Krankheit nennt — und es iſt kein Seelenleiden — woran der Verblichene geſtorben iſt! — Die »philoſophiſchen Gedichte« ſind gereimte Katheder vorträge, die ſich in Proſa beſſer ausgenommen haben würden. In dem von den Kometen handelnden ahmt Käſtner das Gedicht von Opitz, »der Veſuv,« nach, das wenigſtens maleriſcher ſchildert. Käſtner polemiſirt gegen die, welche die Kometen für bloße Schwefeldünſte halten, er bezeichnet die Kometenbahn als berechenbar und thut ſich in einem ſpätern Gedicht viel darauf zu Gute, daß er Newton und Kepler in den Vers gebracht und ein Poem geliefert habe, das zu bewußtem »Denken« veranlaſſe. In dem Lehrgedicht »Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſein«, kommen wir ſodann auf dieſen Punkt ausführlich zurück:

Mich reizet nur ein Lied, von tiefem Denken voll,
Gemacht daß man es mehr als einmal hören ſoll,
Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man ſchon weiß, verſtecket.

Käſtner verlangt zwar nicht, daß der Dichter, der die »muntere Sittſamkeit der Schäferin« beſingt, auch den Anſprüchen des Philoſophen genüge; er will aber auch nicht darin verdacht ſein, daß er ſich nicht um die ſtutzerhaften Poeten kümmert, die bei Damen witzig ſind, bei Klugen aber ſchweigen: welchen Gegenſatz ihm die Damen, denen er den Hof machte, freilich ſehr übel hätten nehmen können.

Die Käſtner'ſchen Parodien zu Originalen von Hagedorn, Elias Schlegel, Haller entſprechen vielleicht dem urſprünglichen Begriff der Parodie, wonach ſie nichts anderes ſein ſoll, als die Benutzung fremder Verſe, um eigene damit wechſeln zu laſſen. Allein von Auffindung eines glücklichen originellen Gegenſatzes, oder einer frappanten Ähnlichkeit, die den frem-

Digitized by Google

den Verſen eine neue, wo möglich ſcherzhafte Bedeutung gegeben hätte und die man bei der witzigen Dispoſition Käſtners erwarten ſollte, kann nicht die Rede ſein. Wir wüßten nicht, wie die Parodie ohne dieſe Beziehung einen Werth erhielte und deshalb erſcheint die Parodirung von Hagedorns »Verläumdung« geradezu matt. Hagedorn führt ganz munter und hübſch aus, daß ſtolze Schöne immerhin ſpröde und grauſam ſein können und daß man doch annehmen kann, daß ſie bei Gelegenheit keineswegs unerbittlich bleiben. In der Parodie iſt dagegen von der Anmaßung kleiner Geiſter die Rede und der Refrain behauptet, daß letztere dennoch Theilnahme gewinnen können. Je ſpröder die Schönheit dort iſt, deſto ſicherer dürfen wir annehmen, daß ſie ſich erbitten läßt: aber wie fügt ſich die Annahme, daß, wenn der Schriftſteller nur anmaßend bleibt, auch ſein Erfolg allmälig geſichert wird? Je mehr Käſtner ausmalt, deſto trockner wird ſein Gedicht. Oder iſt es zu rechtfertigen, wenn Schlegel einem artigen Kinde zuruft, es möge ſich küſſen laſſen, ſo lange die Mutter es erlaube, ſo lange die Sehnſucht noch nicht manchen Kuß wünſchen und verſagen müſſe: Käſtner dagegen die Verſe ins Papierne überſetzt und einem Dichter anräth, er möge hurtig noch ſingen, bevor ihm die Kritiker das Geſchäft verleideten? In einem ernſten Gedicht iſt der Rath eine Beleidigung für das wahre Genie, daß ſich an die Kritiker nicht kehrt oder ſie zur Anerkennung zwingt und in einer Parodie iſt der Gedanke, ernſtlich gemeint, matt; Ironie aber anzunehmen, iſt nach der ganzen Faſſung des Gedichts unmöglich.

Wichtiger als dieſe poetiſchen Verſuche ſind die proſaiſchen Aufſätze, die als Reden für die deutſchen Geſellſchaften in Leipzig und Göttingen ausgearbeitet wurden. Sie wurden ſorgfältig ausgearbeitet; nicht frei gehalten und dann etwa

Digitized by Google

erſt niedergeſchrieben: daran iſt zu jener Zeit in Deutſchland noch nicht zu denken. Man ſieht hier, wie das Streben nach der leichteren Form, die Beſeitigung des ſchwerfälligen gelehrten Apparats, der Nachweiſe in zahlloſen Büchern, zugleich eine größere Gedankenfülle erzeugte, den Gedanken befreite und verſelbſtändigte, ſo daß die Sprachverbeſſerung der Anfang der Erziehung des Menſchengeſchlechts mit äſthetiſchen Mitteln auch auf dem proſaiſchen Gebiet wurde. Freilich ſieht man noch die Mühe und Noth, die dieſe Reden dem Verfaſſer machten. Man ſieht, wie er ſich das Material kümmerlich ausdachte; wie er bei der Conſtruction paßte und probirte, um das Ganze als in ſich abgeſchloſſen und vollendet darzuſtellen. Niemals wuchern die Gedanken über, Alles iſt ſorgfältig bedacht; niemals iſt ein verwegenes Wort gebraucht, das kauſtiſche Volksſprache wiedergäbe oder neu geſchaffen würde; kommt ja ein kühnerer Ausdruck zum Vorſchein, ſo iſt er ganz gewiß aus den Alten entlehnt. Die ſo gewonnene Proſa kommt uns vor, wie die erſten Spaziergänge nach überſtandenem Winter, wo man noch keine weite Ausflüge in Wald und Berg wagt, ſondern wo man erſt zuſieht, wie weit außerhalb des Thors vor Schnee und Eis vorzudringen iſt.

Hier wiederholt ſich in etwas beſtimmterer Weiſe Käſtners Ahnung von dem Umfange des Reichs des Schönen, das ſich über alle Gebiete der geiſtigen Thätigkeit erſtreckt, das durch das äſthetiſche Geſetz die menſchlichen Dinge ihrer Iſolirtheit und Kargheit zu entheben trachtet. So oft Käſtner jedoch auf die Idee zurückkommt, ſo iſt dabei zu bemerken, daß er ſie aus Keplers Harmonia mundi entlehnte, indem er verſucht, dieſelbe aus dem Mathematiſchen und Philoſophiſchen ins Allgemeinverſtändliche zu überſetzen. Leider hat er zu wenig Phantaſie, um den abſtracten Begriff auf

Digitized by Google

die Einzelnheiten der Wirklichkeit anzuwenden und er haftet andererſeits zu ſehr am Realen, um den Idealismus frei darauf wirken zu laſſen. An einer anderen Stelle, bei Gelegenheit der chriſtlichen Tragödie, ſieht man ſogar ganz deutlich, wie ſehr ihm die Einſicht noch fern liegt, daß die poetiſche Wahrheit noch wahrer ſein kann, als die hiſtoriſche, die in Ohnmacht und Verhüllung und Verkümmerung gefeſſelt ſein kann. Es klingt deshalb faſt zu treuherzig, wenn er wünſcht, daß das Geſchichtliche, »dem wir ſo viel Hochachtung ſchuldig ſind,« auch in der Tragödie gewahrt werden möge.

Im Übrigen iſt Käſtner nicht darin zu verdenken, wenn er von ſeinen Fachwiſſenſchaften ausgeht und ſie gern auf das belletriſtiſche Gebiet hinüberſpielen läßt. Die Behauptung daß die Aſtronomie tolerante Geſinnung giebt, iſt freilich nur aphoriſtiſch hingeworfen und nur an dem Beiſpiele des Jeſuiten Riccioli bewieſen, der die Proteſtanten Tycho und Kepler, da er ſie nicht im Himmel zulaſſen zu dürfen glaubte, wenigſtens auf dem Monde unterzubringen ſucht. Ebenſo iſt ein vortreffliches Thema: Euklid hätte nicht zum Hofprediger getaugt, eigentlich ſchon in der Überſchrift und nur als Behauptung abgemacht. Deſto beachtenswerther iſt, was Käſtner über den Gebrauch des mathematiſchen Geiſtes außer der Mathematik ſagt. Er ſieht ſeine Wiſſenſchaft in dieſer Beziehung keineswegs als diejenige an, die das Streben nach Deutlichkeit und unwiderſprechlicher Einſicht ohne Widerrede befriedigt; er beſteht nur darauf, daß man bei Unterſuchungen der Größe leichter als bei anderen Wiſſenſchaften wahrnimmt, ob man gefehlt hat. Die Mathematik gewöhnt nach dieſer Anſicht wenigſtens zu einer Vorſicht, die unſere Forſchungen im Reſultat zuverläſſiger macht. Die Gewohnheit nicht anders als deutlich, ordentlich und zuſammenhängend zu

Digitized by Google

denken, heißt es, verſtattet nicht, übereilte Urtheile über Sachen zu fällen, die wir nicht hinlänglich unterſucht haben. Sie verhindert uns, einem Vortrage Beifall zu geben, der uns nicht überführt; aber ſie erlaubt uns eben ſo wenig, etwas zu verwerfen, das auf Gründen beruhen kann, die wir noch nicht einſahen. So verwahrt ſie uns vor Leichtgläubigkeit und ungerechtem Tadel und nöthigt uns, dem Verſtande und Fleiße Anderer auch alsdann Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn er auf Gegenſtände angewendet iſt, mit denen wir uns ſelbſt nicht beſchäftigt haben. Hätte man in der Geſchichte der Menſchheit, fährt Käſtner fort, die Zeugniſſe öfter ſo geprüft, wie man es in der Geſchichte des Himmels ſtets gethan, ſo wäre die Hiſtorie nicht nach dem Zeugniſſe ihrer größten Kenner eine Wiſſenſchaft, wo eins der erhabenſten Verdienſte darin beſteht, alte Märchen zu widerlegen. — Schriftſteller, welche freilich mehr Mathematik in den verſchiedenen Wiſſenſchaften angewendet verlangen, meint Käſtner und zielt damit, wie es ſcheint, auf die Wolf'ſche Philoſophie, können ſehr langweilig werden, ſobald ſie nicht einſehen, daß der Mathematiker neben der mathematiſchen Methode auch mathematiſchen Geiſt beſitzen muß. »Und ſelbſt nur die Berechnung ſo weit getrieben, eine Tragödie ſtreng nach den Geſetzen der Dichtkunſt einzurichten, kann dieſe vollkommen regelrecht und vollkommen elend zugleich erſcheinen laſſen.«

Käſtner macht in einer andern Abhandlung ſogar den Verſuch die Mathematik von der Seite des Vergnügens aufzufaſſen. Doch iſt er behutſam genug dann nur von einem Zeitvertreibe zu ſprechen und ſein nüchternes Denken bewahrt ihn vor dem Irrthume, als ob die Beſchäftigung mit abſtracten Zahlen und abſtracten Linien unter den Geſichtspunkt des Schönen und ſomit des eigentlichen, des höheren Vergnügens fiele. Das Gebiet ſchildern, auf dem ſich der Mathematikverſtändige

Digitized by Google

ergehe, meint Käſtner, hieße Alles nennen, was die ſinnliche Welt in ſich faßt, hieße das Werk eines Schöpfers ausmeſſen, den Platon für einen ewigen Geometer erklärte und damit nach Käſtners Dafürhalten würdiger von ihm dachte, als die chriſtlichen Weltweiſen, die dieſen Schöpfer ohne Grund handeln und damit er frei bleibe, ja nicht das Beſte wählen laſſen. Dieſe Rückſicht leitet freilich mehr zu den ernſtlichen Beſchäftigungen hin, als daß ſie zum bloßen Zeitvertreibe diente. Die Mathematik ſoll deßhalb Niemand aufgedrängt werden, der ſie für eine beſchwerliche Bemühung hält: doch wird daran erinnert, daß auch kleine Zeitvertreibe, die nie den Namen der Mathematik trugen, hierher gehören, das Schachſpiel ſowohl, wie Pochen und Häufeln.

Bei der Gelegenheit bemerkt Käſtner, daß ohne die natürliche Geometrie, vermöge der unſere Seele Proportionen und Eurythmie bewirkt, uns keine von den Künſten rühren würde, die nur für das Geſicht ſind, weder die Malerei noch die Bildhauerkunſt, noch die Baukunſt, noch die Tanzkunſt; ſelbſt die ſchöne Kunſt nicht, wo uns die Meiſterin zugleich mit ihrem Werke gefalle, die Geſchicklichkeit des Frauenzimmers im Putz. Eben ſo gehöre zur Beurtheilung der Harmonie in der Muſik ein arithmetiſches Ohr, obgleich mancher Muſikfreund kaum das Einmaleins verſtehe. Gern iſt dieſe Beobachtung anzuerkennen; nur vermag Käſtner das über das roh Mathematiſche Hinausgehende in den ſchönen Künſten, das die Bewegung, die Empfindung, die Macht des Geiſtes über die Materie überhaupt Betreffende, mit einem Wort die Idee und ihre Verwirklichung bei der Gelegenheit noch nicht zu erfaſſen; er bleibt unmittelbar vor der Hauptſache halten.

Übrigens hält Käſtner auch hier feſt, daß alle Gebiete der Gelehrſamkeit, wie alle Theile der bewohnten Erde, mit einander in Verbindung ſtehen: und ohne ſich in dem Organis-

Digitized by Google

mus dieſes Gedankens mit einem gewiſſen Bewußtſein zu bewegen, ſchrieb er ſelbſt verſchiedentlich umherſpringend über die Bienenzucht und über die Gründe, warum ſich ein Gelehrter um die Kenntniß des Kriegsweſens bekümmern müſſe, über ſinnliche Wahrnehmung und Erſcheinung, über den Beruf des einzelnen Menſchen, über das angenehmſte und ſicherſte Mittel recht tugendhaft zu werden, wo hier und da wohl ein Anflug von Laune zum Vorſchein kommt. Mit dem meiſten Erfolge kam Käſtner auf mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zurück. Nur konnte der bewegliche Mann dem Drange der Zeit ſich in politiſche Dinge zu miſchen in ſeinen alten Tagen nicht widerſtehen; er ſchrieb 1793, trotzdem daß er ähnliche Beſtrebungen früher gern abgelehnt hatte, eine Abhandlung über das Unvermögen der Schriftſteller, Empörungen zu bewirken. Indeß wird hier nichts Bedeutendes vorgebracht. Daß Käſtner das Weſen der Revolution ſo wenig wie die Meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute begriffen habe, ſieht man daraus, daß es ihm darauf ankommt: die Mächtigen ſollen den freiwilligen Gehorſam der Untergebenen durch H e r a b l a ſ ſ u n g erlangen. Denn das Wort Herablaſſung iſt eins der kränkendſten im Katechismus der Knechtſchaft und erſt wenn es demokratiſch m i ß v e r ſt a n d e n wird, bekommt es die politiſche Bedeutung. Alles kommt bei der neuen Bewegung auf das E m p o r ſt e i g e n der gedrückten Menſchheit zur S e l b ſt b e ſt i m m u n g und Freiheit an und deßhalb iſt mit dem Käſtnerſchen Vorſchlage der Herablaſſung, der bloßen H ö f l i ch k e i t der im Beſitz der Macht und der materiellen Mittel Befindlichen wenig gedient. Neben dem Bewußtſein des eigenen Werthes ſoll von den Großen auch der Werth Anderer richtig geſchätzt werden, ſie ſollen V e r g n ü g e n an der Zufriedenheit der Menſchen finden, ſie ſollen ihr Wohl fördern, ihre Noth lindern. Allein das ſind zwar

Digitized by Google

ſehr milde, aber ganz allgemeine Redensarten, die die Sache nicht treffen, zumal ſchon andere Männer jener Epoche, ſelbſt in Göttingen, nicht auf das Princip der Barmherzigkeit, ſondern der Gerechtigkeit hindeuteten, ſo daß wir uns auf unſers Autors Deduction, die den Einfluß Voltaire's Montesquieu's, Rouſſeau's feſtſtellen will, unmöglich weiter einlaſſen können. Nur mit wenigen Worten kann die Anſicht des bereits hochbetagten Mannes bezeichnet werden. Ihm ſind die Worte Freiheit und Gleichheit im aufrühreriſchen Paris zuſammengeſchwatzt, während Menſchenverſtand ihre Begriffe nicht zuſammendenken könne. Das Mißvergnügen in Frankreich ſei allerdings durch Bedrückungen herbeigeführt, nicht aber durch Bücher. Mißvergnügte, heißt es, verlangen keine Lehrer, ſondern Anführer. Zum Ereigniß gehören Arme, die werden nicht von dem Kopfe, mehr vom Herzen, am allermeiſten vom Magen regiert und ſie fragen nicht nach Schriftſtellern von Verſtand und Witz. Die Sansculotten ſind nicht durch Rouſſeau und Montesquieu aufgebracht. Die Franzoſen ſchickten auch keine Ausgaben dieſer Schriftſteller an die Völker, die ſie befreien wollten, ſondern Regimenter. Man ſieht, wie Käſtner die Äußerlichkeiten, den Straßentumult, nicht die parlamentariſchen Verhandlungen auffaßt und über den geräuſchvollen Nebenſachen die ſtilleren Hauptſachen unbeachtet läßt.

Auf das Gebiet der novelliſtiſchen Erfindung und des Geſtaltens einer tendenziöſen Geſchichte aus freier Phantaſie hätte ſich Käſtner freilich gar nicht wagen ſollen. Er hat es nur in der Jugend gethan, vielleicht durch Voltaire's Mikromegas, der in's Aſtronomiſche geräth, und durch Ähnliches verleitet; aber es mangelt ihm auch in dieſer Beziehung jeder Erfolg. In den »Nachrichten über einige Mondregentinnen« wird nämlich ein mächtiges Reich im Monde fingirt, ſogar

Digitized by Google

auf der uns beſtändig abgewendeten Seite dieſes Himmelskör-pers, was nicht einmal nöthig geweſen wäre. Die Regen-tinnen ſind Amazonen und die Staatseinrichtungen erſcheinen unbeholfen genug, ohne daß die Darſtellung in Witz oder Laune, in Übertreibung oder Perſiflage irdiſcher Zuſtände ir-gend einen Reiz bekäme. Was iſt damit gedient, daß die Regentinnen dieſes Mondreichs über ihre Pflichten und über das Wohl ihrer Unterthanen beträchtlich nachdenken, wenn der-gleichen nicht im Speciellen angedeutet wird? Wenigſtens ſieht man nicht, was dahinter ſtecken ſoll, daß die Uhren des Reichs wie Mühlen durch Waſſer in Bewegung geſetzt werden, daß kein Menſch Seile und Stricke gebrauchen darf und daß die Pferde den Wagen nicht ziehen, ſondern ſchieben müſſen. Wäre in dem Königreiche vorher irgend eine illuſtre Perſon gehenkt worden, ſo ließe ſich jene Maßregel hören, denn im Hauſe des Gehenkten darf man nicht von Stricken reden; würden die Pferde hinter den Wagen geſpannt, müßten ſich die Uh-ren trotz aller aſtronomiſchen Zeit, nach dem Willen der Kö-nigin richten, ſo wäre das ſchon zu ertragen. So aber bleibt es unbegreiflich, was wir mit der ganz abſtract gehaltenen translunariſchen Staatsfiction anfangen ſollen. Was liegt dar-an, amerikaniſchen Mineralreichthum, weſtindiſche Naturein-falt der Bewohner und europäiſche Pappelalleen auf den Mond zu verlegen, da dergleichen direct, ohne Entſtellung, und des-halb beſſer zu haben war?

Die Briefe Käſtner's, wenigſtens die, welche ſich in den Sammlungen vorfinden, ſind von keinem hiſtoriſchen Werth. Sie enthalten faſt nur Geſchäftliches und die freundſchaftlichen Mittheilungen ſind ohne herzliches Behagen abgefaßt. Die Briefe an Bürger betreffen nur deſſen Habilitation als Do-cent in Göttingen. Alle übrigen ſind artig geſchrieben, hier und da mit einem ganz kleinen Witz ausgeſtattet und nur wo

Digitized by Google

perſönliche Streitigkeiten durchzufechten waren, kann Käſtner bitter und heftig werden, ſo daß er die Leipziger Feinheit wohl einmal vergißt.

Im Zuſammenhange der Literaturgeſchichte iſt jedenfalls das Hauptgewicht auf die Epigramme zu legen. Auf ihnen beruht in der That des Mannes bleibende Bedeutung. Auf ſeine Gedichte hat er ſelbſt kein großes Gewicht gelegt; ſeine proſaiſch-belletriſtiſche Schriften überläßt er gleichfalls ihrem Schickſal; auf ſeine witzigen Einfälle thut er ſich deſto mehr zu Gute. Auf ſie hat er ſein Leben lang beſondere Sorgfalt verwendet; und wenn es auch zunächſt nur Scherz iſt, daß er ſich als Miniaturportraitmaler einem einheimiſchen und auswärtigen Publicum empfiehlt, das beſtermaßen bedient werden ſoll, ſo weiß man doch, die ernſtliche Meinung leicht herauszunehmen. Um auf einen ganz äußerlichen Punkt aufmerkſam zu machen, ſo kann man gewiß ſein, daß wenn Käſtner in Geſellſchaft, im Concert oder auf einem Spaziergange irgend ein Bonmot vorbrachte, er daſſelbe bei der Heimkehr ganz gewiß ſogleich und ſorgfältig buchte. Käſtner iſt auf die Weiſe ein halbes Jahrhundert lang witzig geweſen und da kommt denn eine ganz hübſche Anzahl Epigramme, Scherze und Witzworte heraus. Alle ſind ſo zierlich, wie es die damalige Sprache und der Alexandriner zuließ, ausgearbeitet. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen, daß ſie merkwürdig objectiv ſind. Faſt alle tragen ihren Schwerpunkt in ſich ſelbſt; bedürfen ſie bisweilen einer Erklärung über ihre äußere Veranlaſſung, ſo kommt faſt nie die eigenthümliche Dispoſition des Verfaſſers in Betracht und eben ſo wenig dienen die Epigramme dazu, über Käſtners inneres Leben Aufſchluß zu geben.

Käſtner zeigt Witz und nur Witz und nicht den geringſten Humor. Man muß ſich bei der unmittelbaren Wirkung eines komiſchen Einfalls begnügen und darf nirgend die fei-

Digitized by Google

neren Züge verlangen, wodurch das Epigramm mit der eigentlichen Poeſie näher verwandt wird. Alles iſt pfiffig und beſchleicht den Epigrammatiſten dabei ein ſatyrhaftes Lächeln, ſo geräth er damit im ſchrecklich ernſthaften Göttingen überall in Colliſionen und dann muß er ſich in einigen Verſen Luft machen. Mehr iſt im Allgemeinen nicht über das Käſtnerſche Epigramm zu ſagen. Logau und Wernike ſind als Weltleute Epigrammatiker, Käſtner iſt es als Gelehrter. Die Lichtenbergſchen Aphorismen, die, ohne auf die äußere Form des Epigramms Anſpruch zu machen, oft viel feiner und witziger ſind, als die Käſtner'ſchen, beruhen weit mehr auf einer beſtimmten, aus den Aphorismen ſelſt ſyſtematiſch herzuſtellenden Weltanſchauung. Bei Käſtner bleibt Alles iſolirt, trotzdem, daß er ſich, wie wir ſahen, gern auf die kosmiſche Harmonie beruft. Es fehlt hier die liebevolle Hingabe an die Welt, vermöge deren der Menſch im Allgemeinen die tauſend Fäden des Beſonderen und in Beſonderen den weiten Ring des Allgemeinen entdeckt. Weder iſt Käſtner von einer klaſſiſch durchwärmten Heiterkeit ergriffen, noch fühlt er irgend wie die ſtille Luſt des ſubjectiven Geiſtes, der im Ausſprechen eines neuen Gedankens eine neue freundliche Beziehung des Subjects zum Univerſum findet. Käſtner ſchleudert in Haſt ſein ſalziges Epigramm, weil er irgend einen kleinen Fehler, eine Ähnlichkeit, einen Unterſchied, eine Zweideutigkeit entdeckte: dann ſitzt er auf der Lauer, um zu beobachten, welche Wirkung ſein Wort hervorbringt.

Die Wirkung war nicht unbedeutend; die Lacher hatte Käſtner meiſt auf ſeiner Seite und die Gegner, welche die Geißel fühlten, ärgerten ſich beträchtlich, da ſie ſelten zu antworten wußten. In der That machte ſich Käſtner viel Feinde und wenn es allerdings ein Vorzug ſeiner Epigramme iſt, daß ſie gewöhnlich einen ganz beſtimmten Fall ins Auge faſ-

ſen, ſo gerathen ſie doch bisweilen auch in den Fehler, daß ſie durchaus keine Perſpective von dem einzelnen getroffnen Narren auf die verehrliche Narrenzunft bieten. Ihr Intereſſe bleibt wie ihr Urſprung oft zu local, bleibt nur Wortſpiel. Es iſt nicht zu verkennen, manche kleine Scene, mancher kleine Witz iſt im höchſten Grade ſinnreich und ergötzlich. Das Ziel wird getroffen und die Ausführung iſt präcis und kräftig, ſo daß manches Epigramm in Göttingen noch traditionsweiſe fortlebt, wie denn auch Bouterwek das eine oder andere noch hörte. Allein das eigentlich Freie und die unerſchütterliche, ſichere Stütze auf den abſoluten Geiſt, wie wir ſie bei Leſſing finden, fehlt hier. Es fehlt die höhere weltmänniſche Freiheit, die weiter geht als das bloße Freiſein von manchen Profeſſorenvorurtheilen, jene Freiheit, die ſowohl den Hochmuth und die Anmaßung, als jede zahme Reſignation, Devotion und Kriecherei auf religiöſem, ſittlichem und politiſchem Gebiet gründlich vernichtet.

Wiederkehrend iſt in der bunten Folge der Epigramme das Streben, eine heuchleriſche Prüderie zu bekämpfen, die jeden ſinnlichen Genuß ableugnet, um die Sinne dann vielleicht ins Geheim deſto geiſtloſer zu befriedigen. Käſtner iſt heitern Temperaments, ſo daß er jeden Genuß mitnimmt. Von einer guten Mahlzeit hält er außerordentlich viel; Wein iſt weniger ſeine Leidenſchaft; er verlacht den Mann, der vor dem ſechzigſten Jahre die Nonnen für den Wein zu geben vermag und verdenkt den Sultan darin, der ſeine (1001) Nächte nicht beſſer hinzubringen weiß, als daß er ſich von ſeiner Sultanin Märchen erzählen läßt. Wo Käſtner kann, da erzeigt er den Weibern, ſo lange ſie jung und hübſch ſind, manche epigrammatiſche Artigkeit. Kann er der Eitelkeit der Gelehrten etwas anhängen, daß der Eine als Doctor ſehr

galant und als Stutzer ſehr gelehrt iſt, daß der Andere darum ſein Portrait vor ſeine Schriften ſetzen läßt, damit man ihn noch ſieht, wenn man ihn auch lange nicht mehr lieſt, ſo thut er es mit beſonderer Zuvorkommenheit. Wo es den Großen gilt, da iſt das Epigramm freilich ausnahmsweiſe nicht biſſig, ſondern unterthänig und in dieſem Punkte nimmt der viel frühere Logau eine weit erfreulichere Poſition ein. Indeß dringt bei Käſtner doch auch eine höhere Idee durch, die des Patriotismus nämlich. Derſelbe war im ganzen nördlichen Deutſchland erwacht, indem ſich Maria Thereſia mit dem ehemaligen Reichsfeinde gegen Friedrich den Großen verbündet hatte. Man vergaß zwar, daß dieſer deutſche Bürgerkriege führte: indeß war ſchon etwas damit gewonnen, wenn die viel zu ſehr bewunderten Franzoſen endlich die geiſtige wie äußere Suprematie in Deutſchland einbüßten. Leſſing ſchlug ihnen auf dem dramatiſchen und künſtleriſchen Gebiet überhaupt ſeine Schlachten, wie Friedrich im Felde und wo Käſtner ihnen einen Hieb verſetzen kann, da thut er es gewiß. Er thut es bei Gelegenheit von Roßbach und von Minden; er thut es, indem er Friedrich den Großen und Ferdinand von Braunſchweig feiert. Die Bewunderer franzöſiſcher Eitelkeit, die unbedingten Nachahmer franzöſiſcher Weiſe, wo der deutſche Geiſt ſelbſtändig ſchaffen ſollte, werden heftig angegriffen und Käſtners Unbefangenheit iſt zugleich anzuerkennen, der nicht aus dem Auge verliert, was an den Franzoſen wahrhaft zu ſchätzen iſt. Er will ſeinen Landsleuten gern die franzöſiſche Mode, Kochkunſt, Literatur gönnen, wenn ſie nur auch darin den Franzoſen nacheiferten, daß ſie ihr Vaterland vor allen andern Ländern ehrten und jenen Ehrgeiz fänden, die Particular-Intereſſen den National-Intereſſen zu opfern, ſich als Nation zu fühlen und als ſolche mit den übrigen Na-

Digitized by Google

tionen, den Franzoſen, den Engländern in kühnen Wetteifer des Strebens zu treten.

In dieſem Sinne würde auch uns noch manches Käſtner'ſche Epigramm ins Gewiſſen zu reden haben.

Digitized by Google

Gottfried von Straßburg

in

ſeinem Verhältniß zur Sittlichkeit und Poeſie

des

Mittelalters.

Von

K. R. Köſtlin.

Digitized by Google

Die Jahrbücher der Gegenwart (von A. Schwegler in Tübingen) enthielten in einem ihrer letzten Hefte einen Artikel über Gottfried von Straßburg, von A. Scherr, mit deſſen Tendenz, dem Sänger von Triſtan und Iſolde die Theilnahme des gebildeten Publikums zuzuwenden, gewiß Jeder übereinſtimmen wird, der dieſe ſchöne Reliquie mittelalterlicher Dichtung und Sinnesweiſe kennen gelernt hat. Denn wenn wir auch Anſtand nehmen müſſen, Gottfried als »den größten« der deutſchen, ja auch nur der mittelalterlichen Dichter zu bezeichnen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er uns die Freiheit einer rein als Selbſtzweck behandelten Poeſie, die ganze unmittelbare Hingebung an die poetiſche Auffaſſung der Dinge, den Reichthum und die Feinheit der poetiſchen Form, das innerlichſte Betheiligtſein des dichteriſchen Gemüthes ſelbſt am Gegenſtande ſowohl, als an der kunſtreichen Geſtaltung deſſelben in ganz einziger Art und Weiſe darſtellt. Ebenſo theilen wir vollkommen die Anerkennung, welche dem Unternehmen unſers Herrmann Kurtz, das genannte Gedicht der jetzigen Leſewelt zugänglich zu machen, geſpendet wird; von der Vorzüglichkeit der Übertragung abgeſehen ſchon aus dem Grunde, weil Immermanns Triſtan keineswegs als eine Erneuerung des Originals ſelbſt gelten kann. Mit ſo vielem Recht auch Kurtz Immermann als ebenbürtigen Nachfolger Gottfried's gefeiert hat: das Gedicht iſt unter ſeinen Händen ein ganz anderes geworden; es hat an Einheit und Zuſammenhang,

an raſcher Lebendigkeit und Humor gewonnen; aber die Ruhe, die Klarheit und Anſchaulichkeit und vor Allem die Naivetät des Ganzen iſt hier nicht mehr zu erkennen.

Und von dieſem letztern Geſichtspunkt aus muß nun auch die von Scherr gegebene Charakteriſtik Gottfried's theilweiſe in Anſpruch genommen werden. Es iſt in ihr aus einem naiven, einem mit unmittelbarer Empfindung in ſeinen Gegenſtand verſenkten Dichter beinahe ein moderner Reflexionsdichter gemacht, der die ſocialen Probleme unſerer und aller Zeit, den Konflikt der Natur, des Herzens und der individuellen Freiheit mit Sitte und Geſetz, den Kampf der Aufklärung mit der Autorität des kirchlichen Glaubens, ſich zum Gegenſtand genommen hat, ja ſogar, — wer hätte das erwartet? — an das Proletariat hingeſtreift iſt, und zwar mit freier Erhebung über ſeine Zeit, mit bewußter Oppoſition gegen die geltenden mittelalterlichen Inſtitute und Meinungen.

Daher es denn auch kein Wunder iſt, daß derſelbe in das Mittelalter gar nicht mehr hineinpaſſen will und als eine einzige, wunderbare Erſcheinung in demſelben betrachtet wird.

Wir können aber weder das Eine noch das Andere, weder das Heraustreten des Dichters aus dem Charakter ſeiner Zeit, noch die lebloſe und abſtrakt ſpiritualiſtiſche Tendenz des Mittelalters zugeben, welche zwiſchen ihm und dieſem Dichter des unmittelbaren Lebensgenuſſes eine ſo weite Kluft befeſtigen ſoll. Bleiben wir zunächſt bei dieſem ſelbſt ſtehen und gehen auf die Motive ein, welche er ſeinem Werk unterlegt und auch im Verlaufe ſeiner Erzählung oft genug wiederholt, ſo zeigt ſich ſogleich, daß nicht leicht ein weiterer Abſtand zwiſchen den Standpunkten verſchiedener Poeſien gefunden werden kann, als zwiſchen dieſer mittelalterlichen und aller und jeder modernen Dichtung, auch wo dieſe letztere, wie etwa die Goethe'ſche, Reflexion und Tendenz ſich möglichſt fern zu

Digitized by Google

halten ſucht. Eine Tendenz hat der Dichter des Triſtan allerdings: aber die einfachſte, naivſte Tendenz, die der unmittelbaren Wirkung auf Gefühl und Empfindung, »der Welt, die Lieb' im Herzen hat, zur Kurzweil und zu ſüßem Weh zu ſetzen ein Lied von Lieb' und Leide,« und nur, weil dies ſein Zweck iſt, der Empfindung einen ſie nährenden und anſprechenden Gegenſtand darzubieten, wählt er die Sage von Triſtan und Iſolde, wählt er eine Sage, in welcher die Empfindung mit äußern Verhältniſſen in Konflikt geräth. Es iſt nicht die Abſicht da, die Empfindung als das Berechtigte hinzuſtellen, im Gegenſatz zum Buchſtaben poetiſcher und kirchlicher Inſtitutionen; es iſt um dieſen Gegenſatz einfach deswegen zu thun, einerſeits um mittelſt der Konflikte das zur Erhöhung des Intereſſes dienende »Leid« hereinzubringen, andererſeits um die Macht der Empfindung und die Kraft der ihr dienenden unwandelbaren Treue in ihrem höchſten Glanz erſcheinen zu laſſen. So unendlich fern iſt der Dichter von einem Gedanken an die ſubjektive Berechtigung ſeines Heldenpaares, daß er ſogar die Unauflöslichkeit des ganzen Verhältniſſes auf magiſche Weiſe durch einen Zaubertrank entſtehen läßt. Hierin, daß daſſelbe kein freies Beginnen, ſondern eine rein objektive Macht iſt, welcher die Betheiligten gleichſam von der Natur, die ſie für einander ſchuf, preisgegeben werden, hierin liegt ſchon a priori eine Unmöglichkeit, daſſelbe ernſtlich unter den Geſichtspunkt einer moraliſchen Beurtheilung zu ſtellen. Daß durch dieſe Magie in das Ganze etwas Äußerliches, Unfreies kommt, fühlt der Dichter nicht; ihm iſt es genug, daß nun einmal durch das Schickſal die abſolute Macht der Empfindung, »die Herzliebe, die ſehnende Noth,« vorhanden iſt, »edlen Herzen zu einer Labe.« Dieſe, mehr antike als moderne Anſchauung von der Empfindung als objektiver Macht iſt es, was ihn ganz in das Mit-

Digitized by Google

telalter hineinſtellt; nicht um das Subjekt, nicht darum, daß dieſes wie in andern, ſo auch in dieſem Gebiete zu ſeinem Rechte komme, handelt es ſich, ſondern einzig und allein darum, die Gewalt gerade dieſer nun eben einmal im Leben gegebenen und gekannten Macht der Empfindung zur Anſchauung zu bringen. Es iſt auch nicht davon die Rede, dieſelbe dadurch wenigſtens negativ zu ihrem Rechte kommen zu laſſen, daß die Unnatürlichkeit, welche in der Verbindung Marke's mit Iſolde liegt, wie ſie es an ſich verdient, als unſtatthaft bezeichnet wurde und etwa am Ende den gerechten Lohn ihres Widerſtrebens gegen das natürliche Recht erhielt; es fällt vielmehr dem Dichter gar nicht ein, die eine oder die andere Partei einer beſtimmten ſittlichen Kritik zu unterwerfen, und es kann ihm dies nicht einfallen, weil er ganz einfach in ſeiner objektiven Anſchauung beharrt und ſich, wie ſeine Leſer, zu ihr blos in das Verhältniß ſelbſttheilnehmender Empfindung ſetzen will. Daher erſcheinen auch die in dieſen tragiſchen Konflikt hineingeſtellten Perſonen ganz und gar ohne Reflexion, ganz objektiv von der Macht durch die ſie getrieben ſind, beſtimmt; man darf bei ihnen keine ſubjektiven bewußten Auseinanderſetzungen über ihre innere und äußere Lage ſuchen, wie ſie etwa im Wallenſtein oder Werther gegeben ſind. — Scheinen nun aber nicht nach der von Scherr angeführten Stelle vom »tugendhaften Kriſt, der handtierlich als wie ein Ärmel iſt«, ſogar Religion und Kirche in dem Augenblick, wo mittelſt ihrer ein Eingriff in die Rechte der Empfindung geſchehen ſoll, nicht allein hintergangen und verhöhnt, ſondern ſogar ſelbſt als unwürdige und verächtliche Werkzeuge der Liſt und Heuchelei hingeſtellt zu werden? Liegt darin nicht wenigſtens eine mittelbare Oppoſition gegen eine Autorität, welche nach ihren Grundſätzen das ganze Verhältniß nur anfeinden und verwerfen konnte? Erhebt nicht Gott-

fried von Straßburg eifrig ſeine Stimme gegen ſeinen religiöſen Zeitgenoſſen, Wolfram von Eſchenbach? Zeigt er ſich damit nicht als einen »Hellenen« unter chriſtlichen Germanen, als Emancipator der Natur oder gar der Vernunft von »theologiſchen Irrlichteleien?« — Es iſt, was den erſten Punkt betrifft, bereits von Kurtz das Richtige bemerkt worden, daß nicht einmal »der Klerus des dreizehnten Jahrhunderts in dem Witzwort des geiſtreichen Dichters eine Gotteslästerung gefunden haben werde, da man zu gut wußte, nach welcher Seite hin man es zu deuten habe, es wäre denn, daß man dem Sündenregiſter Kaiſer Friedrich II. damit einen weitern Artikel hätte anfügen können.« Wir haben darin nichts zu ſehen, als eine humoriſtiſche Ergießung über eine e i n z e l n e ſchwache Seite der kirchlichen Inſtitutionen, über die wohl hie und da zugelaſſene Umgehung des Meineides durch einen formell, buchſtäblich richtigen, der Sache nach trügeriſchen, falſchen Eid. Wolfram aber wird nicht wegen ſeiner religiöſen, aſcetiſchen Richtung, die zudem auch bei ihm in keinem ausſchließenden Gegenſatz zu der Heiterkeit des ſinnlichen Lebensgenuſſes ſteht, ſondern wegen Unverſtändlichkeit, Schwulſtes, Mangels an Anmuth und anderer formeller Gründe angegriffen. Und wie entſchieden unſer Dichter im Weſentlichen die mittelalterliche Frömmigkeit feſthält, zeigt außer ſeinen religiöſen Liedern namentlich die Darſtellung, wie der tapfere Morolt, der nicht auf Gott, ſondern ſeine eigene Kraft vertraut, dem ſchwächern, aber »an Gott gemüthhaften« Kämpfer Triſtan unterliegt. Und was endlich das vorgebliche Proletariat Triſtan's angeht, ſo iſt vielmehr Triſtan an ſich der unabhängigſte, glücklichſte Menſch von der Welt, der nur deswegen nicht zu ſelbſtändiger Herrſchaft und zum eigenen Lohn und Genuß ſeiner Thaten gelangt, weil er ſelbſt durch die Empfindung gefeſſelt und vom wirklichen Eingehen ins praktiſche Leben abgehalten

iſt. Der Umſtand, daß der Held auf dieſe Weiſe ſowohl der Welt verloren geht, als auch für ſich ſelbſt keine ſelbſtändige und ehrenvolle Stellung zu erringen vermag, iſt in den Augen des Dichters (Kurtz S. 454) kein Unglück für ihn; das »Leid« beſteht vielmehr in der Ungunſt der äußern Umſtände, ſofern ſie ihn nicht zu ruhigem Beſitz und Genuß ſeiner Verbindung gelangen laſſen. Und wenn ja auf das abhängige und gehaltloſe Leben, in das der Held durch die Leidenſchaft gebannt iſt, reflektirt wäre, ſo muß auch dies nur dazu dienen, ein weiteres Moment zu bilden, in welchem eben die Alles überwuchernde Macht dieſer Empfindung anſchaulich würde. »Dieſer Welt und ihrem Leben,« ja »allen andern Welten« als derjenigen, welche er uns in ſeinem Werk aufſchließt, hat der Dichter, wie er zu Anfang des Werks es ſelbſt ausſpricht, entſagt; er iſt frei von aller excluſiven Bewunderung des Heroismus oder irgend welcher in die objektive Ordnung der Dinge eingreifenden Thätigkeit, die nationalen, politiſchen und kirchlichen Intereſſen liegen ihm in weiter Ferne; es gehört eben auch dies zu ſeinem eigenthümlichen Charakter, daß er mit ſeiner ganzen Individualität in dem von ihm geſchilderten Lebenskreiſe aufgeht und aufgehen will, aber auf ganz ſubjektive Weiſe, ohne deswegen in bewußter Oppoſition gegen andere Sphären ſich zu befinden. Er kann ſomit in keiner Weiſe aus dem Mittelalter herausgehoben und einer ſpätern Zeit paralleliſirt werden; er hat ſich vielmehr noch viel entſchiedener als andere ſeiner Zeitgenoſſen innerhalb derſelben engen Sphäre abgeſchloſſen, auf die ein Walther von der Vogelweide in der heitern und fröhlichen Periode ſeines Lebens ſich beſchränkt. Ja er blickt noch viel ſeltener als dieſer in andere Gebiete des Daſeins hinaus; er iſt nichts mehr und nichts weniger als ein Minneſänger ohne alle weitere Tendenz. Nicht in objektivem Gedankengehalt, einzig und

Digitized by Google

allein in der warmen Innigkeit ſeiner Empfindung, in der Unmittelbarkeit ſeiner naiven Lebensanſchauung und vor Allem in der Kunſt der dichteriſchen Form iſt der Werth Gottfrieds von Straßburg zu ſuchen. Wenn er auch die beiden erſten Eigenſchaften mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein hat, ſo iſt er doch um ſo origineller und vollendeter in der dritten. Reichthum der Phantaſie und Erfindung, lebendige, blühende Schilderung des Natur= und Gemüthslebens, bei aller Ausführlichkeit das poetiſche Maß im Ganzen nicht überſchreitend, und, was bei einem mittelalterlichen Dichter beſonders hoch anzuſchlagen iſt, das ſichtbare Beſtreben, allen todten conventionellen Stoff der Ritterpoeſie fernzuhalten, an deſſen Stelle überall das rein Menſchliche hervortreten zu laſſen und ihm die kräftigſten und ſchönſten Formen zu geben, die es annehmen kann, ohne in abenteuerliche Geſpreiztheit auf der einen, in unnatürliche Schwäche und Geziertheit auf der andern Seite auszuarten — dieſe Eigenſchaften, verbunden mit der Meiſterſchaft der Sprache und der Ebenmäßigkeit, womit dieſe geiſtreiche Behandlung des Stoffes von Anfang bis zu Ende durchgeführt iſt, ſind es, was dem Meiſter Gottfried ſeinen hohen Rang in der Dichterwelt anweiſt. Was man in neuerer Zeit der Tendenzpoeſie als das wahre Kunſtideal gegenübergeſtellt hat, die ſogenannte r e i n e P o e ſ i e, aber freilich nicht im Sinn der romantiſchen inhalts= und geſetzloſen Willkür, ſondern der vollkommenen Einheit eines poetiſchen, das Leben ſelbſt in freier, beſtimmter Entfaltung wiedergebenden Inhalts und der poetiſchen, den Stoff in lebendige Bewegung ſetzenden Form, dies iſt es, was Triſtan und Iſolde auch für unſere Zeit ein hohes Intereſſe giebt. Wir können in dieſer Beziehung auf nichts Beſſeres verweiſen, als auf das (von Kurtz S. 491 wiedergegebene) ſchöne Denkmal, das Heinrich von Friberg zu Anfang ſeiner Fortſetzung dem Meiſter Gott=

Digitized by Google

fried geſetzt hat, oder noch beſſer auf den Dichter ſelbſt, der namentlich in dem Abſchnitt über ſeine mitſtrebenden Zeitgenoſſen das Anmuthende, Entzückende einer ſchönen, d. h. einer klaren und treffenden, leichten und fließenden, blumigten und reichen Form als das Höchſte verherrlicht, und der ebenſo in ſeinen eigenen Schilderungen von der lebendigſten Empfindung für das Herzerwärmende der Schönheit wahrhaft durchglüht erſcheint. Aber nur in dieſer ihrer Beziehung zum Gefühl kennt und will er die ſchöne Form; das ſubjektive, lyriſche, und das objektive, hiſtoriſche und plaſtiſche Element haben ſich bei ihm gar nicht geſchieden, obwohl wie jenes, ſo auch dieſes in ſeltener Vollendung bei ihm ausgebildet iſt. Er iſt in dieſer Beziehung am beſten den niederrheiniſchen Malern zu vergleichen, die ihre Heiligen aus lauter Pietät und Liebe nicht reich und ſchön genug zieren und ſchmücken können. Am wenigſten aber darf er in dieſer Beziehung mit Goethe, wie man ſchon wollte, zuſammengeſtellt werden. Eine ſolche Zuſammenſtellung iſt vielmehr dazu geeignet, auf die Schranke und Einſeitigkeit, die auch Meiſter Gottfried im Ganzen mit der übrigen mitteldeutſchen Heldenpoeſie (das Nibelungenlied theilweiſe ausgenommen) gemein hat, ein deutliches Licht fallen zu laſſen. Trotz alles beſonnenen, die Abenteuerlichkeit vermeidenden Maßes, haben doch ſeine Lieblingscharaktere etwas Überſchwengliches, ſie ſind nichts Anderes als Ideale, in welchen ein kindlicher Sinn alles mögliche Schöne und Begehrenswerthe vereinigt, um in ihrer Anſchauung zu ſchwelgen; ſie ſind aber nur aus der Empfindung und für ſie gebildet, wie ſchon das ganze Werk überhaupt dieſen rein ſubjektiven Charakter trägt. Und aus demſelben Grunde, aus der Innigkeit des ſubjektiven Intereſſes, das ganz in ſeinem Objekt lebt und daſſelbe nie tief und vielſeitig genug erſchöpfen kann, erklärt ſich auch die Erſcheinung, daß in den allgemeinen vom

Digitized by Google

Dichter ſelbſt angeſtellten Betrachtungen, ſowie in den Beſchreibungen von Lieblingsperſonen und =Gegenſtänden eine ſprudelnde Fülle von Detailexpoſitionen, von kunſtreichen logiſchen und ſprachlichen Wendungen und Antitheſen, ja Allegorien verſchwendet iſt, welche, wie die gothiſche Ornamentik, oft nahe daran iſt, ins Überreiche, Zierliche und Spielende überzugehen, obwohl der geſunde und lebhafte Geiſt des Dichters es nicht oder doch nicht in weiterem Maaße dazu kommen läßt, als zu dem Geſammtcharakter und Inhalt ſeiner epiſch=lyriſchen Dichtung paſſend iſt. Was wir zu Anfang als eine ſeiner auszeichnenden Eigenthümlichkeiten angegeben haben, die ſubjektive Theilnahme an Stoff und Form, iſt ſomit in anderer Beziehung auch wieder ein bezeichnender Mangel, der Mangel einer Objektivität und feſten Maaßes, der nicht geſtattet, Gottfried von Straßburg den Meiſtern unſerer klaſſiſchen Poeſie in jeder Beziehung an die Seite zu ſetzen. Er iſt ſo groß und vollendet, wie er ſich darſtellt, nur in und mit dieſer Schranke ſeines Zeitgeiſtes und ſeiner Dichtungsart.

Nun erſt, nachdem wir dem Dichter und ſeinem Werke den Charakter der Unmittelbarkeit vindicirt, können wir die Frage aufwerfen, ob er den, wie wir geſehen, rein um ſeiner ſelbſt willen gewählten Gegenſtand auch einer ſittlichen Beurtheilung unterworfen habe. Der Konflikt der Empfindung mit der ſittlichen Objektivität iſt allerdings ſo ſtark, daß es uns Wunder nehmen müßte, wenn gänzliches Stillſchweigen über denſelben beobachtet würde. Dazu kommt die vorhin angedeutete Art und Weiſe des Dichters, von Zeit zu Zeit ſubjektive — freilich nicht aus Prinzipien argumentirende, ſondern aus Beobachtung der Wirklichkeit abſtrahirt. — Reflexionen über die wichtigſten Seiten ſeines Gegenſtandes einzuſchalten, welche gleichfalls erwarten laſſen, daß auch der

Digitized by Google

ſittlichen Betrachtung Raum gegeben werde. Es finden ſich wirklich mehre ſolcher Stellen (u. A. Kurtz S. 295 ff. 451 ff.); man kann aber nicht ſagen, daß in denſelben der Empfindung gegen die ſittliche Objektivität Recht gegeben, höchſtens daß ſolche Konflikte auch im Intereſſe der erſtern beklagt, ja überhaupt nicht, daß eine Löſung der Frage gegeben oder auch nur mit Bewußtſein angeſtrebt werde. Vielmehr wird das Verhältniß von Triſtan und Iſolde, ganz den gangbaren Grundſätzen gemäß, mehrfach als unrecht, insbeſondere als Verletzung der Ehre und Treue bezeichnet, welche der Dienſtmann ſeinem Lehnsherrn gegenüber zu beobachten hat. Aber dennoch beruhigt ſich der Dichter über die Sache vollkommen, theils in erhebender Bewunderung der Macht der Göttin Minne, theils um der Ehrenhaftigkeit und Treue willen zu deren Bewährung eben dieſe Macht den beiden von ihr Getroffenen Anlaß giebt. Die Liebe fließt ihm (S. 6) immer wieder mit Ehre und Treue zuſammen, ſie iſt ihm der ſicherſte und ſtärkſte, ja der einzige Quell dieſer Tugenden (ebd.): aber freilich ſo, daß ſie hier in ganz weitem Sinne, als Hingebung überhaupt, genommen iſt. Eben dadurch, daß dies hier geſchilderte Verhältniß unter dieſen allgemeinen Geſichtspunkt voller Hingebung geſtellt wird, iſt auch das moraliſche Gefühl mit ihm verſöhnt, ja es kann (306 ff.) mit Recht, ſofern es ein Verhältniß wirklicher und ganzer Hingebung iſt, der Selbſtſucht, der Halbheit und der Bosheit als das Wahre und Höchſte gegenüber geſtellt werden. In dieſer doppelſeitigen, ſchwankenden ſittlichen Beurtheilung ſtellt ſich uns zunächſt wieder nichts Anderes dar, als der Standpunkt vollkommener Subjektivität, auf dem unſer Dichter ſich befindet. Er faßt die ſittlichen Beziehungen ſeines Objekts nicht in Eins zuſammen, ſondern kehrt bald dieſe, bald jene hervor, ohne das Bedürfniß zu haben, über den Widerſpruch

beider ſich zu verſtändigen. Allerdings aber fällt an ſich das Übergewicht auf die zweite Seite, auf die Anerkennung der Schönheit und Wahrheit, welche in der vollendeten gegenſeitigen Hingebung liegt. In dieſem Begriff hat der Dichter wirklich ein ſittliches Prinzip, durch das die Empfindung ihre Berechtigung erhält. Nur iſt er ſich dieſes Prinzips nicht als ſolchen bewußt, es iſt in ihm ſelbſt nur auf ſubjektive Weiſe als Gefühl der Bewunderung und des Wohlgefallens; auf beſtimmte objektive Weiſe wagt er nicht es zur ſittlichen Beurtheilung anzuwenden. Allein davon abgeſehen, müſſen wir allerdings zugeben, daß an ſich der Empfindung nur ſehr ſelten Unrecht gegeben und ihr der Gefallen erwieſen wird, ihren Konflikt mit der ſittlichen Objektivität ſo ſchonend als möglich und an ihr ſelbſt nur ihre ſchöne Sitte hervorzuheben. Dieſe Seite iſt, wie ſchon bemerkt, die Hingebung; dieſe gilt rein als ſolche für ſittlich, weil in ihr das Aufgeben des Selbſt an ein Anderes enthalten iſt, weil in ihr das Ich ſich ſeiner ſelbſt vollkommen entäußert. Aber es iſt die Hingebung als ſolche, die rein ſubjektive Entäußerung ſeiner ſelbſt, die ſchon als ſittlich gilt und daher von einer neben ihr vorhandenen ſittlichen Objektivität nichts weiß, ſondern nur eben in ihrem Sichhingeben das Gefühl ihrer ſittlichen Berechtigung hat. Die einfache Folge dieſer rein ſubjektiven Anſchauung der Sittlichkeit iſt aber in der Wirklichkeit die Ignorirung und Verletzung der außerhalb des Subjekts geſtellten Verhältniſſe. Dies gielt, wie es hier an der Liebe ſich darſtellt, ganz auf gleiche Weiſe auch von den beiden andern Formen der Hingebung, der Ehre, der Hingebung an die einmal geltenden oder ausgeſprochenen Grundſätze und Zwecke, und der Treue, der Hingebung an das Wohl und Wehe eines Andern. Wie hier die Liebe zur Verletzung der Ehe, ſo führen im Mittelalter Ehre und Treue zu allen

Digitized by Google

möglichen Verletzungen ſittlicher Verhältniſſe, oder vielmehr die drei ſelbſt kommen in Konflikt mit einander, und doch behaupet das Verletzende ſein Recht weil es doch dieſe ganze, ſittlich vollgiltige Hingebung iſt. Es behauptet ſeiner Einſeitigkeit ungeachtet Recht zu haben, ſittlich zu ſein, weil die Hingebung nur als ſubjektive Geſinnung und Handlung gefordert wird, der Gegenſtand der Hingebung mithin ganz in die Wahl des Subjekts geſtellt, bei einer ſolchen reinen Subjektivität aber ſchon zum Voraus keine Rückſicht auf die Möglichkeit genommen iſt, daß die Hingebung an dieſen Gegenſtand oder dieſe Perſon nach andern Seiten hin verletzend und zerſtörend wirke. Das Subjekt findet oder erwählt ſich rein zufällig, frei oder unfrei, nach ſeiner Empfindung, ſeiner Luſt, den Gegenſtand, dem es ſich weiht, und iſt auf ihn ſo beſchränkt, daß die ganze übrige Objektivität nicht für es vorhanden iſt. Hat es ja doch gerade in dieſer Ausſchließlichkeit ſeiner Hingabe das reale Bewußtſein vollkommener Selbſtentäußerung, wie z. B. unſer Dichter nichts höher zu preiſen weiß als dieſe gegenſeitige Treue, ſo einſeitig und verletzend ſie nach andern Seiten hin iſt. In dieſer eigenthümlichen Kombination des Subjektiven und Objektiven, daß das Subjekt ſeine Luſt darin findet, in der Hingebung, in Ehre, Treue und Liebe ſich ſelbſt ſchlechthin daranzuſetzen, und daß es dieſe ſeine Sittlichkeit, ſeine Pflicht nur hat als ſeine Luſt, ſeine Wahl, beſteht das Prinzip der romantiſchen oder ritterlichen Sittlichkeit des Mittelalters. Dieſes Prinzip bringt ſomit Beides, ſowohl die höchſten, aufopferndſten Tugenden und Thaten, als auch die höchſte Willkür und Verkehrung der Verhältniſſe und Begriffe hervor, es iſt an ſich ſittliches und unſittliches Prinzip zugleich. Je nachdem die äußeren Verhältniſſe und die Schickſale und Neigungen des Individuums zufällig es mit ſich bringen, er-

Digitized by Google

halten Ehre, Liebe und Treue wirklich eine auch objektiv ſittliche Richtung und Vertheilung, ſo daß das Subjekt die antike Hingebung an den geſammten Kreis der ſittlichen Mächte mit der mittelalterlichen ſubjektiven Innigkeit dieſer Hingebung aufs Glücklichſte vereinigt, wie der ſpaniſche Cid; die entgegengeſetzte Konſequenz des Prinzips haben wir hier. Gottfred von Straßburg tritt alſo in keiner Weiſe aus dem Kreis der mittelalterlichen Anſchauung heraus; er ſtellt uns nichts dar als dieſes romantiſche Prinzip der Sittlichkeit in einer ſeiner Konſequenzen, er iſt durch die Klarheit und Anſchaulichkeit mit welcher er ſie ausführt von weſentlichen Intereſſe für die Geſchichte der ſittlichen Prinzipien, obwohl er gerade in dieſen an ſich didaktiſchen Reflexionen die Kunſt, auch einem trocknen Stoffe Fluß und Leben einzuhauchen, auf glänzende Weiſe bewährt. Auch hier iſt es nichts als der poetiſche Sinn, was ihm eigenthümlich zugehört; wir finden uns bei den gleichzeitigen Meiſtern, insbeſondere bei einem Wolfram von Eſchenbach, ganz auf demſelben Boden. Der Letztere ſtellt zwar die abſolute Selbſtentäußerung, die Hingebung an ein Jenſeitiges, welche Verzichtleiſtung auf ſelbſtgeſetzte perſönliche Zwecke fordert, als das Höchſte, aber nur als das Höchſte hin; neben den Graalsrittern bewegen ſich in vollkommen anerkennender Berechtigung die weltlichen Geſtalten der Helden aus der Tafelrunde und verwandten, an Triſtan erinnernden Kreiſen. Man darf durchaus nicht erwarten, in dieſem für chriſtlicher als Gottfried gehaltenen Dichter eine andere ſittliche Weltanſchauung zu finden, als bei Jenem. Auch hier iſt die Hingebung als ſubjektive das ſittliche Ideal; auch hier iſt, wie in Triſtan, die Ehe in der gegenſeitigen Hingebung beſchloſſen: ſo daß der kirchliche Akt nur als etwas äußerlich Hinzutretendes erſcheint. In der treuen Hingebung verſchwindet ſogar der Unterſchied

von Chriſten und Heiden: der Heide, der Treue übt, wird alsbald in den Chor der Graalsritter aufgenommen, und das Chriſtenthum geht auf in der Taufe, die den Menſchen vor dem nun eben einmal vorhandenen Teufel rettet. Woher z. B. eben bei dem Heiden Feirefiz an ſeiner aus ſehr unreligöſen Gründen vollzogenen Chriſtenbekehrung keinerlei Anſtoß genommen wird. Wie äußerlich auch bei Wolfram das Chriſtenthum iſt, zeigt ſich ferner insbeſondere an ſeinem Beſtreben, die ſittlichen Begriffe, z. B. das Geſetz der Verwandtenliebe, auf natürliche Weiſe ſich klar zu machen, als Verhältniſſe, die durch die natürliche Beziehung mehrer Perſonen auf einander geſetzt ſind. Ja der Glaube ſelbſt, zu dem ſein Held ſich erheben ſoll, iſt ganz ſubjektiv genommen als entſchiedene Treue und Hingebung, nicht als Prinzip einer neuen, dem Menſchen weſentlichen, objektiven religiöſen oder ſittlichen Erkenntniß. Und der heilige Graal, was iſt er Anders für die Templiſen als Iſolde für Triſtan? das irdiſche Paradies, die Seligkeit auf Erden, die Freiheit von Schmerz, Noth und Tod, das vollkommene Erreichthaben alles Beſitzes und Genuſſes? Und wo liegt endlich die eigentliche Schönheit des Parcival? In ſeinem weitſchichtigen, einheitsloſen Plane? in ſeinen abenteuerlichen Thaten und Ereigniſſen, in ſeinen abſtrakten Charakteren? Nein, die wirklich poetiſchen Züge ſind dieſelben wie die, welche auch Meiſter Gottfried am beſten gelungen ſind, die Schilderung der innerlichen Gemüthszuſtände. In dieſen vereinzelten Partien, in der Treue der Herzeleide, in der Erzählung der erſten gemüthlichen Regungen in der Kindsſeele ſeines Helden, in der köſtlichen Schilderung ſeiner Einfaltsperiode, in der weitern Verfolgung ſeiner Bewußtſeinsſtufen und Gemüthsſtimmungen, da finden wir Wolfram als reinen Dichter, der das rein Menſchliche mit der anſchaulichſten und treffendſten Charakteriſtik zu malen ver-

Digitized by Google

ſteht, während wir den übrigen künſtlichen Apparat ſeines Werkes über Bord werfen müſſen, und namentlich an der Inhaltsloſigkeit und Leerheit der Graalsherrlichkeiten gleichgiltig vorübergehen. Der weſentliche Unterſchied findet allerdings ſtatt, daß Wolfram bereits anfängt, das Prinzip der Entſagung, der Hingebung an ein Jenſeitiges als das höhere aufzuſtellen und ſo die Sinnlichkeit aus der Hingebung auszuſchließen, an welchem ethiſchen Gedanken ſein Epos wirklich eine innere Einheit hat. Aber einerſeits geſchieht auch dieſe Erhebung ohne dogmatiſche Motive, ganz auf dem Boden der Innerlichkeit des Gemüths, das, auch wo der Gegenſtand ſeiner Empfindung aus dem ſinnlichen Lebenskreis entwichen iſt, die Allgewalt ſeiner Hingebung feſthalten und bethätigen will, wie dies in der Epiſode von Sigune und Tſchionatulander ganz klar hervortritt: und andrerſeits wird kein Verdammungsurtheil über die ſinnliche Hingebung ausgeſprochen, dieſelbe vielmehr, ganz wie bei Gottfried von Straßburg, in Schutz genommen, wo ſie wirklich zugleich Hingebuug auch des Innern an den Andern iſt (vgl. die Erzählung von Gawein und Antikonia). Wir ſehen alſo auch von dieſer Seite her, daß unſer Dichter keineswegs aus dem Grunde eines ſcheinbaren Mangels an Chriſtlichkeit aus dem Mittelalter herauszurücken iſt; es iſt vielmehr die Aufgabe der Kulturgeſchichte, die Geneſis und den Charakter dieſer romantiſchen Anſchauung der Sittlichkeit, die nicht ihrem Gehalte, ſondern nur ihrem allgemeinen Prinzip nach mit dem Chriſtenthum in Einheit iſt, mehr als bisher geſchah, ins Licht zu ſtellen.

Wie ſteht es nun aber mit dem ſinnlichen Elemente unſeres Meiſter Gottfried? Macht ihn nicht wenigſtens dieſes zu einen Hellenen unter chriſtlichen Germanen? Das Richtige hierüber iſt einfach ſchon in dem zu ſuchen, was wir ſo eben über die Stellung Wolfram's zur ſinnlichen Hingebung bemerkt

Digitized by Google

haben. Nicht die Sinnlichkeit oder der ſinnliche Reiz für ſich, vollends nicht gebildeter helleniſcher Sinn für die ſchöne ſinnliche Form, iſt bei dieſen Dichtern das Motiv, ſo wenig als platoniſche Geiſtes- oder werther'ſche Gefühlsliebe; eine Reflexion auf eines oder mehre dieſer Elemente als auf geſonderte iſt vielmehr eben hier noch gar nicht eingetreten. Es handelt ſich nicht um eine Apologie, überhaupt nicht um irgend eine beſtimmte Auffaſſung der Sinnlichkeit: ſondern dieſe iſt hier eben deswegen ein nothwendiges und weſentliches Moment, weil in der Anſchauung dieſer Dichter oder ihrer Perſonen das Geſchlechterverhältniß weſentlich in der Hingebung beſteht, und zwar in ihr nach zwei Seiten: in dem Sichhingeben an die anziehende Gewalt der Perſon des Andern und an die Luſt, ſeine entgegenkommende Hingebung wirklich zu empfinden und zu genießen einerſeits, in dem ſittlichen und ſittlich oder gemüthlich als Treue ſich reflektirenden Drang mit ſeinem ganzen Selbſt in dieſem Andern aufzugehen andrerſeits (vgl. z. B. Kurtz S. 453). Dieſe beiden Seiten aber, die gemüthliche und die genießende, ſind nicht von einander getrennt. Der Ausgangspunkt iſt die objektive Macht der Empfindung, und dieſe Empfindung führt unmittelbar Beides mit ſich, den Trieb dieſes wirklichen Genuſſes der Vereinigung und jenen gemüthlichen Drang der totalen Selbſtentäußerung an das Andere. Die Luſt am Andern iſt für den Empfindenden, eben weil ſie objektive Macht iſt, zugleich ſittlicher Trieb, Pflichtgebot der gemüthlichen Hingebung an ihn, und zu dieſer gehört auch wieder die perſönliche, ſinnliche Hingebung, weil ſie Entäußerung an den Andern iſt. Die Luſt am Andern aber iſt ſogleich und unmittelbar auch ſinnlich, weil einfach der objektiven Macht der Empfindung gefolgt wird, welche dieſes reale Füreinanderſein von Natur verlangt. Das ſinnliche Element fällt alſo hier mit der Unmittelbarkeit der

Digitized by Google

Empfindung und der Hingebung zuſammen; es kann mithin weder weggedacht werden, noch iſt es irgendwie für ſich fixirt. Wir haben in dieſer Auffaſſung der Liebe nichts als die adäquateſte Erſcheinung des romantiſchen Prinzips überhaupt, daß die Hingebung durch die unmittelbare Empfindung des Subjekts beſtimmt wird, dieſe Empfindung aber zugleich ſich ſelbſt entäußernde Hingebung iſt, wie z. B. Ehre und Treue ebenſoſehr das ſittliche Moment der Selbſtentäußerung, der Tapferkeit und Redlichkeit, als das ſubjektive der individuellen Willkür, Starrſinnigkeit und Ruhmliebe in ſich enthalten, oder wie ſchon in Begriff der Hingebung dieſes Beides liegt, die Entäußerung der Ichheit zur aufopfernden Geſinnung und That und ihr Eingehen in die Paſſivität des Beſtimmtwerdens durch das ſubjektive Gefühl. — So iſt denn auch im Triſtan von nichts die Rede als von der Treue auf der einen, von der ſinnlichen Hingebung auf der andern Seite. Der Dichter ſetzt gar nichts voraus als dieſes Ineinander beider. Das ſinnliche Element iſt nicht iſolirt, ſondern es iſt dem noch ganz unmittelbaren und ungetheilten Bewußtſein die einfache Luſt und Innigkeit des wirklichen Füreinanderſeins. — Auch hierzu könnten aus Wolfram Parallelen geliefert werden, von den Minneſängern gar nicht zu reden; es bedarf aber überhaupt gar keiner näheren Nachweiſung über dieſe realiſtiſche Ungeſchiedenheit beider Elemente, die eben der mittelalterlichen Sitte, Religion und Sprache ihre eigenthümliche Farbe gibt, nur daß ſie immer auch das andere, die ſittlichen Kolliſionen ebenſo einfach rundweg abſchneidende Extrem, die Verneinung des Sinnlichen und des Perſönlichen überhaupt, als argwöhniſchen, bald ignorirten, bald gefürchteten Gegner zur Seite hat. Eben dieſe Ungeſchiedenheit bildet einen weſentlichen Unterſchied unſerer modernen reflektirten Romantik von der urſprünglichen mittelalterlichen; es kann nichts weiter aus einander liegen,

Digitized by Google

als der mißlungene Verſuch der Lucinde, das ſinnliche, das idylliſche, das äſthetiſch geiſtreiche und das platoniſch idealiſtiſche Element wieder zu Einer Unmittelbarkeit zu vereinigen, und die einfache Natürlichkeit der naiven Dichter des 13. Jahrhunderts. Ebenſo fehlt dieſer modernen Romantik das gemüthliche Moment, die von der ſinnlichen ungetrennte Hingebung des Willens, die namentlich in der Sage von Triſtan und Iſolde ſo weſentlich als bei Wolfram und von ſolchem Gewichte iſt, daß ein nicht einmal in Gedanken, ſondern nur in äußern konventionellen Verhältniſſen gemachter Anfang der Untreue dem Helden zum Anlaß ſeines Todes wird.

Laſſen wir alſo unſerm Meiſter Gottfried ſeine mittelalterliche Unſchuld und Einfachheit, ſeinen nicht hochgebildeten, aber geſunden und natürlichen Sinn, ſeine naive Freude an ſeiner Märe von Lieb und Leid; halten wir ihm zu gute, daß er immer und überall ſich gemüthlich betheiligt hat. Sind doch hier aus dem Herzen ſo viele und ſo gute Gedanken, ſo reiche und vollendete Formen in ſo glücklicher Fülle gefloſſen, daß er Mann genug iſt, ganz allein durch ſich ſelbſt auch unſerer Zeit ein hohes Intereſſe abzugewinnen, das Intereſſe eines ungetrübten Genuſſes reiner Poeſie.

Digitized by Google

Sophien's
Reiſe von Memel nach Sachſen.

Vom

Herausgeber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schon in einem früheren Jahrgange dieſes Taſchenbuchs (Band III, 1845: über die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen) habe ich darauf aufmerkſam gemacht, welchem eigenthümlich mißlichen Schickſal, vor allen übrigen Zweigen der Literatur, gerade derjenige unterworfen iſt, der doch augenſcheinlich am Üppigſten in Blüthe ſteht und, wenn nicht die reichſten, nicht die edelſten, doch jedenfalls die geſuchteſten, die zahlreichſten Früchte bringt: die Unterhaltungsliteratur.

Und das ganz vornämlich bei uns Deutſchen.

Geſchrieben, in den meiſten Fällen, von Talenten zweiten Ranges, Talenten, bei denen die Fruchtbarkeit die Tiefe, die Gelenkigkeit die Kraft zu überwiegen und nach Gelegenheit wohl auch zu erſetzen pflegt, nämlich ſo weit dies möglich iſt — von den Gebildeten der Nation (oder die ſich dafür halten und halten laſſen) zwar in Wahrheit nichts weniger als ignorirt, aber doch vornehm verläugnet, wie etwas, das Einem zwar gerade keine ausgeſprochene Schande, allein ganz gewiß auch keine Ehre bringt und das man daher in guter Geſellſchaft am Beſten gar nicht erwähnt — desgleichen von der Kritik entweder grundſätzlicher Weiſe ganz übergangen oder aber mit einer Moroſität, einem Widerwillen beſprochen, die noch weit ſchlimmer ſind, als gänzliche Nichtbeachtung — endlich vom Publikum ſelbſt mit gedankenloſem Heißhunger verſchlungen, ohne Wahl, ohne Geſchmack, ohne Bewußtſein

Digitized by Google

— bilden die Unterhaltungsſchriften recht eigentlich die Heloten unſerer Literatur. Sie haben die Arbeit ohne die Ehre, ſie haben die Mühe ohne den Gewinn; Niemand kann ſie entbehren — und Niemand will ſich mit ihnen betreffen laſſen; ein Jeder lieſt ſie — und Jeder, ſowie er ſie geleſen, wirft ſie in die Ecke. Die Leichtigkeit, mit welcher die Unterhaltungsſchriften die Maſſe erobern, wird nur erreicht von der Schnelligkeit, mit der jeder nächſte Nachfolger ſie aus der kaum gewonnenen Gunſt wieder verdrängt; die Haſt, mit der das Publikum ſie verſchlingt, wird nur übertroffen von der größeren, mit der es ſie vergißt.

Und zwar dies Letztere mit vollſtem Recht.

Denn da es ja bei dieſer ganzen Lectüre von vorn herein auf nichts Anderes abgeſehen iſt, als allein auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib, mit einem Worte: auf den abſtracten Reiz des Neuen, ſo verſteht es ſich auch ganz von ſelbſt, daß das Neue, als ſolches, jederzeit auch die Oberhand behält und daß das anmuthigſte, das pikanteſte, das beliebteſte Buch in den Winkel wandert, ſobald ein neues auftaucht, das ſchon deshalb, weil es das neuere, auch das pikantere, das beliebtere iſt.

Auch hat in der That die Mehrzahl unſerer Unterhaltungsſchriften gar keinen Grund, auf etwas Höheres Anſpruch zu machen. Die meiſten ſind, gleich jenen Häuſern, die man in London auf »neun und neunzig Jahre« baut, gerade leicht genug gezimmert, um nur von Meſſe zu Meſſe zu halten; gleich den Kähnen der Donauſchiffer, ſind ſie von ihren Verfaſſern ſelbſt darauf eingerichtet, den Strom der Zeit nur möglichſt eilig hinabzuſchwimmen und dann ſofort, auf Nimmerwiederkehr, als alte Waare ſpurlos verzettelt zu werden.

Ja ſelbſt (und Gottlob, auch bei uns ſcheinen dieſe Fälle jetzt von Jahr zu Jahr häufiger zu werden) wenn ein Schrift-

Digitized by Google

ſteller von urſprünglicherm Talent, mit ernſteren und wahrhaft künſtleriſchen Abſichten, ſich auf das Gebiet der Unterhaltungsliteratur hinabwagt — es iſt keine Kunſt, zu prophezeien: auch ſein Schickſal, und ob er im Übrigen der Stolz ſeiner Zeitgenoſſen, der Schmuck ſeiner Literatur wäre, wird auf dieſem Gebiete dennoch kein anderes, kein beſſeres ſein! auch ſeine tief durchdachten, ſeine ſorgſam gepflegten Schöpfungen — das Publikum wird ſie ſo raſch, ſo glatt hinunterſpeiſen, es wird ſich, noch den letzten Biſſen im Munde, nach etwas Neuem umſehn, ſo ungeſättigt, ſo hungrig, als wär' es das leichtfertigſte Product ich weiß nicht welches literariſchen Tagelöhners geweſen!

Weshalb denn auch Jeder, der bei uns in Deutſchland für das große Publikum zu ſchreiben unternimmt, ſich von vorn herein beſcheiden muß, weder Anerkennung bei der Kritik, noch Dank beim Publikum zu finden. Der beſte Beweis, daß es Einem ſchmeckt, pflegt man zu ſagen, iſt, daß man nichts in der Schüſſel übrig läßt. Mit dieſem Grundſatz hält es unſer Publikum: es verſchlingt die Schriften, die man ihm vorſetzt — ſo ganz, ſo völlig, daß ihm nicht einmal eine Erinnerung davon übrig bleibt.

Daß dieſe Verwilderung unſers Publikums und demgemäß auch der verwilderte, unerquickliche Zuſtand unſerer Unterhalungsliteratur keineswegs in einer ſpecifiſchen Unfähigkeit, einer ſpecifiſchen Barbarei des deutſchen Charakters begründet liegt: ſondern theils iſt er eine allgemeine begriffsmäßige Eigenſchaft des Publikums überhaupt, als welches immer und überall nur für den Augenblick lebt und nur um ihn ſich bekümmert; theils und ganz beſonders iſt es eine Folge unſerer deutſchen Zuſtände im Allgemeinen, der politiſchen ſowohl wie der literariſchen, und ſogar jener noch mehr, als dieſer — dies und Anderes habe ich in dem früher erwähnten

Aufſatze nachzuweiſen geſucht. Zugeſtanden alſo, daß das Publikum, wenigſtens fürs Erſte, wirklich nicht anders kann, als es thut und daß es in der That in ſeinem Rechte handelt, indem es nur lieſt, um ſofort wieder zu vergeſſen — befindet ſich die Wiſſenſchaft in demſelben Fall? ſoll, ja darf die Literaturgeſchichte die Vergeßlichkeit der Maſſe auch ihrerſeits beſtätigen?

Ich glaube nein. Wie wenig künſtleriſchen Werth auch die Mehrzahl unſerer Unterhaltungsſchriften haben und wie wohl verdient, in der Regel, die Vergeſſenheit ſein mag, welcher ſie anheimfallen — gut oder ſchlecht, gleichviel: ſo haben ſie doch einmal zur Unterhaltung des Publikums gedient! ſo hat doch einmal ein großer, vielleicht der größte Theil der Nation in ihnen ſeine Beſchäftigung, ſeine Befriedigung, ſeinen geiſtigen Genuß gefunden und ſogar in vielen Fällen ſeinen einzigen! Wie abgeſchmackt, wie langweilig dieſe Schriften, ſie ſind doch noch immer geſchmackvoll, noch immer kurzweilig genug geweſen, um Hunderten, um Tauſenden zum Zeitvertrieb zu dienen; ſie müſſen, wie altmodiſch, wie widerſtrebend ſie uns erſcheinen, doch den Ton ihrer Zeit, die Sympathieen ihrer Umgebung hinlänglich getroffen haben, um dieſelbe auf einige Augenblicke zu feſſeln! Mit einem Worte: wie ungenießbar dieſe verjährten, dieſe unſaubern Bände uns auch vorkommen, ſo haben ſie doch einmal die Nahrung des Publikums gebildet; ſo ſind ſie mithin doch in Saft und Blut unſers Volkes aufgenommen worden; ſo bilden ſie alſo, in welchen Verwandlungen, welchen Umſchmelzungen es ſei, doch auch heute noch einen organiſchen Beſtandtheil des öffentlichen Geiſtes; ſo ſind wir doch (um Alles zu ſagen) ohne ſie nicht geworden, was wir ſind.

Und nun, welche andere, welche würdigere Aufgabe läßt ſich der Literaturgeſchichte überhaupt ſtellen, als das geiſtige

Digitized by Google

Leben eines Volkes in ſeiner Entwicklung, ſeiner Ausbreitung, ſeinen Übergängen und Veränderungen zu begleiten und zu erklären; welch höheres Ziel iſt ihr geſteckt, als mit ſorgſamem Fuß die Spuren nachzutreten, in denen die Nation in ihrem geiſtigen Werden einhergeſchritten iſt, um eben dadurch denjenigen Punkt, auf welchem dieſelbe ſich heute befindet, mit der Fackel des Bewußtſeins gleichſam zum zweiten Male, und nun erſt wahrhaft, zu entdecken? Und wie dürfte die Wiſſenſchaft es wagen, hier eine Stufe zu niedrig, dort eine andere zu ausgetreten, dieſen Weg zu entlegen, jenen zu unſauber zu erklären, da die Geſchichte ſelbſt für gut befunden, ſich gerade in dieſen und keinen andern Stadien zu bewegen? wie dürfte der Literarhiſtoriker ſich unterfangen, vornehm über eine Gattung, ja nur über eine einzelne Schrift hinwegzuſehen, die doch der Literatur ſelbſt nicht zu ſchlecht geweſen iſt, ſie hervorzubringen?

Es kommt dabei, was die Unterhaltungsſchriften betrifft, noch ein ganz beſonderer Umſtand in Betracht. Nicht alle von ihnen ſind, ſeitdem man aufgehört hat, ſie zu leſen, darum auch ſchon vergeſſen; es giebt deren, wo das Gedächtniß des Namens die Kenntniß des Inhaltes überdauert hat.

Das Gedächtniß des Namens, ſag' ich — aber auch kein Haarbreit mehr! Die aſiatiſche Baniſe, die Inſel Felſenburg — oder daß wir uns auf näher liegende Zeiten beſchränken: der Siegwart, Rinaldo Rinaldini, wem in Deutſchland — ich ſage gar nicht, der ſich um Literatur bekümmert, nein: der nur Bücher lieſt — wären dieſe Namen unbekannt? Sie leben in Aller Munde; ſie ſind zum Theil ſprichwörtlich geworden, und werden, in Ernſt und Scherz, bei hundert Gelegenheiten angewendet.

Allein von den Unzähligen, welche z. B. den Siegwart im Munde führen, von Siegwartsfieber, Siegwartsſtimmungen

Digitized by Google

ſprechen — wie viel, ich frage! haben doch des alten Johann Martin Millers dreibändigen Siegwart wohl jemals wirklich in Händen gehabt? Nicht zehn von hunderten, ich wette! Und von dieſen zehen noch nicht Einer hat ihn wirklich durchgeleſen. Alles, was man von ihm weiß, iſt eine unklare, ungewiſſe Tradition; man nennt ihn, weil man ihn von Anderen hat nennen hören; wie es ſich eigentlich damit verhält, wo er geſchrieben, wann er erſchienen iſt, in welchem Verhältniß er zur Geſammtheit unſerer Literatur ſteht, woher er ſich ableitet und was er ſelbſt wiederum gewirkt hat — das Alles ſind Fragen, welche die Wenigſten zu beantworten wiſſen, ja bei Weitem die Meiſten werden gar nicht einmal darauf kommen, ſie aufzuwerfen.

Nun aber iſt es mir von jeher, wenn auch nicht als ein ausdrücklicher Zweck (denn allerdings will die Wiſſenſchaft ein für alle Mal keine Beſſerungsanſtalt ſein), doch als eine höchſt erfreuliche und ſchätzenswerthe Folge einer ausgebreitetern und gründlichen literarhiſtoriſchen Kenntniß erſchienen, daß dadurch eine Maſſe traditioneller und alſo gedankenloſer Urtheile vernichtet und die romantiſche Nachbeterei, dies nichtsnutzige Schönthun mit Dingen, die man nicht kennt, mit Empfindungen, die man nicht hegt, mit Ausſprüchen, die man ſelbſt gar nicht verſteht, zum wenigſten auf einem Gebiete menſchlichen Wiſſens beſchränkt und mit der Zeit wohl völlig ausgerottet wird. Wer irgend einen tiefern Blick in die ſittlichen Zuſtände unſerer Zeit gethan hat, der wird auch wiſſen, wie verbreitet, ſeit Jahrzehenten, dieſe Krankheit bei uns iſt, er wird wiſſen, wie vielen Schaden ſie uns bereits gebracht, wie viel geſunde Kraft ſie gebrochen, wie viel edle Knospen ſie aufgezehrt hat — und das, dem Himmel ſei es geklagt! nicht auf literariſchem Gebiete allein: ſondern ein guter Theil jener Schwachherzigkeit, jener Urtheilsloſigkeit, jenes Mangels

an Wahrhaftigkeit und feſter, ſtätiger Überzeugung, die ſich noch alle Augenblicke in unſern öffentlichen Angelegenheiten offenbart und uns auch hier noch immer in einer unfruchtbaren, unwürdigen Halbheit erhält — auch ein guter Theil dieſer politiſchen Schwächlichkeit, ſage ich, hat ſeinen Grund in der eben erwähnten literariſchen Nachbeterei oder wenigſtens wird von ihr unterſtützt und befördert. Nicht bloß die Lüge, auch die Ehrlichkeit ſteckt an. Wer ſich in einem Stücke erſt gewöhnt, wahrhaft zu ſein und nicht zu ſprechen, es ſei denn, er wiſſe auch etwas zu denken dabei, der thut es bald auch in einem andern und endlich in allen. Hört die literariſche Windbeutelei mit ihrem Salongeſchwätz, ihren Schöngeiſtereien, ihren romantiſchen Selbſttäuſchungen erſt auf, ſo iſt auch die politiſche nicht weit von ihrem Ende; es kommt nur darauf an, daß irgendwo erſt der Anfang gemacht wird.

Dies, wie geſagt, iſt in der Literaturgeſchichte, oder, genauer zu ſprechen: in der Art und Weiſe geſchehen, wie man die Literaturgeſchichte neuerdings hat angefangen zu behandeln, indem man ſie zu einer, im beſten Sinne, volksthümlichen Wiſſenſchaft erweitert hat. Ich glaube nicht, daß man auf dieſem Wege ſo leicht zu weit gehen kann. Nachdem die Nation über die Entwicklung ihrer Literatur im Allgemeinen aufgeklärt iſt, nachdem die großen, die epochemachenden Geiſter, den äſthetiſch romantiſchen Nebeln entrückt, in ihrem wahren, das heißt ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange dargeſtellt ſind, ſcheint es mir billig, daß nun allmälig auch die kleinen, die untergeordneten Geiſter, die Talente (wie ich ſie im Eingang nannte) des zweiten Ranges an die Reihe kommen.

Und unter dieſen denn auch die Unterhaltungsſchriften. Ja wenn (und das Gegentheil möchte allerdings ſchwer zu

erweiſen ſein) der Literarhiſtoriker überall nach keinem andern Maßſtab verfahren ſoll, als allein nach dem Maß der geſchichtlichen Bedeutung — wer ſähe nicht, daß alsdann von den gefeierten Größen unſerer literarhiſtoriſchen Handbücher leichtlich ein und der andere ſeinen behaglichen Platz an einen dieſer Romane möchte abtreten müſſen, denen unſere Gelehrten jetzt noch eine Ehre zu erweiſen meinen damit, daß ſie dieſelben überhaupt nur nennen?

Jedenfalls, dünkt mich, würde es nichts Unverdienſtliches ſein, wenn man, nachdem für das Verſtändniß unſerer großen und berühmten Dichter ſo viel geſchehen iſt, nun auch einmal die Kenntniß jener älteren Unterhaltungsſchriften erneuerte, an denen das Publikum ehemals ſo viel Behagen gefunden und die jetzt, im günſtigſten Falle bis auf den Namen, ſo ganz vergeſſen ſind.

Natürlich iſt das nicht ſo gemeint, als ſollte dieſe ganze Literatur oder auch nur dasjenige, was von ihr hiſtoriſch wichtig und daher noch heute der Betrachtung werth iſt, in ſeiner ganzen vollen Ausführlichkeit wieder aufgegraben werden. Sogar gegen Abkürzungen und Umarbeitungen möchte ich mich erklären, erſtlich, weil ein großer Theil dieſer Literatur ſein Charakteriſtiſches gerade in der enormen Breite hat, ſo daß alſo jede Verkürzung die Eigenthümlichkeit des ganzen Werkes zerſtören würde — und zweitens, weil das Unternehmen auch in dieſer Beſchränkung noch immer einen Umfang erreichen müßte, der ſeine Verbreitung nicht nur überhaupt erſchweren, ſondern ſie gerade in denjenigen Kreiſen hintertreiben würde, für die das ganze Unternehmen recht eigentlich beſtimmt wäre: die Kreiſe der Ungelehrten, dieſelben Kreiſe, in denen die Unterhaltungsliteratur noch heute am Üppigſten wuchert und denen daher ein gewiſſes Bewußtſein über die geſchichtliche Entſtehung, über Umfang und Ausbreitung dieſer

Digitized by Google

Literatur am Nöthigſten iſt. Auch hat die Erfahrung ſich bereits dagegen erklärt, indem die Reichardtſche Bibliothek der Romane (in ein und zwanzig Bänden, von 1782 bis 94), die auf etwas Ähnliches hinausging, bekanntlich weder ſelbſt zum Abſchluß gelangt iſt, noch auch diejenige Verbreitung gefunden hat, die dem in ſo vielem Betracht höchſt nutzbaren und achtungswerthen Unternehmen zu wünſchen geweſen wäre.

Vielmehr, was ich im Sinne habe, beſtände ungefähr darin, daß in einer Reihe fortlaufender Monographieen die bedeutendſten deutſchen Unterhaltungsſchriften, das heißt alſo, alle diejenigen, die zu ihrer Zeit und innerhalb ihrer Sphäre eine gewiſſe Epoche gemacht, gewiſſe Tonarten angegeben haben, nach Urſprung, Inhalt und Wirkung beſchrieben würden. Es würde der Zuſammenhang nachgewieſen, in welchem ſich das einzelne Werk zur Geſammtheit ſeiner Zeit befindet, in literariſcher wie in culturgeſchichtlicher Hinſicht; es würden die Eigenthümlichkeiten des Verfaſſers, ſeine Herkunft, ſeine literargeſchichtlichen Verbindungen, ſowie ſonſtigen Leiſtungen angedeutet; es würde der Inhalt des Romans in kurzem Auszuge angegeben und das für Zeit und Verfaſſer Charakteriſtiſche hervorgehoben: wobei denn auch einzelne kurze Bruchſtücke, als Documente gleichſam und Probebiſſen, nicht ausgeſchloſſen ſein ſollen. Und endlich würde ein Überblick über die Aufnahme, die das in Rede ſtehende Werk bei der gleichzeitigen Kritik und überhaupt bei ſeinen Zeitgenoſſen gefunden, ſowie eine Andeutung ſeiner Wirkungen auf die nachfolgende Literatur, in Nachahmungen und Gegenſchriften, das geſammte Bild zum Abſchluß zu bringen haben. — Irre ich nicht, ſo könnte, bei einer verſtändigen Auswahl, die ganze Arbeit in einem, höchſtens zwei mäßigen Bänden zuſammengefaßt werden — und irre ich ferner nicht, ſo würden dieſe zwei Bände

Digitized by Google

alter Romane der Literatur mehr werth ſein und mehr Nutzen ſtiften, als zweihundert jener Romane, aus denen unſere Leihbibliotheken mit jeder neuen Meſſe ſich aufs Neue recrutiren.

Mehr als Anfang und Bruchſtück, denn als Probe eines derartigen Unternehmens — da ich ſehr wohl fühle, wie weit meine Leiſtung hier hinter dem zurückbleibt, was ich ſelbſt ſo eben als Forderung ausgeſprochen habe — hauptſächlich aber in der Abſicht, andere und geſchicktere Kräfte dafür zu gewinnen, denen zugleich die nöthigen Hilfsmittel beſſer zu Gebote ſtehen, als es in dieſem Augenblicke bei mir der Fall iſt, theile ich nachſtehend die Skizze eines Romanes mit, der ohne Vergleich noch heute zu den genannteſten unſerer Literatur gehört, aber ebenſo gewiß auch zu den ungekannteſten! und der daher vor manchem anderen geeignet ſcheint, in der Erinnerung des Publikums zu lebendiger Kenntniß wieder aufgefriſcht zu werden.

Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen — wer hätte nicht von ihr gehört? wer hätte nicht geſchmunzelt, indem er einen Namen las, der für die gute alte Zeit, die Zeit der Fontangen, der Reifröcke und Perücken, vollkommen ſprichwörtlich geworden iſt?! Eine Reiſe von Memel nach Sachſen — ſchon hierin, welche altmodiſche Naivetät! welch ſchwerfälliger Roccoco! Eine Reiſe, die wir heutigen Tages zum Höchſten in dreimal vier und zwanzig Stunden zurücklegen und die alſo gar keine Reiſe mehr zu nennen iſt, ausgeſponnen hier zu einem Roman von fünf oder ſechs Bänden — und wohlgemerkt: die Bände von damals waren noch nicht ſo zierlich wie heut zu Tage, ſie trugen noch ſo etwas an ſich von Bibel und Poſtille — welch ein abenteuerliches, welch unbegreifliches Unternehmen!

Möge denn, wenn nichts weiter, ſo wenigſtens dieſes

Digitized by Google

Intereſſe der Neugier die nachſtehenden Blätter der Theilnahme des Leſers empfehlen. —

Zuerſt von dem Verfaſſer.

Johann Timotheus Hermes wurde im Jahre 1738 in einem unanſehnlichen Dorfe (Petznik) bei Stargard in Pommern geboren. Sein Vater war Prediger; er ſoll ein guter Orientaliſt, ein tüchtiger Literator und zu alledem ein eifriger Anhänger der Wolffſchen Philoſophie geweſen ſein. Die Erziehung des jungen Hermes war dieſelbe, wie ſie in Predigerhäuſern zu ſein pflegt, damals wie jetzt: literariſch, tüchtig, ſtreng, aber einförmig und die ſelbſtändigere Entwickelung des jugendlichen Geiſtes darniederhaltend durch einen gewiſſen moraliſch-dogmatiſchen Schematismus — eine Bemerkung, die hier um ſo mehr an ihrer Stelle ſein mag, als Hermes (um dies hier vorauszunehmen) auch in ſeinem ſpäteren literariſchen Charakter dieſe erſten theologiſch-pädagogiſchen Eindrücke niemals verwunden hat. Doch davon unten des Näheren. — Um das Jahr 1757 bezog er die Univerſität zu Königsberg, um ſich, wiederum nach Art der Paſtorenſöhne, dem väterlichen Studium zu widmen. Hermes war arm und obenein kränklich; es würde ihm in der großen fremden Stadt ſchlecht ergangen ſein, hätte nicht theils die Bücherkenntniß, die er von Hauſe mitbrachte, theils und ganz beſonders ſeine Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache ihm Freunde und Gönner verſchafft und die Kreiſe der höheren Geſellſchaft, in die der arme Student ohne ſein Franzöſiſch ſchwerlich eingedrungen wäre, für ihn geöffnet — auch dies Letztere ein Gegenſtand, der wohl zu beachten iſt, da er in ſeinen ſpäteren Romanen gleichfalls ſehr häufig und in den mannigfachſten Variationen wiederkehrt. Von den Univerſitätslehrern zog ihn, neben Kant, in dem damals freilich noch von Niemand, nicht einmal

von ihm ſelbſt, der ſpätere Reformator der deutſchen Philoſophie geahnt ward, ganz beſonders der Theologe Arnold an. Arnold (geb. 1706 zu Königsberg, geſt. ebendaſelbſt 1775 als Profeſſor der Theologie und Oberhofprediger: (ſ. Adelung zu Jöcher I, 1120) war ſelbſt eine Art poetiſchen Genie's: wie er denn nicht nur ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einem »Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung zur deutſchen Poeſie,« Königsberg 1732, eröffnete, ſondern auch in ſpätern Jahren noch akademiſche und andere Feſtlichkeiten durch ſelbſtverfertigte poemata, deutſche wie lateiniſche, zu verherrlichen pflegte. Auch mit der belletriſtiſchen Literatur war er vertrauter, als Theologen dazumal zu ſein pflegten: Beweis genug, daß er im Ganzen ein Mann von aufgeklärter und humaner Geſinnung geweſen ſein muß. Er gab Hermes, mit dem er ſich auch außer den Collegien vielfach beſchäftigte, nicht nur das damalige Modebuch, Richardſon's Grandiſon, in die Hände, ſondern veranlaßte ihn auch, ſich in Nachbildungen dieſes Schriftſtellers zu üben. Darin pflegte in der Folge Hermes ſelbſt den erſten Keim ſeiner ſpäteren Romanſchreiberei zu erblicken. —

Von Königsberg ging Hermes nach Danzig und von dort nach Berlin; in beiden Städten war er in gebildeten und vornehmen Familien als Hauslehrer beſchäftigt. Auch entſtand in Berlin ſein erſter Roman, Fanny Wilkes, 1765. Bald darauf wurde er angeſtellt, zuerſt als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schleſien, von wo er als Hof- und Schloßprediger nach Pleß (in Oberſchleſien) ging, bis er im Jahre 1772 nach Breslau berufen ward. Hier, in allmäliger Folge den Kreis theologiſcher Würden durchlaufend, ſtarb er, ein hochbetagter Greis, im Jahre 1821 als Hauptprediger, Ober-Conſiſto-

rialrath, Ordensritter ꝛc. Ein Bild von ihm, gerade aus der Blüthezeit ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, iſt in der Lavater'ſchen Phyſiognomik, im zweiten Band, Abſchnitt IX, Fragment IV, pag. 212 der großen Ausgabe, enthalten. Ich rücke, bei der Seltenheit des genannten Werkes, nachſtehend die Schilderung ein, mit welcher Lavater das Bild begleitet, theils um den Leſer durch dieſe blumige Schilderung von dem Äußeren unſers Autors für die Trockenheit der obigen Lebensſkizze zu entſchädigen, theils um gleich zu Anfang einen Begriff zu geben von der Verbreitung, welche Hermes' Romane zu ihrer Zeit fanden, und von der Bewunderung, welche ihm ſogar von Leuten gezollt ward, die im Grunde auf einer ganz andern Seite ſtanden, ja mit denen Hermes kaum irgend etwas gemein hatte.

Die Stelle lautet (p. 212—214):

»Welcher ſanfte Friede! welche tiefe, unerſchütterte Ruhe! welche gehaltene, geräuſchlos dringende Kraft — umſchwebt dies Geſicht!

Sieh in ihm den ſtillen, in ſich verſchlingenden, verharrenden, ordnenden, leicht und ſanft darſtellenden Hörer und Beobachter. Der Mann, der mit leichtem, treffendem Blicke moraliſche Welten ausſpäht, und aus tauſend ſich kreuzenden Scenen ein lebendiges Thatengemälde heraufbringt — deſſen, was iſt, und deſſen, was ſein ſollte.

So ein Geſicht mußt' es ſein, um den metaphyſiſch moraliſchen Roman, Sophiens Reiſen, zu ſtellen; dieß verſchlungene Detail von Charaktern und Thaten; das unſichtbare Band, an dem ſie ſich abwinden, und die aus jeder Thatenſpitze ſich aufdringende durchgeführte, etwa auch durchgepredigte Moral.

Ich ſchaue den Geiſt, der dieſe Geſtalt belebt. Mann,

Digitized by Google

— nicht Schöpfer neuer Welten; nicht Zerſtörer — nicht rufend dem das nicht iſt, als ob's ſey! Aber Weltenſchauer, Ordner, Verſchönerer.

Iſt's nicht ein Geſicht, bei dem Du gerne verweileſt? bei dem Dir's frey und froh iſt? das Du gerne ſprechen höreſt? Nicht allgewaltig reißt es Dich zu ſich — aber ſtill und freundlich zieht es Dich an; »Que pour ne point souhaiter, wie er aus der Sevigné anführt, que pour ne point souhaiter son amitié, il n'y a point d'autre invention, que de ne l'avoir jamais vu.« Ein Geſicht; es wird nicht auf Flügeln des Adlers mit Dir zur Mittagsſonne ſich ſchwingen; nicht in der Hölle Tiefen Dich hinunter ſchleudern — aber tauſend von Dir überſehene Nüançen menſchlicher Worte und Thaten wird's Dir aufdecken; tauſend liebliche Scenen des Lebens Dir entfalten; erprobten Rath Dir geben, und Dein verwundetes Herz mit Öl des Troſtes ſalben.

Sieh! im Drange des Lebens lernt er dulden und ſchweigen. Schweigend harret er auf den Erlöſer. Wenn der Mond ſein wehmüthig ſüßes Licht herabſendet, glänzt im Auge die Zähre, liſpelt der Mund: »Ich rufte meinen Freunden; aber — die Prieſter und Liviten« — dem Feinde zerſchmettert er nicht die Zähne, aber ſammelt glühende Kohlen auf ſein Haupt.

In dieſer weder geraden, noch ſcharfen, noch ſtark gewölbten, einfachen, harmloſen Stirne — wie viel leichter, ſicherer, auffaſſender, entwirrender Verſtand! gerüſtete, behaltſame, leicht und reichlich darreichende Gedächtnißkraft!

Das Aug unter dieſer idealiſirenden Augenbraune, und in dieſer Tiefe mit dieſem hellen, ruhigbringenden Blicke — iſt des unermüdeten, ausſchöpfenden, aufgrabenden, idealiſirenden Beobachters. Kraft hat's zum überſchauen, durchſchauen, detailliren — mehr als ſchnell und ganz zu umfaſſen.

Digitized by Google

Die aufwärts vorſpringende, leichte, zartbeſchnittene Naſe offenbar des feinfühlenden, weitriechenden, ſanft an ſich haltenden, treuen, im Leiden zum Leiden geſtärkten.

Von der Spitze der Naſe bis zur Unterlippe, die freilich hier etwas platt gewordene Oberlippe mitgerechnet, bis zur Überhinausſchweifung edellaunig.

Der ganze Mund — voll theilnehmender, unſchmachtender Güte, Treue und gelaſſener Dienſtfertigkeit! Er ſcheint einer eben bemerkten, feingefühlten, unſchädlichen Disharmonie zuzulächeln. Fürchte Dich nicht — im Zorne wird er nicht mit Dir reden! Aber zu weiſer Belehrung, treuer Ermunterung, leiſem, ſelbſt empfundenen Troſte, heiterer, unerbittender, obgleich nicht ſalzloſer Laune, öffnet er ſich.

Das Kinn, an dem ſo viel von des Mundes heiterer Treue herabzuſchweben ſcheint — abermals in der Harmonie des ruhigen Ganzen. — So ein Kinn — es ſcheint nachgebend aus Überlegung. Es hat, wie das etwas zu gedehnte untere Drittel des Geſichtes, etwas läſſiges — allenfalls in Anſehung des häuslichen Ameublements, der Bücher, Schriften, Aufſätze, Papiere — Unordnung ausdrückendes.

Mahlzeichen duldender Mühſeligkeit ſcheinen ſich an der Kinnlade vom Ohre bis zum Kinn auf und nieder zu wälzen.

Überm Ganzen ruht — welche reine Lieblichkeit! Langmuth! verzeihende Liebe! Treue! Offenheit — und Verſchloſſenheit zugleich! —

Wer kennt ſeinen Paſtor Groß? und ſieht nicht deſſen Seelengrund, Leidensgelaſſenheit? In ſich geſchlungen, auf ihrer Wurzel ruhende Kraft, Erfahrung — geſammelt auf dieſem Geſichte. *)

---

*) Von „Liviten," durch welche Hermes zu „dulden" gehabt hätte, iſt mir nirgend eine Spur begegnet. Daß ein Prediger, der Romane ſchreibt, hie und

Die phyſionomiſchen Stellen ſeines Buchs — verdienten wohl, beſonders ausgeſchrieben und hier einverleibt zu werden — vielleicht geſchiehts noch.« —

Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe mit der Perſon unſeres Autors bekannt gemacht haben, wird es an der Zeit ſein, einen Blick auf den Zuſtand zu werfen, in welchem ſich dazumal die Unterhaltungsliteratur bei uns Deutſchen befand, ſowie namentlich auf die Entwicklung, welche der deutſche Roman bis dahin genommen hatte.

Wir brauchen dabei nicht weiter zurückzugehen, als höchſtens bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, indem in dieſer Zeit erſt, in Folge der Reformation, jenes compacte Intereſſe, jene geiſtige Einheit der Maſſen ſich zu bilden anfing, ohne die überhaupt kein Publikum zu denken ſteht und alſo ſelbſtredend auch keine Literatur, die ausdrücklich für das Publikum beſtimmt iſt. Was an Volksbüchern, Schwänken, Märchen vorherfällt, iſt durchgängig lokaler Natur, es gehört

da Kopfſchütteln erregen mußte, insbeſondere bei ſeinen Amtsbrüdern, lag ziemlich auf der Hand und wird von Hermes ſelbſt allerdings mehrfach, und ſogar nicht ohne allen Anflug von Selbſtgefälligkeit (vgl. den Recenſenten in der Allg. deutſchen Bibliothek Bd. XXXIII. Stück 1, p. 26. flg. über den zu Ende dieſes Aufſatzes das Nähere) erwähnt. Doch waren dieſe „Neckereien“ viel zu geringfügig und ſind auf Hermes amtliche Laufbahn erweislicher Maßen zu ſehr ohne Einfluß geblieben, als daß ſelbſt eine Lavaterſche Phantaſie darin hätte „Leiden“ erblicken können. Ich vermuthe daher, daß Lavater hier eine Verwechslung paſſirt iſt: er hat unſern Johann Timotheus mit Johann Auguſt Hermes verwechſelt, der im Jahre 1822 als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath zu Quedlinburg ſtarb, und der in der That, ungefähr um dieſelbe Zeit, da die Hermesſchen Romane erſchienen, als Prediger zu Wahren im Mecklenburg'ſchen allerhand Verfolgungen von Seiten der Orthodoxi zu ertragen hatte, die ihm eine gewiſſe Celebrität bereiteten. Vgl. die Zeitgenoſſen, Neue Reihe, VII, p. 121 fgg. wo eine ausführliche Biographie dieſes Quedlinburger Hermes (der ſich übrigens gleichſam als Schriftſteller bekannt gemacht hat, wenn auch freilich nicht als Romanſchreiber).

Digitized by Google

einzelnen Stämmen, einzelnen Provinzen an; es ſind, ſo zu ſagen, Dialecte. Erſt mit Luther, wie er zuerſt eine allgemeine deutſche Schriftſprache begründet, beginnt auch der Begriff eines deutſchen Publikums. Ja ſogar, weil von einer Literatur, genau genommen, erſt da die Rede ſein kann, wo ein Publikum ihr theilnehmend gegenüberſteht, ſo dürfte es in dieſem Sinne ſogar erlaubt ſein, zu behaupten, daß wir bis auf Luther wohl eine deutſche Poeſie, eine deutſche Kunſt, eine deutſche Gelehrſamkeit gehabt haben, daß aber eine deutſche Literatur, als ſolche, erſt mit und durch die Reformation entſtanden iſt.

Von der Unterhaltungsliteratur, der eigentlichen Literatur der Maſſe als ſolcher, verſteht ſich das, wie geſagt, von ſelbſt. Wie nun aber war dieſe älteſte Unterhaltungsliteratur beſchaffen?

Es iſt eine bekannte und oft beſprochene Thatſache, daß die nächſte und augenfällige Wirkung, welche die Reformation auf unſere Literatur ausgeübt, keineswegs eine vortheilhafte, befördernde geweſen iſt. Das unverhältnißmäßige Übergewicht, welches, in Folge der Reformation, die religiöſen Angelegenheiten im Leben unſeres Volkes erhalten hatten, mußte nothwendig alle übrigen Beſtrebungen, literariſche wie politiſche, für einige Zeit wenigſtens, beeinträchtigen und verdrängen. Nicht mehr unter den Theologen allein hielt ſich die Theologie: die ganze Nation, oder zum mindeſten die proteſtantiſche Hälfte derſelben, war theologiſch geworden. In allen Gemeinden, allen Gilden, ja bis in den Schooß der Familien hinein wurden die damaligen Haupt- und Staatsfragen, die Fragen der Transſubſtantiation, der Gnadenwahl, der Buße, der ewigen Strafen ꝛc., verhandelt. Der Prediger war der wichtigſte Mann im Lande; die Innocenze und Gregore der katholiſchen Kirche — unſere reformirten und luthe-

Digitized by Google

riſchen Hofprediger des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts gaben ſich, nach Maßgabe ihrer beſchränkteren Verhältniſſe, alle mögliche Mühe, nicht hinter ihnen zurückzubleiben.

Natürlicher Weiſe mußte unter dieſen Umſtänden auch die Literatur eine ausſchließlich theologiſche Farbe annehmen. Es genügt in dieſer Hinſicht bloß auf die deutſche Lyrik zu verweiſen, die volle hundert Jahre hindurch, von Luther bis Opitz, mit Ausnahme des unkunſtmäßigen, unliterariſchen Volksgeſanges, kaum etwas Anderes aufzuweiſen hat, als bloß Geſangbuchslieder. Ja es ſchrieb überhaupt faſt Niemand mehr, als bloß Prediger; es wiederholte ſich, was nach der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums, im achten und neunten Jahrhundert, der Fall geweſen war: die Literatur befand ſich ausſchließlich in den Händen der Theologen.

Auch die populaire, die Literatur der Maſſen: da wir, in Anbetracht ihres langweiligen, geiſttödtenden Inhaltes, Unterhaltungsliteratur allerdings nicht wohl ſagen dürfen. — Wie die Geiſtlichen praktiſch die ehemaligen Haus- und Burgpfaffen der katholiſchen Zeit nicht nur erſetzten, ſondern an Macht und Einfluß ſogar noch übertrafen, wie ſie, in der Geſtalt von Beichtvätern, geiſtlichen Beiſtänden ꝛc. in den meiſten Häuſern, bürgerlichen wie fürſtlichen, das eigentliche geheiligte Centrum des Familienlebens bildeten: ſo auch, was zur Erbauung und Zerſtreuung eine ehrbare bürgerliche Familie, ein wohlbedächtiger Hausvater, ein ſittſames Jungfräulein an Lectüre bedurfte, wurde gleichfalls von der Geiſtlichkeit geliefert. Jene Poſtillen und Gebetbücher, jene güldenen Himmelsſchlüſſel und blühenden Paradiesgärtlein, jene Hoſen-, Perücken- und andern Teufel, jene dramatiſirten Evangelienharmonien und Legenden, in deren Hervorbringung die evangeliſche Geiſtlichkeit des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhun-

derts eine ſo unerſchöpfliche, ſo unglaubliche Fruchtbarkeit bewies, daß man mit den bloßen Titeln noch heutzutage ganze Bibliotheken füllen könnte — wir haben ſie, ſo barock es in unſern Ohren auch klingt, vom Standpunkt jener Zeiten aus in der That als die Grundlage, den eigentlichen Stock und Kern der damaligen — das Wort muß heraus: Unterhaltungsliteratur zu betrachten. Um ſie damals verſammelte ſich aufmerkſam, andächtig der häusliche Kreis; ſie dienten dem damaligen Publikum ſtatt Journalzirkel und Leihbibliothek; in ihnen, mit einem Worte, fand das literariſche Bedürfniß der Maſſe ſeine Befriedigung.

Wiewohl, ehrlich zu ſagen, ſo ganz vollſtändig war dieſe Befriedigung doch nicht. Der Menſch lebt nicht von Brod allein: und vom Himmelsbrod der geiſtlichen Lectüre nun erſt gar nicht. Wie theologiſch verſenkt die Zeit auch war, ſo ganz konnte ſie die Grundtriebe der menſchlichen Natur doch nicht verläugnen, daß ſie des ewigen Predigens und Moraliſirens nicht unterweilen auch ein wenig ſatt geworden wäre, daß ſie nicht hie und da eine Sehnſucht empfunden hätte nach weltlichen Neuigkeiten, nach beluſtigenden Schilderungen, nach Büchern voll Handlung, Bewegung und Abenteuern.

Dieſe Sehnſucht mußte ſich ſteigern, je ſtiller, je einförmiger, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, das wirkliche Leben ſelber ward und je lebhafter daher, bei der allgemeinen Abſpannung des geſchichtlichen Daſeins ſelbſt, die Nothwendigkeit einer literariſchen Anregung empfunden ward. Zwar hatte inzwiſchen die Literatur ſelbſt ſich aus ihrer theologiſchen Verſunkenheit einigermaßen wieder aufgerüttelt; Opitz, Flemming und Andere hatten die weltliche Muſe wiederum zu Ehren gebracht. Allein all dieſe Dichter, die vortrefflichſten ſelbſt, waren immer nur Gelehrte, nur Gelehrten verſtändlich, nur auf ihren Beifall bedacht; zur Unterhaltung

Digitized by Google

des Publikums, zur Lectüre des großen Haufens waren ſie viel zu vornehm oder, wenn man es lieber hört, meinetwegen, auch viel zu gut.

Einige Zeit hindurch hatte man ſich behelfen mögen, theils mit Erneuerung der alten mittelalterlichen Heldengedichte, in Form von Proſaromanen, theils mit den kleinen kurzweiligen Schwänken der Volksbücher, wie Eulenſpiegel, die Lalenberger ꝛc., theils auch mit Verdeutſchung (im ſtrengſten Sinne) griechiſcher und römiſcher Klaſſiker, beſonders der Hiſtoriker, eines Livius, Plutarch, Juſtin ꝛc.

Allein auf die Dauer hielt auch das nicht gegen. Dieſe Abenteuer waren zu zahm, dieſe Romantik zu bejahrt — und vor Allem, es blieb immer daſſelbe, es kam nichts Neues hinzu, nichts, was, unmittelbar aus der Gegenwart entſproſſen, dieſe ſelbſt in ergötzlichem Spiegelbild zur Anſchauung gebracht hätte.

Denn darauf im letzten Grunde läuft doch alles literariſche Bedürfniß der Maſſe hinaus: ſie will ſich ſelbſt, in verklärter Geſtalt, in abenteuerlicher Verkleidung, gleichviel — ſie will ſich ſelbſt, ihre Umgebung, die Orte, wo ſie wohnt, die Leute, die ſie kennt, die Zuſtände, mit denen ſie vertraut iſt, in den Büchern wiederfinden: ſo daß alſo in dieſem Punkte (wie noch öfter) der Inſtinkt der Menge mit den Forderungen der Wiſſenſchaft vollkommen übereinſtimmt.

Nun hatte man freilich ſeit Mitte und ſtellenweiſe ſogar ſchon ſeit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Relationen und fliegenden Blätter, die alle merkwürdigen Vorfälle der Zeit, große wie kleine, Schlachten wie Feuersbrünſte, Todesfälle wie Mißgeburten, ſofort in Vers und Proſa, mit Holzſchnitten und Bildern, Männiglich zu wiſſen thaten.

Aber auch dieſe Nahrung war bei Weitem nicht ſolid, nicht maſſenhaft genug, die Leſeluſt der Menge zu befriedigen.

Digitized by Google

Im Gegentheil, dieſe Relationen trugen nur dazu bei, den Trieb zur Lectüre zu vergrößern und auszubreiten; ſie ſtachelten ſie mehr auf, ſie reizten den Hunger mehr an, als daß ſie im Stande geweſen wären, ihn zu ſtillen. Auch entbehrten ſie jenes romantiſchen Glanzes, jener abenteuerlichen Färbung, nach der, als dem nothwendigen Äquivalent für die Abſtraction der geiſtlichen Lectüre, das Publikum vor Allem ſchmachtete; ſie waren nackte Proſa — und man wollte buntglänzende Poeſie! ſie waren bloße Begebenheiten — und man wollte Abenteuer, mit romanhafter Verwicklung, dramatiſchem Schwung, überraſchender Löſung!

Und ſiehe da, das Alles fand ſich nun, in köſtlichſter Miſchung, in jenen allegoriſchen Schäfergedichten der Italiener, der Spanier, der Engländer, die ſeit Ende des ſechszehnten, beſonders reichlich aber im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts bei uns eingebürgert wurden; es fand ſich vor Allem in jenen galanten und höfiſchen Romanen, mit denen, ſeit Anfang deſſelben Jahrhunderts, insbeſondere die Franzoſen uns beſchenkten und die ſich bekannter Weiſe vorzüglich dadurch empfahlen, daß ſie, in romanhafter Verhüllung, den Zuſtand der damaligen Höfe, das Leben der Großen, die Liebſchaften der Könige, die Intriguen der Günſtlinge abſchilderten; es fand ſich ferner in den wenigen Büchern, die, wie unſer Simpliciſſimus, den Verſuch machten, in originaler, ſelbſtändiger Weiſe die abenteuerliche Bewegung des dreißigjährigen Krieges, ſowie überhaupt unſere eigenen deutſchen Volkszuſtände zu ſchildern; es fand ſie endlich, bis zum äußerſten Gipfel des Abenteuerlichen, in jenen Robinſonnaden, jenen Entdeckungs- und Seefahrergeſchichten, die, nach engliſchen Muſtern, ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts in ſo unermeßlicher Fülle bei uns aufſchoſſen, ja die noch bis auf dieſe Stunde das Entzücken unſerer Kinder bilden.

Digitized by Google

Es würde uns zu weit abführen von unſerem Ziele, wollte ich die einzelnen Stadien, in denen die deutſche Literatur dieſe Anregungen verarbeitete, hier des Näheren verfolgen. Es genügt für unſere Zwecke vollkommen, die beiden Elemente gleichſam, die Grundbeſtandtheile, aus denen unſere Unterhaltungsliteratur ſich bildete, feſtgeſtellt zu haben: das theologiſche, oder, wie wir es auch nennen dürfen: das moraliſch didaktiſche, und, als Gegenſatz und nothwendige Ergänzung zu ihm, das abenteuerliche, das eigentlich romanhafte Element.

Nun aber ſtellt die Geſchichte keine Gegenſätze auf, es ſei denn, um ſie ſofort auch wieder durch und in einander zu verſöhnen.

Auch die beiden ſo eben genannten Elemente unſerer Unterhaltungsliteratur konnten nicht lange nebeneinander beſtehen, ohne ſich vielfach zu berühren, ſich einander Platz zu machen, ja theilweiſe in einander überzugehen. Die moraliſirende Richtung in den ſatiriſch didaktiſchen Schriften eines Moſcheroſch, Schuppe, Weiſe u. ſ. w., zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie ſie aus den Händen der Geiſtlichen in die cultivirteren, die gewandteren Hände der Humaniſten und Schulmeiſter überging, ließ zugleich von der urſprünglichen theologiſchen Strenge nach und verſchmähte es nicht mehr, den Reiz des Abenteuerlichen, die Würze romantiſcher Verwicklung gleichfalls für ſich in Anſpruch zu nehmen. — Und ebenſo die abenteuerliche Richtung fand es für angemeſſen, zwiſchen ihren buntwechſelnden Geſtalten, ihren Überraſchungen und Wundern auch der ernſten, lehrreichen Matrone Moral einigen Platz einzuräumen; unter die Liebesgeſchichten der Aramenen, unter die Hof- und Staatsavantüren der Octavien (beide vom Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig: 1669 und 1685) miſchte ſich bereits ſo viel moraliſche Betrachtung,

ſo viel Lehre und Erbauung, daß man faſt zweifeln kann, zu welcher Gattung man ſie zählen ſoll, zur didaktiſchen oder zur romantiſchen: bis denn endlich, gegen Mitte des folgenden Jahrhunderts, in Romanen, wie des Herrn von Loen »Ehrlicher Mann am Hofe« (1740) und ebenſo in den Moſer'ſchen Geſchichten (der Herr und der Diener, 1759 u. ſ. w.), das Verhältniß ſich ſogar völlig umkehrte und der höfiſch politiſche Roman weit weniger höfiſch als chriſtlich, weniger politiſch als pietiſtiſch wurde. Kurz zu ſagen: die Moral wurde alle Tage romanhafter, die Romane alle Tage moraliſcher.

Aus dieſen Übergängen entwickelte ſich denn nun endlich, ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts, eine völlig neue Geſtalt unſerer Unterhaltungsliteratur, eine Geſtalt, in der jene beiden Elemente gleichmäßig verflacht und abgeſchwächt, aber auch beide gleichmäßig enthalten ſind: die moraliſchen Wochenſchriften, die zuerſt in den Zwanzigern des vorigen Jahrhunderts auftauchen und bald, in ungeheurer Vermehrung, einen Umfang gewinnen, daß ſie faſt mit jener früher erwähnten Literatur der Himmelsſchlüſſel, Paradiesgärtlein u. ſ. w. in die Schranken treten dürfen. In den moraliſchen Wochenſchriften ſoll die Unterhaltung nie anders als moraliſch, die Moral nie anders, als im Gewande der Unterhaltung auftreten; ſowohl die bloße Lehre, als ſolche, als auch die Unterhaltung, die nichts weiter wäre, als das, ſollte ausgeſchloſſen ſein. Zweck und Grundlage waren alſo allerdings noch immer didaktiſch, moraliſirend, wir können ſagen, theologiſch: wie es denn gewiß nicht zu überſehen iſt, daß gerade zu derſelben Zeit, da dieſe Wochenblätter bei uns aufzublühen begannen, die Theologen, genauer die Pietiſten, ein Spener, Franke, Zinzendorf ꝛc., ſo eben einen neuen und ſehr bedeutenden Einfluß auf das geiſtige ſowohl, wie das geſellige und

häusliche Leben gewonnen hatten und daß dieſe frommen Männer ſelbſt es keineswegs verſchmähten, ſich der neuen Form auch ihrerſeits zuweilen zu bedienen — nur daß die Form, welche man zur Erreichung dieſes Zweckes in Anwendung brachte, eine äſthetiſirende, belletriſtiſche, mit einem Worte: eine unterhaltende war.

Aus dieſen moraliſchen Wochenſchriften nun, die bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ja mitten hinein in unſere ſogenannte klaſſiſche Epoche, die Epoche der Klopſtock, Leſſing, Wieland, recht eigentlich die Unterhaltungslectüre unſerer mittleren Stände, die literariſche Nahrung unſerer bürgerlichen Familien gebildet hat, entwickelte ſich, in theilweiſer Anlehnung an frühere Formen, eine neue und höchſt bedeutende Gattung nicht blos unſerer, ſondern der geſammten modernen Literatur: der bürgerliche oder Familienroman.

Der Familienroman iſt die zur Kunſtform erhobene, die gleichſam in ſich ſelbſt conſolidirte, zur poetiſchen Einheit gebrachte moraliſche Wochenſchrift. Wie dieſe, hat er die bewußte und ausgeſprochene Abſicht, gleichzeitig zu unterhalten und zu lehren oder, wie ein bekanntes und für dieſe Gattung faſt ſprichwörtlich gewordenes horazianiſches Motto es ausſpricht: ridendo dicere verum. — Beide, die moraliſchen Wochenſchriften, wie die Familienromane, weiſen uns auf England hin. In England war es, wo (ſeit 1709) Addiſſon in ſeinem Tattler, ſeinem Spectator die erſten Beiſpiele moraliſcher Wochenſchriften, die Väter und Vorbilder unſerer Patrioten, Matronen, Gelehrten Tadlerinnen 2c. aufſtellte; in England war es, wo eine Pamela (1740), eine Clariſſa (1748), ein Grandiſon (1753: alle drei von Richardſon), ein Tom Jones (1750: von Fielding), ein Peregrine Pickle, Roderich Random (1751: von Smollet), dieſe unzählig nachgeahmten, nie erreichten Muſter des Familienromans, zuerſt entſtan-

den. Beide ſind ächt engliſche Producte, die nirgend anders entſtehen konnten, als in England, hier aber auch mit Nothwendigkeit entſtehen mußten. Wie die Erfindung der Mercures galants, der Almanacs u. dgl. m. die Zuſtände der franzöſiſchen Geſellſchaft charakteriſirt, ſo gehörte ohne Frage der behagliche Wohlſtand und aus ihm hervorgehend die gleichmäßige, ſolide Bildung des engliſchen Mittelſtandes dazu, um ein für die geiſtige Cultur dieſes Standes ſo wichtiges, ſo folgereiches Unternehmen, wie die moraliſchen Wochenſchriften, hervorzubringen. Wie die arkadiſche Poeſie nothwendig in Italien entſtehen mußte, dieſer (vermeintlichen) Wiedergeburt der antiken Welt, wie der höfiſch-galante Roman nirgend anders entſtehen konnte als in Frankreich, dieſem Sitz des modernen Königthums par excellence: ſo auch der Familienroman konnte ſich nirgend anders entwickeln, als in dem ernſten, dem tüchtigen, dem freien Boden Alt-Englands. — Auch über dieſen letzteren Punkt, ſo werth er einer genaueren Durchführung auch wäre, müſſen an dieſer Stelle nur Andeutungen genügen.

Auch in England hatte es bekanntlich eine Zeit gegeben, wo Schäferromane und höfiſch galante Geſchichten an der Tagesordnung waren; die Arcadia des Sidney (1586), der Euphues des Lilly *) (1579), um von Vielem nur Einiges zu nennen, hatten geraume Zeit hindurch, in England und ſogar außerhalb deſſelben, den Ton angegeben und zahlreiche

*) Nicht zu verwechſeln mit Georg Lillo, 1693—1739, dem Autor des Kaufmanns von London und anderer zu ihrer Zeit berühmter und wirkſamer Theaterſtücke; vergl. den Aufſatz von A. Wellmann: über die engliſchen Dramatiker nach Shakeſpeare, im dritten Jahrgange dieſes Taſchenbuches, 1846, p. 150 fgg. — Über Lilly ſ. in Kürze Bouterwek VII. 198 fgg., wo auch ein Bruchſtück aus dem Prologe des Euphues or Anatomy of wit, als Probe ſeines unerträglich gezierten, witzelnden Stiles, abgedruckt iſt; ausführlicher Ulrici, Shakeſpeare's dramat. Kunſt, p. 80—86.

Digitized by Google

Nachahmungen hervorgerufen. Das war die Zeit der Eliſabeth, der Stuarts geweſen, die Zeit, mit Einem Worte, da auch in England das Königthum noch in Macht und Anſehen ſtand und die Fürſten mit den Rechten des Volks noch umſpringen durften, wie ihnen beliebte.

Allein dieſe Zeit war längſt vorüber; eine blutige und glorreiche Revolution hatte den Thron des abſoluten Königthums für immer untergraben und den Fels der Volksfreiheit, die Selbſtherrſchaft der Bürger an ſeine Stelle geſetzt.

Natürlich hatte die Literatur, die ja überall nur die ideale Wiederholung des praktiſchen Völkerlebens iſt, nicht umhin gekonnt, dieſen Übergang auch ihrerſeits mitzumachen. Wie in der Politik auf den Trümmern des geſtürzten Königthums ſich ein freies, ſelbſtthätiges Bürgerthum erhoben hatte, ſo auch in der Literatur mußte an die Stelle der früheren höfiſchen Elemente gleichfalls ein bürgerliches treten; wie England den erſtaunten Zeitgenoſſen das erſte Beiſpiel eines wahren Bürgerſtaates gab, ſo mußte auch die engliſche Literatur die erſte ſein, in welcher, mit Entfernung aller conventionellen Stoffe, der Bürger ſelbſt, in der Realität ſeiner Häuslichkeit, ſeines perſönlichen und öffentlichen Lebens, Stoff und Inhalt der Dichtung ward.

Es iſt ferner bekannt, daß gerade in England reiner als anderwärts, und namentlich auch reiner als in Deutſchland ſelbſt, die altgermaniſche Sitte, das ächte deutſche Familienleben ſich erhalten hat — reiner hauptſächlich deshalb, weil dieſem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfriſchend, zur Seite ſteht, während bei uns, in der allgemeinen Stickluft unſerer unfreien, unſelbſtändigen Verhältniſſe, auch die edle Blüthe des Familienlebens nothwendig dahin welken mußte. Der Engländer, der das ſtolze und doch ſo ächt bürgerliche: mein Haus meine Burg, mit

Digitized by Google

gutem Fug ausſprechen durfte — war es nicht natürlich, daß er dieſes ſein Haus noch mit ganz anderen Liebesblicken betrachtete, es noch ganz anderes werth hielt, ſich noch ganz anders darin vertiefte, als der Deutſche oder auch der Franzoſe, der ſein Haus eigentlich immer nur zur Miethe beſaß, ja den jeder letzte Polizeidiener aus dem Bette holen durfte, bei Tag, bei Nacht, wann es ihm gefällig war?

Weiter: indem, nach unſerer obigen Darſtellung, der Familienroman gleichſam die höhere Potenz, die künſtleriſche Verklärung der moraliſchen Wochenſchrift iſt, welche wiederum ihrerſeits als ein beſtimmter Abſchluß der Unterhaltungsliteratur überhaupt bezeichnet ward: ſo iſt es ganz folgerichtig, daß auch die beiden Urelemente dieſer Literatur, das theologiſche und das abenteuerliche, oder wie wir ſie auch nannten: das moraliſch-didaktiſche und das romanhafte, in dem Familienroman gleichfalls wiederkehren — wie das zum Theil auch bereits im Obigen ausgeſprochen iſt.

Für Beides nun fand ſich gerade in England, ſo zu ſagen, das günſtigſte Klima. Wir wiſſen, wie den Engländern, abgeſehen von einer gewiſſen angebornen Ernſt- und Lehrhaftigkeit, noch aus der Zeit ihrer religiös politiſchen Umwälzung ein gut Theil puritaniſchen Blutes im Leibe ſteckte und wie auch die leichtfertige Regierung Karls des Zweiten nicht im Stande geweſen war, daſſelbe völlig zu entfernen: im Gegentheil, es war nur noch dicker, noch zäher, noch widerſtandsluſtiger geworden. Eine Form alſo, die eine gewiſſe prieſterliche Salbung, einen gewiſſen Überfluß von Moral und guter chriſtlicher Lehre ſogar zur Pflicht machte, mußte gerade den Engländern vor vielen Andern zuſagen.

Aber auch das entgegengeſetzte, das abenteuerliche Element, die romanhaften Überraſchungen und Verwicklungen brauchten ſie nicht weit zu ſuchen; ſie brauchten ſie nicht, wie

Digitized by Google

der gute ehrliche deutſche Michel, von franzöſiſchen Höfen, aus fürſtlichen Kabinetten, von Seefahrern und Schiffbrüchigen zu entlehnen. Auch hier, abgeſehen von dem (wie man ſagt) angeborenen Splen, den Whims und Seltſamkeiten der Engländer, bot ihr eigenes engliſches Leben, in ſeiner praktiſchen Großartigkeit, ſeinen geſelligen Einrichtungen, ſeinen wunderlichen mittelalterlichen Reſten, Verwicklung und Abenteuer genug dar; die Seereiſen, die Kolonien, die jüngeren Söhne mit ihrem oft ſo überraſchenden Glückswechſel, bis hinunter zu den jungen Edelleuten, die gelegentlich, die Maske vor dem Geſicht, als Highwaymen die Landſtraßen brandſchatzten und ebenſo gelegentlich wohl auch den Galgen zierten — welche Abwechslungen! welche Seltſamkeiten! welche Abenteuer, überraſchender, unglaublicher, als das verbrannteſte Dichterhirn ſie jemals hätte erfinden können!

Intereſſant iſt es dabei, wie jedes dieſer beiden Urelemente, das moraliſirende und das abenteuernde, alsbald auch ſeinen beſonderen Repräſentanten in der Literatur findet: jenes in Richardſon, dem Verfaſſer der Pamela, der Clariſſa ꝛc., dieſes in Fielding: ſo jedoch, daß auch das entgegengeſetzte Element bei keinem von beiden völlig fehlt. —

Es wird nun, nach dieſer ausführlichen Darſtellung der geſammten Entwicklung, gewiß keiner beſonderen Erklärung mehr bedürfen, woher es kam, daß der engliſche Familienroman ſich ſofort auch nach Deutſchland verbreitete und hier nicht nur vom Publikum mit einem Enthuſiasmus, einer Zärtlichkeit aufgenommen ward, die nicht größer gedacht werden konnte, ſondern daß er auch in unſerer Literatur ſelbſt Wurzeln ſchlug, ſo feſt, ſo eigenthümlich, daß wir allen Grund haben, dem Familienroman volles deutſches Bürgerrecht zu gewähren und ihn als eine eigenthümliche und wichtige Gattung unſerer eigenen Literatur zu betrachten.

Digitized by Google

Daß wir dies können, iſt (um dies hier vorauszunehmen) hauptſächlich das Verdienſt des Mannes und des Buches, dem dieſe Blätter gewidmet ſind. — Wenden wir uns alſo jetzt wieder zu Hermes zurück.

Als Hermes, gegen Ende der fünfziger Jahre, beſonders (wie oben erzählt) auf ſeines Lehrers Arnold Anregung, zuerſt den Gedanken faßte, dermaleinſt als Schriftſteller aufzutreten, ſtand der engliſche Familienroman, der Roman der Richardſon und Fielding, eben bei uns in vollſter Blüthe. Die ausgezeichnetſten, die verehrteſten Schriftſteller der damaligen Literatur, z. B. ein Gellert ſelbſt, fanden es nicht unter ihrer Würde, ein Werk, wie die Pamela nicht nur zu überſetzen, zu bevorworten, zu empfehlen, ſondern es auch ſelbſt nachzuahmen: wie denn namentlich Gellerts Schwediſche Gräſin (zuerſt 1746 erſchienen) als eine erſte Frucht der Pamela zu betrachten iſt.

Was war alſo natürlicher, als daß auch ein Anfänger, wie Hermes, ſich dieſen engliſchen Muſtern anſchloß? Ja nicht einmal, daß er ſich ihnen ſklaviſch anſchloß, daß er ſie nicht bloß nachahmte, ſondern geradezu copirte, geradezu abſchrieb — nicht dies einmal, meine ich, darf ihm zum Vorwurf gemacht werden. Es iſt der gewöhnliche Weg, auf dem angehende Schriftſteller ſich zu bilden pflegen, daß ſie zuerſt nicht ſowohl den Geiſt, als die Manier, die äußere Form eines beliebten und verehrten Muſters nachahmen; um wie viel mehr jene ſecundären Geiſter, jene anlehnenden Talente, zu denen auch unſer Hermes gehörte.

So entſtand ſein erſter Verſuch, die ſchon oben erwähnte Geſchichte der Miß Fanny Wilkes, ſo gut als aus dem Engliſchen überſetzt, mit dem Motto: lectorem delectando paritorque monendo; in zwei Bänden, zuerſt 1765. Wie weit in dieſem Buche die Nachahmung geht

Digitized by Google

ſoweit nämlich, daß man es geradezu für ein engliſches Original halten ſollte, beweiſt ſchon der Titel, und noch mehr das Titelblatt, auf welchem die Worte ſo gut als mit ganz kleinen Lettern gedruckt ſind, ſo daß es faſt ſchwer hält, ſie nicht zu überſehen. Ebenſo auch die Wahl des Namens (Wilkes: es war zu eben derſelben Zeit, daß der Prozeß eines berüchtigten engliſchen Pamphletiſten, Wilkes, in und außerhalb England großes Aufſehen erregte: vgl. den Roman ſelbſt, I. 3 flg. der dritten Auflage) giebt eine gewiſſe materielle Schlauigkeit, eine gewiſſe Speculation auf den äußern Erfolg zu erkennen, die bei jungen Schriftſtellern noch viel unerfreulicher zu finden iſt, als bei alten, ausgelernten. Als ſeine Muſter bezeichnet er ſelbſt (in der Vorrede zur zweiten Auflage) Richardſon und Fielding; doch iſt es hauptſächlich der Letztere, deſſen ausſchweifende Erfindungen, deſſen lebhafte, hüpfende Darſtellung er hier nachzuahmen ſucht. — Von dem Inhalt der Geſchichte ſelbſt hier einen Begriff zu geben, iſt unmöglich. So kurz gehalten, wie der Raum hier allein verſtattet, würde der Auszug vollkommen unverſtändlich bleiben; dagegen um verſtändlich zu werden, müßte er weit ausführlicher ſein, als hier des Ortes iſt: ſo hat der Verfaſſer geſchwelgt in Abenteuern, Verwicklungen, Überraſchungen, Knalleffecten und wie der ſtändige Apparat derartiger Romane weiter heißt. Es iſt eine engliſche Familien-, ſpecieller Heirathsgeſchichte, mit untergeſchobenen Kindern, verwechſelten Namen, mit Inquiſitionsgreuel und Folterbänken, mit Mördern und Räubern, ingleichen mit einigen ausbündig tugendhaften Jungfrauen und Männern. Wer die beiden Bände zu mühſam zu leſen findet (wiewohl ſo kurzweilig, wie die neueſten franzöſiſchen Mord- und Diebſtahlsromane iſt dieſe Fanny, die veraltete Sprache abgerechnet, immer noch, ja ſie iſt dieſem Genre näher verwandt, als man mei-

Digitized by Google

nen möchte, da dieſes wie jene grundſätzlich nur aus zuſammengewürfelten Situationen und Pointen beſtehen, ohne innere Nöthigung und Wahrheit), und den Inhalt doch etwas näher kennen zu lernen wünſcht, findet im erſten Band der oben citirten Reichardtſchen Bibliothek der Romane einen recht zweckmäßigen, eben hinlänglichen Auszug. — Wir unſers Theils begnügen uns, zur näheren Charakteriſtik der Fanny Wilkes, hier einige Stellen aus der Beurtheilung einzuſchalten, welche dieſelbe in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, Bd. VI. Stück 1, p. 50—53 erfahren hat und die wir ſelbſt, bei genauer Prüfung des Buches, ſo wahr, ſo treffend, zugleich ſo ruhig und unparteiiſch gefunden haben (ſie hat, nach Angabe der von Hrn. Dr. Parthey veröffentlichten »Mitarbeiter an Fr. Nicolai's Allg. Deutſcher Bibliothek«, den bekannten Märchendichter, Muſäus in Weimar, auch ſelbſt als Romanſchreiber: Grandiſon der Zweite, Phyſiognomiſche Reiſen ꝛc. bekannt, zum Verfaſſer), daß wir ihr nichts mehr hinzuzufügen wüßten.

»Anſtatt des ganz verbrauchten Motto auf dem Titel, hätten wir dem V. ein anders vorſchlagen wollen, dieſes nemlich:

— ex integra graeca integram
comoediam hodie sum acturus;

das würde zu dieſer Nachahmung der engliſchen Romane vollkommen paſſend geweſen ſeyn. Der Verfaſſer hat ſich nach Richardſoniſchen und Fieldingiſchen Geſchmack gebildet, das iſt lobenswürdig; aber darinne thut er der Sache zu viel, daß er ganze perſönliche Charakter aus den engliſchen Romanen in den ſeinigen überträgt. Wer eine Parallele zwiſchen der Geſchichte des Grandiſons und dieſer ziehen wollte, der würde die Perſonen leichtlich aus beyden zuſammen paaren können. Die Hauptperſon in der Geſchichte iſt ein Grandiſon, der aber

hier Handſom heißt, ſeine Henriette heißt Jenny, des Handſoms Schweſter, Eliſabeth iſt Charlotte u. ſ. w. Der Verf. führt zwar ſeinen Helden durch eine andere Reihe von Begebenheiten hindurch, aber die Charakter ſind doch in beyden vollkommen einerley. Das iſt eine Ketzerey wenn man die Leute ſo umtauft. Die äuſſerliche Einrichtung iſt vollkommen nach Fieldingiſcher Art; ſo ſind die Kapitel überſchrieben und ſo ſind auch die Ausſchweifungen die zu Anfang jedes Kapitels zur Einleitung dienen, ſie laſſen ſich meiſtens wohl leſen, nur einige ſind etwas langweilig. Die Verwickelung iſt zu ſehr gekünſtelt und gehet bis zur Verwirrung: der V. iſt zu ſparſam mit den Perſonen, einige führen zwey bis drey Namen, dadurch wird er bey ſeinen Leſerinnen, mit denen er ſich in dem Buche ſo oft freundſchaftlich beſpricht, nicht viel Dank verdienen. — Nichts iſt unerwarteter als die Entwickelung, aber ſie hat ein gar zu ſeltſames Anſehen. Der Leſer vermuthet eine Hochzeit, die Braut iſt ſchon angeputzt vor den Traualtar geführt zu werden. Auf einmal bekommt die Sache ein anderes Anſehen und das ganze Gebäude, das der V. mühſam angeführet hat, zerfällt gleichſam durch einen einzigen Stoß, wie ein Haus von Karten. Die Fanny Wilkes, ein kleines Mädchen, von der das Buch überſchrieben iſt, hat nur eine Nebenrolle; der V. hat ſeine Leſer dadurch täuſchen wollen. So würde Richardſon, wenn er gleiche Abſicht gehabt hätte, die Geſchichte des Grandiſons etwan die Geſchiche des weinenden Herrn Orme benennt haben. Wenn inzwiſchen der Leſer durch einen Theil des Titels hintergangen wird, ſo gilt das nicht von dem andern. Das Buch unterſcheidet ſich von den gemeinen Romanen, auf eine vortheilhafte Art und verräth einen Verf. der nicht ohne Talente iſt. Nur ſcheint er noch jung zu ſeyn, und die Welt und das menſchliche Herz nicht genug zu kennen. Unter andern hat er auch die Grille

Digitized by Google

zu glauben, er könne gut Franzöſiſch ſchreiben, daher rükt er ganze Seiten in franzöſiſcher Sprache ein, die ein Franzoſe ſteif finden wird, und ein Deutſcher in einem deutſchen Buche nicht ſuchen kann. Inzwiſchen verdient der Verf. alle Aufmunterung, wenn er mehrere Erfahrung wird erlanget haben, ſo kann er einmal ein guter Romanenſchreiber werden. Unterdeſſen wird auch ſeine Schreibart etwas feſter werden, bis izt wizelt er noch öfters wenn er ſcherzhaft ſeyn will. Zum empfindungsvollen und traurigen ſcheint er mehrere Talente zu haben, auch hier wird ihm mehrere Erfahrung lehren, daß die wahre Rührung bloß durch tragiſche Situationen in denen die Perſonen ihrem Charakter gemäß handeln, erreichet werde. Dieſe zu erfinden, zeugt vom Genie eines Schriftſtellers, lange Reden und viel Weinen und Schluchzen zu erzählen, koſtet nicht viel Kunſt.

Da man in Deutſchland nöthig hat, jeden auch ſchwachen Funken des Genies anzublaſen, ſo wünſchen wir, daß der Verf. durch obige Erinnerungen ſich nicht abſchrecken laſſe, ſeine Kräfte in einem Felde noch ferner zu verſuchen, welches zu bearbeiten, er nicht ganz ungeſchikt zu ſeyn ſcheint.«

Andere Beſprechungen ſiehe in den Göttingiſchen Anzeigen 1766, St. 46; Neue Bibl. d. ſchönen Wiſſenſ. Bd. II. St. 2, p. 355 u. ſ. w. vgl. Vorrede zur zweiten Auflage. Eine beſonders ungünſtige enthielt die Berliner Voſſiſche, die damals wenn ſie auch keine Leſſinge mehr zu Mitarbeitern hatte, doch immer noch eine kritiſche Stimme von Einfluß war. Das entſcheidendſte Organ war natürlich noch immer die Nicolaiſche Bibliothek. —

Inzwiſchen wie viel die Herren Recenſenten an dem Erſtlingswerke auch noch auszuſetzen hatten, dem Publikum ſelbſt, das hier mit Vergnügen die Manier ſeiner Lieblingsſchriftſteller nachgeahmt fand, bis zur Täuſchung ſogar, behagte es

r †

Digitized by Google

deſto beſſer, ja ſo gut, daß ſchon zwei Jahre darauf (1769) eine neue Auflage erſchien, der noch 1781 eine dritte unveränderte (wogegen die zweite bedeutende Umarbeitungen erfahren hat) nachfolgen konnte. Auch wurde es ins Holländiſche überſetzt (1789), wie auch ſchon früher (1779) ein franzöſiſcher Auszug erſchienen war.

Was dagegen den jugendlichen Verfaſſer ſelbſt betrifft, ſo ſcheint er die Ausſtellungen der Kritik ſich denn doch mehr zu Herzen genommen zu haben, als er ſonſt pflegte oder wenigſtens, als er ſelbſt merken zu laſſen liebte. Denn auch dies gehört zu Hermes' Eigenthümlichkeiten und iſt charakteriſtiſch für den völlig rohen, völlig empiriſchen Standpunkt, den er als Dichter einnimmt, daß er überall eine gründliche Verachtung der Kritik an den Tag legt und die Recenſenten, mit der Breite, die er liebt, durchweg nur als eigenſinnige, grillige, kopfverdrehte Leute darſtellt, die im Grunde ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, ja die nur ihre Luſt daran finden, die Produkte Anderer mit hämiſchem Zahne zu zerfleiſchen. — Wiewohl Einiges davon auch auf den Geſchmack der Zeit im Ganzen kommt. Die literariſche, insbeſondere die belletriſtiſche Kritik war noch etwas ſo Neues, ſo Ungewohntes in Deutſchland, man war ſich noch ſo wenig bewußt, wie Theorie und Praxis, Kritik und Production, als ergänzende Äußerungen einer und derſelben geiſtigen Entwicklung, innerlichſt zuſammengehören, daß es im Gegentheil etwas völlig Hergebrachtes war, der ſtehende Witz gleichſam der damaligen Literatur, die Kritik zu verhöhnen und die Recenſenten, als ſchwarzgallige, bärbeißige Federfuchſer, nach Kräften lächerlich zu machen. —

Dennoch, wie geſagt, ſcheinen die Ausſtellungen, die ſie an der Fanny Wilkes gemacht hatten, für Hermes nicht verloren geweſen zu ſein. Es war richtig, er ſah es ein:

Digitized by Google

als bloßes Übungsſtück, als bloßer Verſuch, ſich in die Form einzuarbeiten, mochte eine ſo craſſe, ſo unmittelbare Nachahmung, wie die Fanny Wilkes, allenfalls geſtattet geweſen ſein; einem Erſtlings-Schriftſteller, einem Anfänger mochte vergeben ſein, ſich ſogar durch eine Täuſchung („ſo gut wie“ u. ſ. w.) beim Publikum eingeführt zu haben. Das Gedränge war groß, damals wie jetzt; damals wie jetzt hatte das deutſche Publikum mehr Zutrauen zu fremden Schriftſtellern, als zu ſeinen eigenen, las lieber Überſetzungen als Originale — es mochte ihm vergeben ſein.

Nun aber galt es, die zweideutig erworbene Gunſt des Publikums durch offene, ſelbſtändige That auch fernerhin zu behaupten; es galt, in die fremde Form, die er ſich ſo glücklich angeeignet hatte, eigenen deutſchen Inhalt zu füllen und nicht mehr einen engliſirenden, ſondern einen wahrhaft deutſchen Familienroman herzuſtellen — einen Roman, ſpielend auf deutſchem Boden, in deutſchen Verhältniſſen, voll deutſcher Sitte, belebt von Figuren deutſchen Blutes, deutſcher Denkart!

Und hier nun muß ich den Leſer erſuchen, ſich jener kurzen und trocknen Skizze zu erinnern, welche ich oben von Hermes' äußeren Lebensumſtänden mitgetheilt habe. Vielleicht daß einzelne geringfügige Umſtände dieſes trivialen Lebensganges jetzt weniger einförmig, weniger trivial erſcheinen, indem wir einſehen, daß dieſelben in der That nothwendig waren und ein Weſentliches beigetragen haben, gerade Hermes zu dem zu machen, was er geworden iſt: der Verfaſſer des erſten originalen deutſchen Familienromans und ſomit alſo der Stifter einer Gattung, die noch bis in das laufende Jahrhundert hinein die Hauptnahrung unſerer Leſewelt gebildet hat, ja die ſelbſt in dieſem Augenblicke noch nicht völlig ausgeſtorben iſt.

Da fällt denn zuerſt der Umſtand ins Gewicht, daß Hermes gerade Theologe war. Wir wiſſen, daß der geſammten

Digitized by Google

Unterhaltungsliteratur, wie ſie ſich bis dahin bei uns entfaltet hatte, ein weſentlich und urſprünglich theologiſches Element zu Grunde lag. Wobei auch wohl daran erinnert werden mag, daß faſt alle Schriftſteller von Bedeutung, die bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns auftraten, die volksthümlichen, die eigentlichen Lieblingsdichter der Nation, ein Gellert, Klopſtock ꝛc., alle urſprünglich von der Theologie ausgingen, wogegen die Poeſie unter den Händen eines Hallers (des Arztes), eines Hagedorn (des Juriſten) alsbald eine völlig verſchiedene Richtung annahm: bis dann endlich Leſſing, bewußter Weiſe mit der Theologie brechend und ſich von vorn herein, mit klarer Einſicht, nur der Literatur, der Wiſſenſchaft als ſolcher widmend, auch hierin den Grundſtein eines neuen Zeitalters legte. — Und nun gar die theologiſche Breite, dieſe moraliſchen Betrachtungen, dieſe ganze paſtorale, ſalbungsvolle Beredſamkeit, die der Familienroman bedurfte, ſo nothwendig, ſo unerläßlich, wie der Fiſch das Waſſer — wo hätte man ſie hernehmen wollen, wem hätte ſie zu Gebote geſtanden, als allein einem theologiſch Gebildeten?! — Wende man nicht ein, daß Richardſon, der Schöpfer dieſer ganzen Gattung, ſelbſt nur ein armer Buchdruckergeſelle geweſen: in dem engliſchen Leben lag, wie oben angedeutet, überhaupt theologiſches, ja puritaniſches Element genug, um auch jedem Laien ohne Weiteres eine gewiſſe geiſtliche Teinture zu geben.

Als ein zweiter nicht geringer Vortheil für Hermes zeigt ſich ſodann auch ſeine langjährige Hauslehrerſchaft, indem ſie ihm Gelegenheit verſchafft hatte, das Innere des Familienlebens auf mannigfache Weiſe, in verſchiedenartigen Verhältniſſen, gründlich kennen zu lernen und ſowohl in die Entwicklung jugendlicher, beſonders auch weiblicher Gemüther, als überhaupt in die häuslichen Zuſtände der damaligen deutſchen Welt belehrende und erſchöpfende Blicke zu thun.

Digitized by Google

Drittens aber wurde ſein Unternehmen auch durch die Landſchaft begünſtigt, in welcher Hermes, wenn nicht den größten, doch jedenfalls den wichtigſten, den folgenreichſten Theil ſeiner Jugend, ja ſeines Lebens, die eigentlichen Lehr- und Bildungsjahre zugebracht hatte, ſowie durch die Zeit, in welche gerade dieſer Aufenthalt gefallen war: die Provinz Preußen während des ſiebenjährigen Krieges. — Die Provinz Preußen zeichnete ſich ſchon damals vor vielen anderen Gegenden Deutſchlands durch die Kernhaftigkeit, die Selbſtändigkeit ſeiner Bewohner aus; es waren (ein argumentum ad hominem, aber gewiß ein unverächtliches) die Väter jener Männer, die zu Anfang unſeres Jahrhunderts die preußiſche Monarchie vom Untergange zurückreißen, die Großväter derjenigen, die in unſern gegenwärtigen Tagen das geſammte Vaterland zu erhöhtem politiſchem Leben, zu Männlichkeit und Bürgerſinn aufwecken ſollten. Von fremden Elementen nicht bloß umgeben, ſondern zum Theil ſelbſt davon durchzogen, hatte ſich der Gegenſatz des deutſchen Lebens hier um ſo kräftiger, um ſo nachhaltiger aus ſich herausarbeiten müſſen; deutſche Bildung, deutſche Sitte, deutſches Familienleben, tagtäglich von fremden Einflüſſen bedroht, hatten, in inſelartiger Abgeſchiedenheit, um ſo tiefere Wurzeln ſchlagen, um ſo geſundere, ſtämmigere Zweige treiben müſſen. Auch fehlten hier jene zahlloſen kleinen Höfe, die in Süd- und Mitteldeutſchland entnervend, entſittlichend auf das Bürgerthum einwirkten; ſelbſt dem berliner Hofe war man eben fern genug, um ſich von dem Glanze, der dieſe Stätten irdiſcher Hoheit zu umgeben pflegt, nicht blenden zu laſſen. — Man erwäge ferner die Lage und Beſchaffenheit des Landes. An den Küſten blühende Handelsſtädte, ausgebreitete Seefahrt, ein wohlhabender, ja reicher Kaufmannsſtand (denn man erinnere ſich, daß Polen damals noch ſelbſtändig war und daß

Digitized by Google

noch keine kaiſerlich ruſſiſche Grenzſperre die Adern des preußiſchen Handels, des preußiſchen Wohlſtandes unterbunden, wenn nicht gar zerſchnitten hatte) — im Binnenlande dagegen Ackerbau, Landwirthſchaft, kleines bürgerliches Gewerbe; dort ein buntes Gemiſch von Nationen, Engländer, Franzoſen, Ruſſen, Schweden, den Blick erweiternd, eine bewegte und geiſtreiche Geſelligkeit verbreitend — hier, im Binnenlande, wenig Verkehr, iſolirte Lage und dadurch das häusliche Leben innerhalb der Familie um ſo inniger, um ſo tiefer ausgebildet . . . man erwäge dies Alles, ſage ich: und man wird mir beiſtimmen, indem ich behaupte, daß, um deutſches Bürgerleben und Familienſitte zu ſtudiren, es nirgend damals eine beſſere Schule gab, als hier.

Und nun dieſe ſo eigenthümliche, ſo ächt deutſche Landſchaft ſah ſich durch den ſiebenjährigen Krieg in eine Lage verſetzt, die ſchlechthin als eine abenteuerliche bezeichnet werden muß. Man entſinnt ſich, daß Oſtpreußen, ſeit der Schlacht von Großjägerndorf (1757), alſo faſt die ganze Dauer des ſiebenjährigen Krieges hindurch, ſich bald ganz, bald theilweiſe in ruſſiſchen Händen befand — als erobertes Gebiet? als ruſſiſche Provinz? Niemand wußte es. Allerdings hatte ein ruſſiſcher Gouverneur ſich in Königsberg von Bürgerſchaft und Behörden ſchwören laſſen: aber wie das Kriegsglück wechſelte oder auch nur wie die Intriguen am petersburger Hofe, die Launen einer Eliſabeth, eines Peter des Dritten ꝛc. ſich änderten, kamen die ruſſiſchen Truppen und gingen, kehrten wieder und zogen ab, bekämpften und beſchützten, bald feindlich, bald freundlich. Es war ein wunderlich gemiſchter Zuſtand, nicht rechter Friede und nicht rechter Krieg, militairiſche Gewaltthat dicht neben ungeſtörter bürgerlicher Ordnung, Kriegsſcenen mitten in ruhigem Handel und Wandel, plündernde Koſaken zwiſchen fleißigen Bürgern — ein aben-

Digitized by Google

teuerlicher, barocker, ein Zuſtand (mit einem Worte), wie ein Romanſchreiber ihn ſich niemals beſſer wünſchen konnte, ja der ſchon an ſich ſelbſt einem völligen Romane glich.

Es iſt ein ziemlich allgemeines Schickſal nicht bloß der deutſchen Politiker, ſondern namentlich auch der deutſchen Poeten, den Wald nicht zu ſehen vor den Bäumen: ich meine, nach entlegenen und fremdartigen Stoffen zu greifen, ſtatt, wie Altmeiſter Goethe räth, nur friſch hineinzugreifen ins Leben ſelbſt — »und wo Du's packſt, da iſt's intereſſant.« Je ſeltener, wie geſagt, dieſe Unmittelbarkeit, und ſogar nur das Auge dafür, bei unſern deutſchen Dichtern iſt, um ſo mehr Ehre macht es Hermes, die günſtige Conſtellation dieſer oſtpreußiſchen Verhältniſſe erkannt und ſeinen Roman mit ſicherm Griff gerade in dieſe ſo überaus vortheilhafte Umgebung, nach Preußen, in die Zeit der ruſſiſchen Occupation, verſetzt zu haben. An der Ausführung läßt ſich natürlich außerordentlich viel vermiſſen; der Gedanke ſelbſt aber war ohne Widerſpruch ein höchſt glücklicher und hat, als ſolcher, auch zu der großen Verbreitung des Buches gewiß nicht wenig beigetragen.

Wenden wir uns jetzt zu dieſem ſelbſt. Es erſchien zuerſt im Jahre 1770 zu Leipzig unter dem Titel: Sophien's Reiſe von Memmel nach Sachſen. Der zweite Theil erſchien noch in demſelben Jahre, der dritte 1771, der vierte und fünfte (und letzte der erſten Ausgabe) erſt 1772. Der Name des Verfaſſers war nicht genannt; im Gegentheil gab Hermes ſich in Vorreden und Anmerkungen eine etwas outrite Mühe, die Vermuthung des Publikums irre zu leiten. — Die Form des Romans iſt die Briefform: diejenige alſo, die nicht nur durch Richardſon, ſo zu ſagen, die muſtergiltige, die Modeform des Romans geworden war, ſondern die ſich auch zur Schilderung von Gefühlen und in-

Digitized by Google

neren Zuſtänden überhaupt am Beſten eignet: weshalb ſie denn auch von dieſem ganzen ſentimentalen Zeitalter, von Gellert an, literariſch wie praktiſch mit ungemeinem Fleiß cultivirt ward: bis endlich Goethe, in den Briefen des jungen Werther, auch dieſer Richtung Abſchluß und Vollendung gab. —

Nun endlich zum Inhalte unſers Buches.

Sophie iſt die Tochter eines Herrn von Hohen**, den ſie jedoch bereits in frühester Jugend verloren hat. Die Wittwe E. in Memel, wiewohl ſie zwei eigene Kinder beſitzt, eine Tochter, die an einen Major F. nach Sachſen hin verheirathet, und einen Sohn, Karl, der ganz und gar verſchollen iſt, hat Sophien an Kindesſtatt zu ſich genommen, und aufs Liebevollſte für ihre Erziehung und Ausbildung geſorgt. Aber Sophie hat dieſe Liebe auch belohnt; ſie iſt ein vortreffliches Frauenzimmer geworden, ſittſam, fleißig, dabei witzig und beleſen. Nun lebt die Wittwe E. in Sorgen um gewiſſe wichtige Papiere, welche ſie noch vor ihrem Tode ihrer Tochter, der Majorin in Sachſen, einzuhändigen wünſcht. Aber ſie ſelbſt iſt ſiebzig Jahre, die Straßen, in Folge des Kriegs, unſicher — wem ſoll ſie die Beſorgung dieſer wichtigen Documente anvertrauen? Da fügt es das Glück, daß ein Bruder von Sophien, von dem ſie jedoch ſeit ihrem vierten Jahre getrennt geweſen iſt, nach Memel kommt, ſie zu beſuchen; er iſt ruſſiſcher Officier und reiſt zur Armee nach Schleſien. Dieſe Gelegenheit ergreift Sophie: ſie will, im Schutz ihres Bruders, perſönlich nach Sachſen reiſen, die Tochter ihrer Wohlthäterin aufzuſuchen und ihr die mehrerwähnten Schriften einzuhändigen. Die Reiſe geht vor ſich: Mai 1761. Aber ſchon auf der erſten Station ſieht der Bruder ſich genöthigt, einen höheren Officier nach Warſchau zu begleiten; er heißt die Schweſter ihre Reiſe inzwiſchen

Digitized by Google

ruhig fortſetzen, in Königsberg werde er gewiß wieder mit ihr zuſammentreffen.

So hätten wir Sophien denn nicht bloß auf dem Poſtwagen, ſondern wir haben ſie auch allein, ohne Schutz, allen Mühſeligkeiten preisgegeben; die Abenteuer ſind alſo eingeleitet.

Auch bleiben ſie nicht lange aus. Unter der Reiſegeſellſchaft, außer einem reiſenden Pietiſten, einem edelmüthigen Juden, einem windbeutelnden Franzoſen und Anderen, die alle, mit ihrem Ausſehen, Manieren, Geſprächen u. ſ. w. ausführlich und zum Theil nicht ohne Glück geſchildert werden, befindet ſich namentlich auch ein fremder, etwas geheimnißvoller Herr, anfangs unter dem Namen Herr Selten eingeführt, ſpäter als Herr Leſſ** erkannt. Derſelbe erregt Sophien's Theilnahme in hohem Grade ſowohl durch ſein feines, vornehmes Benehmen, die Geſchicklichkeit und Sicherheit mit der er die Unterhaltung zu lenken und einzelne intereſſante Fragen, über die Ehre, den Zweikampf ꝛc. Geſprächsweiſe abzuhandeln verſteht — als ganz beſonders durch den ritterlichen Muth, mit welchem er ſie gegen die Zudringlichkeiten eines gewiſſen Majors ſchützt, eines Ruſſen, an den ihr Bruder ſie empfohlen hatte. In Inſterburg müſſen die Reiſenden, wegen Mangels an Pferden, über Nacht liegen bleiben. Im Gaſthof iſt wenig Raum; dennoch iſt Sophie ſo glücklich, ein eigenes Zimmer zu bekommen, das ſie aus Vorſorge von außen verſchließen läßt. In der Nacht erwacht ſie . . .

Allein dieſe Scene, da ſie die wichtigſte des ganzen Buches, der Urſprung der ganzen romantiſchen Verwirrung iſt, wird wohl am Beſten mit Sophien's eignen Worten geſchildert. Sie ſchreibt an ihre Mutter (I. 63 fgg.):

»Ich erwachte etwa zur Mitternacht aus einem angenehmen und ſehr feſten Schlaf, und ſah, daß mein Nachtlicht

Digitized by Google

verloſchen war. Sie wiſſen, daß ich die Schwachheit habe, im Finſtern nicht ſchlafen zu können.«

»Ich beſann mich, auf dem Tiſch ein Feuerſchlos geſehn zu haben. Ich ſtand alſo auf, und fand, indem ich das Papier an das Licht brachte, daß es nicht erloſchen, ſondern ordentlich abgeſchneuzt war. Bedenken Sie, daß ich die Stube abgeſchloſſen hatte, und ſtellen Sie ſich denn mein Schrecken vor!«

»Ich fuhr wie ein Bliz ins Bett, und hatte nicht das Herz ein Fenſter, das offen ſtand, zuzuziehen. Nachdem ich mich lange unglaublich geängſtet hatte, beſtrafte ich meine Thorheit, und beredete mich, daß ich ſelbſt, halb ſchlafend, das Licht ausgelöſcht haben konte. Die Angſt hatte mein Blut in die heftigſte Wallung geſezt; iezt wolte ich ſchlafen, weil ich ruhiger war; und, da ich . . . wie Sie wiſſen, das Küle der Nacht nicht wol ertragen kan; ſo zog ich das Fenſter an. Indem ich zurückkam und vor dem Tiſch vorbei ging, ſah ich, daß das Licht vorher ſchon viel weiter herabgebrant war, als in der kurzen Zeit meines Entkleidens möglich geweſen war. Zitternd von noch größrer Angſt ſtieg ich alſo wieder in mein Bette — aber o Himmel! wie erſtarrte ich, als ich auf demienigen Bette, das am untern Teil des meinigen ſtund, ganz deutlich einen Menſchen im Schlafrock liegen ſah.«

»Mich überfiel ein ſo heftiger Froſt, daß meine Zäne laut zuſammen ſchlugen. Ich betete, Gott ſollte mich retten; aber ich konnte mein Gemüt nicht zur Ruhe bringen; denn ich bin nie einer Mannsperſon ſo nahe geweſen Ich war gänzlich hülflos, und überdem (wie mein Durſt mich ſogleich erinnerte) eingeſchloſſen. Es iſt unmöglich Ihnen zu ſagen, was ich ausſtand. Bald bemächtigte ſich die Gewisheit des göttlichen Schutzes, mit der ich eingeſchlafen war, meines

ganzen Herzens; ich hörte dann auf zu zittern. Bald glaubte ich, die Magd habe meine Ehre an irgend einen Böſewicht verkauft, weil dieſer Menſch ſchlechterdings von ihr den Schlüſſel bekommen haben muſte. Bald glaubte ich, dieſer Böſewicht könne ſich ſchon am Tage hereingeſchlichen haben. Und dann empörte ſich meine ganze Natur in einem ſo entſetzlichen Grauen, daß ich nicht begreife, wie ich eine ſolche Zerrüttung habe überleben können.«

»Je mehr ich mich bemühete ſtille zu liegen, deſto fürchterlicher ward alles. »Dies iſt die Stille des Grabes!« das fiel mir auf einmal ſo wörtlich ein, als wenns mir wäre zugeruffen worden. O Gott, welche entſetzliche Angſt empfand ich hier! Ich glaube, daß das Mark in meinen Knochen ſich bewegte. Und was über alle Beſchreibung geht, das iſt, daß ich in dieſer tiefen Stille keinen Odemzug dieſes Menſchen hörte. Neben einem Todten zu liegen — das iſt freylich das ſicherſte, was ſich für mich damals denken lies, aber mir war es ſchrecklicher als die Hölle.«

»In einer wahren Verzweiflung, und nachdem ich lange genug gehorcht hatte, ob ich nicht irgend eine Lebensbewegung hören würde, entſchlos ich mich endlich, die möglichſte Höhe der Angſt, um der Qual los zu werden, auf einmal zu erfaren. Ich richtete mich in die Höhe, neigete mich über den Kopf dieſes Menſchen, hörte keinen Hauch — und ward wie vom Wetterſtral gerührt, als er auf einmal träumend beide Arme über ſich zuſammen ſchlug.«

»Ich fiel leblos zurück. Ich hatte nicht das Vermögen zu ſchreien, nahm aber meine letzten Kräfte zuſammen, die Decke feſt über mich her zu ziehn. Hier glaubte ich erſticken zu müſſen — bis ich mich unſinnig zu der allerverwegenſten Unternehmung entſchlos. O ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſchreiben — ich entſchlos mich, aus dem Fenſter hinabzuſtei-

gen, weil ich auf keine andre Art der Gefahr entgehn konte. Zwar fülte ich ſchmerzlich die neue Gefar der ich mich ausſezte: aber Sie werden hernach ſehen, daß mein Körper in einem erbärmlichen Zuſtande geweſen ſein mus.«

»Sinnlos ſtand ich demnach auf, ging, (wie ich glaubte) leiſe an dasienige Fenſter, das dem Licht am nächſten war, und öfnete es.«

»Hier ſah ich, daß bey einer ſolchen Höhe das Hinausſteigen ſchlechterdings nicht möglich war. Ich blieb, wie verſteinert, ſtehn. Die Furcht und ein kalter Nachtwind machten, wenigſtens ſchien es mir ſo, daß mein Blut in allen Adern gerann, da ich überdem nur einen leichten Rock und die Schnürbruſt anhatte, und am Halſe leicht bedeckt, und an den Füßen ganz blos war.«

»Ich weinte, wandte mich mit ſtarren Augen ins Zimmer, um die Gefar noch einmal anzuſehn — und ach! der Wind hatte mein Licht ausgeleſcht! Schnell kehrte ich mich mit unausſprechlichem Grauen nach dem Fenſter; iezt gänzlich auſſer mir ſezte ich ſchon einen Fus ins Fenſter, als der Wind das Fenſter mir gegen die Stirn warf. Dies betäubte mich ſo, daß ich ſinnlos zurückſank. Was iezt noch geſchah, weis ich nur dunkel. Ich flog mit ſtarrer Zunge nach dem Bett; und fiel, da ich mein Bette verfehlte, ohne Empfindung auf den Herrn Selten hin — denn Herr Selten ſelbſt wars, der mir dieſe unſägliche Angſt gemacht hatte.«

Die Situation iſt pikant, nicht wahr? Sie könnte im Eugene Sue ſtehen? Aber ſie ſoll noch pikanter werden. — Da Sophie wieder zu ſich kommt, findet ſie Herrn Selten vor ihrem Bette ſitzend. Er verſichert, das Zimmer irrthümlich als das ſeine betrachtet, von ihrer Anweſenheit aber nicht das Mindeſte bemerkt zu haben; er betheuert, die Ehrfurcht,

Digitized by Google

die er ihr bis dahin an den Tag gelegt, mit keinem Gedanken verletzt zu haben; er bittet ſie, jedes Aufſehen zu vermeiden, wenn ſie nur einigermaßen ihrer Umſtände bewußt ſei . . . (p. 73):

»Sobald Herr Selten die letzten Worte »wo Sie ſich »nur einigermaſſen Ihrer Umſtände bewuſt ſind« ausgeſprochen hatte, bemächtigte ſich eine gänzliche Betäubung meines Gemüts. Ich ſank aaf ſeine Schulter. — Ich weiß nicht, ob ich etwas ſagen wolte, aber meine Zunge war gebunden. Das weis ich, daß ich mit aller Stärke meiner Arme ſeine Hände drückte.«

»Unmöglich kann ich Ihnen hier das Betragen dieſes Mannes beſchreiben. Er ſah mich mit zärtlicher Verwirrung an. »Ich freue mich . . .« glauben Sie geliebteſte . . . »aber . .« O Weib! wer biſt du« (mit einem entſetzlichen Geſicht — und, indem er von ſeinem Stul aufſprang und mit groſſer Gewalt ſeine Hände losriß, und mich aufs Bett zurückſties) »Geh vermaledeite Larve!«

»Ach! ich kan die Feder nicht halten — mein Herz zerflieſt in Reue und Anbetung! Nur noch wenige Worte.«

»Er ging ſcheu ans Fenſter — und ich ſchwamm in Tränen in augenblicklicher Gefar zu erſticken. — Er hörte endlich mein Wimmern.«

»Sagen Sie mir wer ſind Sie?«

»O mein Herr! eine unſchuldige, aber iezt ihres Ver»ſtandes beraubte, eine unbegreiflich verlaßne Perſon . .«

»Ich rang die Hände, lag vor ihm auf den Knien und hob die Augen, die mir unerträglich ſchmerzten, zum Himmel empor.«

»O Heuchlerin, ſagte er zitternd, du ſpotteſt Gott, und »wilſt meine Sele verderben!« Er ging langſam nach der

Digitized by Google

Thür, Ich kroch zu ihm hin, faßte ſeinen Schlafrock und ſchrie: »Erbarmen Sie ſich!« Mehr konte ich nicht ſagen; ich fiel aufs Geſicht, ohne Hofnung gedemütigt.«

»Was ſoll ich?« ſagte er mitleidig.

»Ach! aus Erbarmen meine Kleider . . und hierbleiben . .«

»Er reichte mir meine Kleider, und richtete mich auf. »Ach Gott, ſagte er, wie er mich anſah, Sie ſterben.« — »ach! Sie ſterben!«

»Und mein Leben war nahe bei der fürchterlichen Scheidung! — Aber die Langmut Gottes . . o meine Mutter! was werde ich Ihnen mündlich ſagen! »Ruhig!« ſagte ich; »der barmherzige Gott, dem ich gedient habe, wird mir erſt »vergeben, — und mich dann ſterben laſſen!«

»Er wandte ſich mildeweinend von mir und ſtelte ſich ins Fenſter. Ich kleidete mich in mein Ueberkleid, ſchnell, wie im Erdbeben, und in meinen Ohren ſchallte unaufhörlich »die Sünde, wann ſie vollendet iſt, gebieret ſie den Tod.« Nur Gott verſteht, das, was in meiner zagenden Sele vorging. Ich hoffe Vergebung: aber ich kan nicht — o nein ich kan nicht wiſſentlich ihn beleidigt haben. Was war ich? — ſein armes Geſchöpf, von dem er ſeine Hand abzog! — Doch iſt dies nicht eine Läſterung? — Wie? wird meine verſcheuchte Sele, wird mein iämmerlich hingerisner Körper mir eine gültige Entſchuldigung ſeyn können? Alle Kraft meiner Sele widerſetzt ſich dieſer Hofnung! Ich bin ohn Entſchuldigung! Ich kan nicht grauſamer gemartert werden!«

»— Dieſer Auftritt malt ſich vor meinen Augen, und bleibt unverrückt ſtehen — und iſt zu meinem Grauen immer vor mir!«

»Ich weis nicht, ob ich Ihnen den Ausgang werde erzälen können?«

»Mein Schmerz war ſtumm und tränenlos. Ich wünſchte mir die Finſternis der tiefſten Nacht — und das war doch nur Schande vor Menſchen!«

»Er machte eine Bewegung ſich umzukehren, wie ich angekleidet war. Ich ſaß in einer Ecke des Zimmers, und ſank auf meinen Schos. Ich glaubte in den Tod zu ſinken.«

»Er ging einige mal das Zimmer auf und ab mit niedergeſchlagenen Augen. »Darf ich Sie fragen, ſagte er, in-
»dem er ſtehen blieb, ob Sie vor mir in dieſem Zimmer
»geweſen ſind?«

»Ich wuſte es nicht, und konte nicht ſprechen.«

»Er ſeufzte, faßte meine Hand, und wiederholte ſeine Frage.«

»Ich wies mit dem Finger auf das Licht.«

»Er verſtand mich. »Ich habe das nicht gewuſt,« ſagte er mit einer bittenden Stimme.«

»Ich antwortete mit einer Verbeugung, denn was ſolte und konte ich ihm ſagen?«

»Sie vergeben mir alſo!« ſagte er.«

»Ich weinte.«

»Können Sie, fuhr er fort, iezt ohne Gefar allein
»bleiben?«

»Hier bekam ich die Sprache wieder. »Wo gehen Sie
»hin?« fragte ich ihn bange.«

»Ich will, antwortete er, die Masregeln nehmen, die
»dieſer unglückliche Vorfall für Ihre und meine Ehre nöthig macht.«

Dieſe Maßregeln beſtehen denn nun darin, erſtens, daß er Sophie bei den Wirthsleuten für ſeine Frau aus- — und zweitens, daß er ihr ein Schlafpulver eingiebt!! Dies Letztere jedoch, ſehr antiromantiſch, bloß, um Zeit zu gewinnen zu einer langen, ausführlichen Epiſtel an Sophie, in welcher er

ſie um Verzeihung bittet wegen ſeines unziemlichen Verdach-tes und ihr nebenher ſeine, wie man aus dem Bisherigen ſchließen kann, völlig Grandiſon'ſche Grundſätze über den Umgang mit Frauenzimmern auseinanderzuſetzen — nämlich erſtens: »lieber alles zu wagen als mit einem ſchönen Frauen-zimmer in einem ſo kritiſchen Zeitpunkt, als der Ihrige war, allein zu ſeyn; zweitens, daß ich entweder gar nicht oder doch wenigſtens dann nicht, wann es noch möglich iſt, daß man einige mir vortheilhafte Geſinnungen gegen mich faſſen kan, ein Frauenzimmer küſſen mus; drittens einem Frauen-zimmer, hauptſächlich einer gereizten Perſon niemals etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen« (p. 83, 84).

Endlich, in Begleitung einer zufällig dazu kommenden Predigersfrau, einer unbedenklichen Ehrenwache alſo, ſetzen auch Herr Selten und Sophie ihre Reiſe fort, nachdem die übrige Geſellſchaft ſchon längſt mit der Poſt vorangegangen. Auch hier giebt es wieder ſehr angenehme Reiſegeſpräche, die Sophie denn jedesmal in vollſter Ausführlichkeit an ihre Pflegemutter berichtet, namentlich diesmal über die deutſche Literatur, ſpeciell über Romanliteratur. — Da der Verfaſſer dieſe Gelegenheit benutzt hat, ſeine Theorie auseinanderzuſetzen über das Weſen des Romans und wie ein wahrhaft guter Roman beſchaffen ſein müſſe, das heißt alſo, die Theorie, aus welcher auch ſeine Sophie hervorgegangen iſt, ſo wollen wir auch dieſe Stelle hier einrücken. Die Sprechenden ſind zunächſt Herr Selten und die Predigersfrau. Die letztere, die von der franzöſiſchen Colonie iſt, wirft ein:

»Aber Ihre Romane!«

»Nun? unſre Romane? Sie haben viel dran auszuſetzen, »nicht wahr?«

Ich geſteh es. Sie haben noch kein Original. (Ja, wer hier hätte reden dürfen!)

Digitized by Google

»Ich tadle die Nachahmer iezt ſehr; aber vormals . .«

Sie haben recht: man muſte der Nation einen Geſchmack beybringen. Vorläufig aber mus ich Ihnen ſagen, daß ich nur wenige und nur die guten geleſen habe.

»Ich habe auch nur wenige geleſen. Viele leſen müſſen, »das wäre ein Strafgericht, obgleich in allen — es verſteht »ſich daß wir nur von den geſitteten reden — Züge zum »Bilde des Herzens zu finden ſind, die man nur da ſamm»len kan: denn wenn Romane Gedichte ſind, freie und in »den mehreſten Theilen leichte Gedichte: ſo kans nicht fehlen »ein ieder mus das reine Feuer des Genie hie und da auf»blicken laſſen. Sie haben mir, ehe ich hoffen durfte die »groſſe Welt zu ſehen, groſſe Dienſte gethan. Wir würden »von Frankreich und England wenig wiſſen, wenn man uns »nicht von da Romane ſchickte. Doch wir reden nur von den »unſrigen. Ich tadle iezt die Nachahmer. Wir ſind von die»ſer Art der Arbeit des Genie iezt ſchon ſo gut belehrt, daß »wir aus unſerm Eigentum Werkſtätte anlegen, und unſre »eigne Produkte zurichten könten. Aber nicht alle ſind Nach»ahmer die es zu ſeyn ſcheinen. Iſts nicht ganz erlaubt die »Seiten vorzuſtellen, die ſchon Andre aufgedeckt haben, nur »mus man ihnen einen andern Tag geben. Wenn denn doch »Aenlichkeiten bleiben, ſo hat man nicht eben nachgeahmt. »Iſts zum Beiſpiel Nachahmung, wenn ich einen Zweikampf »einfüre. — Ja das hat Richardſon ſchon gethan! — davon »iſt nicht die Rede. Die Spanier hatten es längſt vor dem »groſſen Richardſon gethan, und doch widerſpricht (auſſer ei»nigen hadernden Geiſtern) niemand dem »dies iſt der ſchöpfe»riſche Geiſt ꝛc.« es frägt ſich nur ob Richardſon weniger, »oder mehr, oder ob er daſſelbe geſagt hat?«

»Ferner. Warum gefallen uns die engliſchen Romane »beſſer als die franzöſiſchen — oder, ich will etwas zugeben:

Digitized by Google

»warum haben uns die Nachahmungen nach den Engländern »gefallen? Nicht wahr, in dieſem Stück haben wir mit den »Engländern Einen Geiſt? Gut! das iſt alſo unſer Ge»ſchmack, den mus ich haſchen auf die Gefar ein Nachahmer »zu heiſſen. *)«

»Ich glaube alſo dem das Original nicht abſprechen zu »können, der Karaktere ſchildert, die ſchon Andre gezeichnet »haben: denn iſt die Natur nicht allenthalben dieſelbe? Nur »fordre ich, daß er dieſe Karaktere durchaus in eine andre »Lage ſetzen mus, als die war, in der er ſie fand. Ich »kan auch dem das Original nicht abſprechen, der den Styl »nimt, der in Deutſchland gefiel. Nur fordre ich, daß er »ſich ihn eigen gemacht habe. Und überhaupt man geht hier »zu ſtrenge, ſtrenger dünkt mich, wie in Beurteilung andrer »Schriften. Wer mehr Original als Kopie — doch das iſt »zuviel geſagt — als genommne Gelegenheit, hat, der dächte »ich müſte aufgemuntert werden . .«

Aber was fordern Sie denn von dem Deutſchen der einmal Original werden wird? (Hier horchte ich, denn Gellert lag mir ſehr am Herzen.)

»Ich kan Ihnen in Wahrheit nicht beſtimt antworten, »da die Beurteilungen der ſchwediſchen Gräfin nicht mehr ſo »in allen Händen ſind, daß man nachſehen könte, was die »Kunſtrichter damals noch forderten. — Man wird ſcheu. Ich »würde zum Beiſpiel, um Original zu werden, einen Ver»ſuch machen, und dann auf das Urteil der Richter (aber »auch ieder Leſer und iede Leſerin wäre mein Richter) mög»lichſt acht haben. Und ſehen Sie hier was ich verſuchen »würde. Ich würde durch einen ganzen Roman das Intereſſe »teilen, ſo daß man ämſig leſen müſte, um zu erfaren, an

*) *„Hac sit iter, manifesta rotae vestigia cernes.“* OVID.

Digitized by Google

»wem denn das Herz am meiſten Anteil nehmen ſoll; ich »würde die Epochen unterbrechen; ich würde die Geſchichte »der Perſonen dem Anſehen nach einſchieben, aber hernach »zeigen, daß ich vorherwuſte, ich würde keiner dieſer Erzä»lungen entbehren können; ich würde den Leſer in der Mei»nung laſſen, die als Hauptperſon angegebne Perſon könne »das nicht ſeyn, wofür der Titel ſie erklärt, und nur ſpät »zeigen, daß eben ſie die ganze Geſchichte von Anfang bis zu »Ende wenden konte: dazu würde ich ein Individuum wälen, »das nur in ſo fern Hauptperſon ſeyn kann — etwa einen »ganz Fremden — oder ein Kind, und dies Kind müſte ein »Kind bleiben; ich würde bei aller Abwechſelung der Bege»benheiten ſtandhaft einem ernſthaftern Zweck folgen als andre, »und zu dem Ende die tragiſchen Vorſtellungen ſo häuffen, »daß man ſehen müſte, die Begebenheiten ſind mir nicht un»terwegs entgegen gelauffen; Ich würde zwar nicht mit dem »abentheurlichen, aber wol mit dem wunderbaren einen Ver»ſuch machen, um zu erfaren ob dieſer Geſchmack ſo allge»mein iſt; ich würde auf die möglichſtnatürliche Art die Er»wartung der Leſer auf den entſcheidenden Punkt führen — »und ſie dann ſchlechterdings täuſchen und vielleicht nach eini»gen Jahren mich wieder mit ihnen auszuſönen ſuchen, wenn »etwa mein Herz ſich in Abſicht der Liebe anders belehren »lieſſe, oder wenn die Deutſchen durchaus etwas aus der »Wochenſtube hören wolten. Und dann wäre ich mir bewuſt, »daß ich nicht auf betretnem Wege habe gehen wollen und »daß ich nicht kopirt habe; dann wäre ich vielleicht ſo kühn »dieſes gütige Urteil und nur dieſes zu erwarten; dann würde »ich aber beleidigt werden, wenn man mir ſagen wolte »ich »ſei bey meiner erſten gedruckten Schrift von dieſer Art, Ori»ginal geworden.« Verſicherte man mich aber, »ich könne »es nie werden:« ſo . . nun, ſo würde ich mir die Freiheit

»nehmen, in aller Demut zu zweifeln, und meinem Schreib-»pult — vielleicht einem Verleger mitzuteilen, was ich ge-»dacht habe, als man die Lauge über mich her gos.« (Alles gut; aber was heißt die impertinente Einſchaltung »wenn mein Herz in Abſicht der Liebe ſich anders belehren lieſſe?«)

Ich wolte eben fragen, was Sie denn mit dem Urteil der Kunſtrichter machen würden?

»Nun ich würde es mit dem Urteil guter Leſer zuſam-»men halten, und dann — ich kann mir nicht helfen — die »Mehrheit der Stimmen — und nur die entſcheiden laſſen. »Denn würde ich in einer zweiten Schrift dieienigen Fehler, »die nur die Kunſtrichter gerügt haben, wieder begehen, da-»mit ſie wieder gerügt, und iezt von irgend einem beſſern »Kopf als meiner, gänzlich vermieden würden — denn ich »werde nicht ruhig ſeyn, bis wir einen guten Roman haben, »damit endlich iene ſtinkende Blätter im Aretinſchen Geſchmack »aus den Buchläden und aus den Händen einiger Schönen »verſchwinden müſten.«

Würden Sie aber von den Meiſtern nichts entlehnen?

»Und was?«

Nicht dem Richardſon ſeine immer karakteriſirende Style? nicht dem Fielding ſeinen Plan abborgen?

»Ei warum nicht den Wagenſeil ſein *Caprice?* dem »Quanz ſeinen geſpitzten Hauch? dem Spalding das Runde »der Perioden? dem Winkelmann ſeine Laune? dem Graun »ſeinen Gram? dem Rammler ſeinen Gang der Ode? — »oder dem Löwen ſeine Mähnen?«

Doch wenigſtens dieſe Muſter nehmen?

»Nachahmen wollen Sie ſagen.«

— Ei! warum ſchelten wir denn ſo? (denn ich konte mich hier nicht halten: oft möchte ich ſelbſt Briefe der *Sévigné* erfinden, um nur noch einmal ſo etwas zu leſen.)

Digitized by Google

»Wir ſchelten ſo, weil Troſſbuben unter den Schrift»ſtellern haben nachahmen wollen, und — »*Dieu nous soit en* »*aide!* noch nachahmen.« (Ja dachte ich, woran ſoll aber ſo ein armer Sünder wiſſen ob er ein Troſſbube iſt?)

Etwas aber würde ich ungeſcheut nachahmen — die Fieldingſchen Ueberſchriften.

»Ich auch; denn die gefallen uns, wie allen Völkern — »ſo, daß man ſie Fieldingſche nennt, recht als wenn Er ſie »erfunden hätte:« (So hat er wenigſtens viel Glück damit gemacht, denn ich meines Teils habe ihn auch für den Erfinder gehalten) »und ich würde ihrer vorzüglich bedürfen, »weil wie ich geſagt habe, mein Roman ſehr viel Ernſthaftes »haben würde — die Rolle eines Luſtigmachers, eines Zeitver»treibers wird mich nie aufs Theater leiten, und es iſt über»haupt ſehr ſchwer einen unſchädlichen, und faſt eben ſo ſchwer, »einen beſſernden Roman zu ſchreiben.«

Auch ſeine Einleitungskapitel werde ich nachahmen.

(Ich weis nicht warum Herr Selten hier zweideutig ausſah? Vielleicht kan nur Fielding ſelbſt ſolche Kapitel machen? Vielleicht ſchicken ſie ſich auch in einen Roman nicht, den auch ernſthafte Perſonen leſen ſollen? Ich dächte doch es käme auf einen Verſuch an.)

Aber noch eine Frage. Wiſſen Sie daß auch ihre beſten Romane nachahmend ausſehen?

»Ja, denn wir wälen, ich weis nicht warum? fremde »Länder zu unſerm Schauplatz.«

Eben das will ich ſagen. Engelland und Frankreich mus ſeine Romane mit reizendem Intereſſe leſen, weil die Begebenheiten im Lande vorgehen. Hier dächte ich würde man in Deutſchland Original werden: man dürfte nur die Geſchichte in eine oder mehr bekante Provinzen verlegen, die Städte und Perſonen nennen — den Herrn Weſtern Herr Jäger, den

Digitized by Google

Milord Blak Herrn von Schwarz, die Miſtreß Miller Jungfer Müllern, die Mademoiſelle *de Beauchamp* das Fräulein von Schönfeld u. ſ. w.

»Erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, daß das letzte gar »nicht angeht; dazu iſt unſre Nation nicht frei genug. Und »was das erſte betrifft . . ich weis nicht . . doch käme es »auf einen Verſuch an; hätte der Verleger Bedenklichkeiten »einen Roman zu verlegen, wo der ungeſittete Student in »Jena, der tapfre Officier in Berlin, oder der ſchöne Geiſt »in Wien, oder der groſſe Spieler in Labes aufgeführt würde: »ſo könte man wegſtreichen, und Genf anſtatt Jena, Kopen»hagen anſtatt Berlin, oder Paris anſtatt Wien, und London anſtatt Labes ſetzen« ꝛc. ꝛc.

So kommen die Reiſenden, in guten Frieden, bis nach Wehlau, in der Nähe von Königsberg: als Herr Selten plötzlich von einem ruſſiſch ſprechenden Bedienten (man beachte wohl, wie alles Romantiſche, Abenteuerliche hier regelmäßig als ruſſiſch auftritt; auch Herr Selten ſelbſt iſt einigermaßen ruſſificirt: er ſpricht ruſſiſch, er trägt reiches ruſſiſches Pelzwerk, der Jude will ihn in Sibirien geſehen haben u. ſ. w.) auf geheimnißvolle Weiſe abberufen wird, Niemand weiß, wohin. Nach mehren Tagen ängſtlichen Wartens, muß Sophie ſich endlich entſchließen, die Reiſe ohne ihren Ritter, nur von der Predigersfrau begleitet, fortzuſetzen. Unterwegs hat ſie noch Gelegenheit, Herrn Selden einen Gegendienſt zu leiſten, dadurch, daß ſie den ruſſiſchen Major, den Selden zu Anfang der Reiſe ſo mannhaft zurecht gewieſen und der ihm dafür hier einen Hinterhalt legt, auf eine falſche Fährte bringt und ſomit den — darf man ſagen: Geliebten? errettet. — Kaum jedoch in Königsberg angekommen, muß auch die Predigerfrau ſie verlaſſen und — arme Sophie! der erſte Menſch, an den ſie ſich wendet, ihr eine Wohnung nachzuweiſen, iſt

Digitized by Google

ein Kuppler, der ſie vor ein Bordell führt und ſie ganz gewiß auch hineingeführt hätte, wo denn die Scene aus dem Gaſthofe zu Inſterburg vermuthlich ein bedenkliches Seitenſtück gefunden haben würde — hätte nicht das gute Glück gerade in demſelben Augenblick Herrn Puf van Vlieten herbeigeführt: Pfuf van Vlieten, Schiffskapitain aus Königsberg, Beſitzer einiger Tonnen Goldes, die gröbſte, plumpſte, aber auch die ehrlichſte, die großmüthigſte Haut, welche die Erde trägt. In der That iſt dieſer Puf, mit einigen unbedeutendern Figuren, wie der Jude ꝛc., die vollendetſte Geſtalt des ganzen Buches und wirklich eine lebendige, eine Geſtalt wahrhaft von Fleiſch und Blut. Gleich ſein erſtes Auftreten iſt höchſt ergötzlich: er hat Sophien, nachdem er ſie aus den Händen des Ruffian befreit, an den Strom geführt, wo ſein Schiff liegt; die Dame, an welche Sophie urſprünglich adreſſirt war, heißt Debeau. Herr Puf van Vlieten flucht (I., 175):

»Pots dauſend, Madame *Debeau!* Du, Schlingel, »*Cornelis*, wo wohnt die?«

»Ein Schiffsiunge ſo ſchmutzig oſtindianiſch, wie man es von einem Schifsiungen fodern kann, kam hier hervor, und geſtand die ſehr glaubliche Sache, »daß er es nicht wiſſe.«

»Nun ich werde Sie bey die Madame *van Berg* bringen laſſen, das iſt meine Schweſter; Sie klingt wol nicht ſo »franzöſiſch als die Madam *Du Veau*, aber ſie iſt eine Frau »wie ein *David!* Sie wird Ihnen ein Stübgen geben, und »morgen werden Sie ia denn ſehen. Du, *Cornelis*, bring »das Frauensmenſch hin, und ich würde gleich kommen, und »hörſt du?«

Was war zu thun? Ich ging; der Junge pfiff vor mir her, und bald darauf kam der Schiffer vermutlich durch einen nähern Weg neben mir. Er zupfte mich beim Arm, winkte mir, und ſchlug den Knaben auf den Mund. »Da,

»iſt ein Stöpſel auf die Pfeiffe; muſt du Flachsrekel dich in »Gegenwart einer Dame ſo aufführen?« —

»Gut dachte ich, iezt iſt doch das Frauensmenſch zur Dame geworden.«

»Wir wollten gleich in das Haus ſeiner Schweſter gehn, als aus einer Quergaſſe derſelbe Menſch der mich geführt hatte, herauskam, aber ſo gleich umkehrte.«

»Hier, ſchrie mein Schiffer, hier, pſt, holla, Herr Bunt- »rok, wo wohnt Madame *de Veau?* Merkt er nicht wieder »ein Jüngfergen? Lekt er ſich nicht das Maul? Hat er auch »nicht mit dem Wagenmeiſter geſprochen?«

»Der Menſch kehrte ſich um und kam mit halb trotzigen halb furchtſamen Geſicht zu uns.«

»Ach ſagte der Schiffer, indem er auf mich wies, gelt »Junker, das wäre ein gefunden Freſſen geweſen?«

»Kerl,« ſagte der Menſch, und hob den Stock auf.«

»Kind, Kind!« antwortete der Schiffer in einem tieffen Ton, und winkte ihm ſeitwärts — und der Menſch ging.«

In dem Hauſe der »Madame van Berg« nun findet nicht nur Sophie die gaſtlichſte Aufnahme, ſondern auch der Roman ſelbſt bekommt hier Gelegenheit, ſich (daß ich ſo ſage) auszuruhen, es ſich bequem zu machen in Epiſoden und Abſchweifungen, wie der Verfaſſer ſie gern hat und wie der einmal beliebte Faden einer Reiſe ſie auch allerdings begünſtigt. — Frau van Berg hat zwei Töchter, Julchen, die Sanfte, Sittliche, und Koſchgen (d. i. Konkordia), »ein zweideutiges aber auch ſchönes Mädchen.« Julchen hat ein zärtliches Verhältniß mit einem Herrn Schulz, einem armen Studenten, der im Hauſe einer Frau *räthin Informator iſt — einer Frau von großem Reichthum, aber noch größerer Rohheit der Sitten, die dem Verfaſſer erwünſchte Veranlaſſung giebt, den bornirten Geldſtolz, die Eitelkeit auf äußere Verhältniſſe, die

Digitized by Google

»femme comme il y en a beaucoup« in ihrer ganzen widerwärtigen Plattheit zu ſchildern. (I. 189. 246 ꝛc.)

Nur leider allzutreu zu ſchildern: denn er ſelbſt wird darüber unausſprechlich platt und widerwärtig. Es iſt Wahrheit in der Schilderung, ja, und ſelbſt noch heutzutage iſt das Geſchlecht dieſer *räthin nicht ausgeſtorben. Aber was Hermes nur allzuhäufig begegnet und was überhaupt für unſern geſammten Familienroman charakteriſtiſch iſt: in dem Beſtreben recht natürlich zu ſein, wird er gemein; er weiß das Maß nicht zu finden, das Maß der Schönheit; ſeine Wahrheit hört auf, künſtleriſch zu ſein, ſie ergötzt nicht mehr, ſie genirt. Oder was meint der geneigte Leſer zu nachſtehender Schilderung (p. 189): »Die Frau, bey der wir ſpeiſten« (das iſt eben die Frau *räthin) »iſt bläulicht-weis, braunes Haar. Augen die noch unter dem Braun ſind. Violette Lippen. Platte Wangen, die, ob ſie gleich noch iung iſt, herabhängen wollen. Ein ſtarker Odem. Eine Sprache — im Ton »Holt Fiſche!« Ein Buſen der der Natur unter den Händen verunglückt iſt, und der zur Warnung derer, die auf das Herz ſchlieſſen können, das hier wont, aufgedeckt da liegt. Hände wie der Neid, gelb und hager. Dicke Finger, voll Warzen. Groſſe Schritte« ꝛc.

Die beſcheidene und zurückhaltende Art jedoch, mit welcher Herr Schulz die Brutalitäten dieſer Frau erträgt, gefällt Sophien; ſie billigt Julchens Neigung, ja ſie macht, da Frau van Berg von dieſer Liebſchaft durchaus nichts wiſſen will und jeden Verkehr unterſagt hat, die Mittelsperſon zwiſchen den beiden Liebenden, beſorgt ihre Briefe, unterſtützt ihre Zuſammenkünfte — kurz, ſie ſteigt willig von der Rolle einer Hauptperſon zu der minder glänzenden einer Vertrauten herab.

Aber nicht ungeſtraft. Während Herr Puf van Vlieten,

Digitized by Google

bezaubert durch Sophiens Schönheit, ihr vergebens Hand und Herz anbietet, erblickt Herr Schulz (der inzwiſchen mit einem Mal aus einem armen Studenten ein reicher Mann und Hofrath, damit aber auch aus einem ſittſamen, beſcheidenen Jüngling ein verruchter Spieler und Wüſtling, ein Lovelace aus einem Grandiſon geworden iſt — Umwandlungen, welche die Leſer unſers Hermes ſich müſſen gefallen laſſen, ohne weiter nach Warum und Wie zu fragen)... Herr Schulz, ſage ich, erblickt in dem freundſchaftlichen Entgegenkommen der ſchönen Sophie eine Art eigener Liebeserklärung; er bricht das Verhältniß mit Julchen jählings ab, ſtellt Sophien nach; Julchen wird todtkrank, ihre Mutter wüthet, Verwirrung und Jammer überall!

Aber, wird der Leſer fragen, warum ſagt Sophie denn einem ſo reichen, ſo wackern Manne, wie Herrn Puf, nicht zu und endet dadurch die ganze Geſchichte? — Allein erſtlich ſoll die Geſchichte noch nicht geendet werden — Pamela hat ſechs, Grandiſon acht Bände: wie könnte Sophien's Reiſe mit zweien zu Ende gehen?! Sodann aber hat Sophie auch die Entdeckung gemacht, daß ihr geheimnißvoller Reiſegefährte, Herr Selten, den ſie jetzt endlich unter ſeinem wahren Namen Leſſ** kennen lernt, von frühern Zeiten her ein genauer Freund des van Berg'ſchen Hauſes; Julchen weiß ihr Vieles von ihm zu erzählen, und zwar lauter Schönes, Edles, Rühmliches; ihr Intereſſe für ihn erwacht mit neuer Heftigkeit, ſie hofft mehr als jemals, er werde wieder von ſich hören laſſen ....

Alſo, meint der Leſer, liebt Sophie Herrn Leſſ**? Das eigentlich auch nicht; ſondern dies, um eine Stelle hier vorauszunehmen, die der Verfaſſer ſelbſt zwar erſt im letzten Bande angebracht hat, und auch hier ſichtlich erſt ex post, um die Willkür ſeiner Geſchichte wenigſtens nachträglich zu

beſchönigen und eine Art von Princip, von Einheit hineinzubringen — dies iſt die eigentliche Tendenz, die eigentliche Grundlage des ganzen Buches (V, 442): Sophie und ihr, wie der Leſer bald erfahren wird, unglückliches Schickſal ſoll dazu dienen, »nach dem ganzen Maß unſrer Kenntniß und Erfahrung die Sprödigkeit und alles, was unter dieſen weiten Titel gehört ſo verhaſſt zu machen, als einige gutgeſinnte Sittenlehrer die Frechheit verhaſſt gemacht haben.« Mit andern Worten alſo: Sophie ſoll das Bild einer Kokette ſein, einer Kokette, die vielleicht ſelbſt nicht einmal weiß, daß ſie es iſt, die aber doch durch irgend ein je ne sais quoi ihres Weſens der Welt Veranlaſſung giebt, ſie dafür zu halten. —

Und wirklich knüpft ſie zu derſelben Zeit, da die Angelegenheit mit Leſſ**, Puff und Schulz noch im beſten Gange — oder richtiger, in der beſten Verwirrung iſt, ein neues, viertes Verhältniß an, wenn auch ein ſehr ehrbares, ſehr unſträſliches. Sie lernt einen Prediger der Nachbarſchaft kennen, Herrn Gros in Haberſtroh. Das iſt das Seitenſtück zu Herrn Leſſ**: wie dieſer der vollendete Kavalier, der Mann von Welt, wie er ſein ſoll, ſo Herr Gros das Ideal eines Geiſtlichen. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher Behaglichkeit, welchen ſatten, vollen Farben der Theologe Hermes dieſes theologiſche Kabinetsſtück ausmalt; daß er damit bei ſeinen Zeitgenoſſen den lebhafteſten Anklang fand, wenigſtens bei einem großen Theil derſelben, daß namentlich Lavater und alſo auch der ganze große Lavater'ſche Schweif, der ganze damalige »parfümirte Pietismus«, an dieſem Chriſtusbild von Paſtor ſeine innigſte Freude hatte, wird man ſich aus der früher mitgetheilten Stelle der Phyſiognomik entſinnen.

Nur einen dummen Streich freilich hat auch dieſer Aus-

Digitized by Google

bund prieſterlicher wie menſchlicher Vollkommenheit gemacht — einen dummen, wenn auch allerdings einen außerordentlich edlen und zartſinnigen! Ein adeliges Fräulein hat ſich in den bürgerlichen Paſtor verliebt; ſie will ſterben, da er, in richtigem bürgerlichen Reſpect, aus Furcht vor einer Mißheirath, die angetragene hochadlige Hand nicht anzunehmen wagt. Das rührt ſein prieſterliches Herz denn doch; obſchon vorausſehend, welch Elend, trotz aller Cautelen, die er trifft, aus dieſer Ehe für ihn erwachſen wird, willigt er endlich dennoch in die Heirath. Die Geſchichte dieſer Ehe nun, der Hochmuth der adligen Paſtorsfrau, ihre plötzliche Bekehrung auf dem Todbette, ihr wunderliches Teſtament, Groß' wunderlichere Entſagung, ſowie überhaupt die ferneren Schickſale dieſes Heiligen von Haberſtroh füllen einen großen, ja den größten Theil des Buches; Alles, was der Verfaſſer über Adel und Bürgerthum, über Mesalliancen, über Prieſterthum, Kirchenverfaſſung ꝛc. auf dem Herzen hat, wird hier in breiteſten Strömen ausgeſchüttet. Dabei ſind die Schilderungen größtentheils wieder von unerträglicher Plattheit; namentlich die gnädige Frau Paſtorin iſt ein würdiges Seitenſtück der oben erwähnten Frau *räthin.

Nun aber wird man ſich wundern, woher Sophie nur die Zeit nimmt, alle dieſe und noch unzählige andere Bekanntſchaften, die dem Verfaſſer alle zu ebenſo vielen Epiſoden und Nebenfiguren verhelfen, zu machen; die wichtigen Documente der Pflegemutter, die Zuſammenkunft mit der Majorin in Sachſen — was, potz Tauſend, thut ſie ſo lange in Königsberg?

Ganz einfach: ſie wartet auf ihren Bruder. Zwar der geneigte Leſer, aus der eigenen Correspondenz dieſes Bruders an den ruſſiſchen General Tſcherney, weiß bereits, daß es gar nicht wirklich Sophiens Bruder, daß es ein abſcheulicher

Spitzbube iſt, der ſeinen Namen Traiter (traitre: Verräther) mit Recht führt. Der ruſſiſche General hat Sophie in Memel zufällig geſehen; ein arger Wollüſtling, wie er iſt, hat er Traiter, ſeinem Untergebenen und Spießgeſellen, den Auftrag ertheilt, das Mädchen, durch Liſt oder Gewalt, in ſeine Hände zu liefern. Unvorhergeſehene Umſtände haben Traiter bis jetzt gehindert, dieſen verruchten Plan zur Ausführung zu bringen. Jetzt, unter der Maske des Bruders, ſchreibt er Sophieen, ſie ſolle ſofort nach Danzig aufbrechen; dort werde ſie ihn finden. In Danzig alſo oder auf dem Wege dahin ſoll der Schlag geſchehen.

Sophie, nichts ahnend, bricht nach Danzig auf. Der Tag ihrer Abreiſe von Königsberg wird durch neue, entſetzliche Ereigniſſe in der van Berg'ſchen Familie bezeichnet. Daß Julchen, vor Gram um den ungetreuen Schulz, todtkrank geworden iſt, wiſſen wir bereits. Aber auch Koſchgen, die zweite Tochter, hat ihre Avantüren. Sie iſt mit einem Bekannten van Vlietens, Herrn Malgré, einem jungen Kaufmann, verlobt. Da plötzlich entdeckt ſich, daß ſie — ſchwanger iſt, von einem Italiener, einem Sprachlehrer, der einige Zeit im van Berg'ſchen Hauſe verkehrt und ſich ſeitdem aus dem Staube gemacht hat. Malgré, dem es nur um eine fette Mitgift zu thun iſt, drückt ein Auge zu: zehntauſend Thaler, die Herr Puf, der Mann des Wohlthuns, zulegt, verſöhnen ihn; während Julchen im Sterben liegt, wird Koſchgen getraut, allen italieniſchen Sprachlehrern zum Trotz.

Unter dieſem Wirrwarr reiſt Sophie ab, von Niemand begleitet, als einem höchſt zweideutigen Kammermädchen, zu dem ſich bald ein noch zweideutigerer Bruder deſſelben hinzufindet. Unterwegs, durch Zufall, öffnet Sophie eine Brieftaſche, die ſie noch von Leſſ** in Händen hat; ſie findet einen Brief darin von ſeiner Schrift. Leider iſt er in eng=

Digitized by Google

liſcher Sprache abgefaßt und Sophie verſteht kein Engliſch; ſie ſelbſt kann ihn alſo nicht leſen. Aber der Leſer iſt beſſer daran, er bekommt ihn vom Verfaſſer überſetzt — und ſiehe da, das Geheimniß des Herrn Leſſ** ſcheint mit einem Male gelöſt: er iſt von der Kaiſerin von Rußland, »der einzigen unter den gekrönten Häuptern, die die Vorteile der Gewiſſensfreiheit ihrem Lande, und durch dieſe ſoviel tauſend fromme Einwoner ihm ſchenckt« (II, 426 — — und dies wurde geſchrieben, geſchrieben von einem deutſchen Autor, zu einer Zeit, da Friedrich der Große noch auf dem Throne ſaß?! Aber freilich Friedrich dem Großen war die deutſche Literatur höchſt gleichgiltig, während Katharina ſich ſehr geſchmeichelt fühlte und es mit Ringen, Doſen und Jahrgeldern ſehr gnädig vermerkte, wenn ein Schriftſteller ihr Weihrauch ſpendete: weshalb denn auch nicht bloß franzöſiſche Sophiſten, ein Voltaire, Diderot u. ſ. w. ihr den Hof machten, ſondern auch deutſche Poeten, ein Wieland u. ſ. w., wendeten ſich, penſionslüſtern, der Sonne des Nordens zu: vgl. z. B. den Merk'ſchen Briefwechſel, I, 170. 175. und ſonſt. — Nebenher bemerkt, hat ſich der gute Hermes, in ſeiner romantiſchen Ruſſomanie, auch noch einen derben Anachronismus zu Schulden kommen laſſen: die Revolution, durch welche Katharina II. zur Regierung kam, fand bekanntermaßen erſt im Juli 1762 Statt; die Bewunderung ihrer Regierungsmaßregeln alſo im Munde des Herrn Leſſ** kommt im Auguſt 1761 ein wenig zu — früh).

Doch nehmen wir den abgeriſſenen Satz wieder auf. Der Leſer erfährt aus jenem engliſchen Zettelchen, daß Herr Leſſ** ein hoher Beamter in kaiſerlich ruſſiſchen Dienſten, eine Art Einwanderungs- und Coloniſationschef iſt; er erfährt ferner, daß Sophie von Herrn Leſſ** aufs Zärtlichſte geliebt wird, ja daß er entſchloſſen iſt, ihr ſeine Hand zu

Digitized by Google

reichen und nur mit Sehnſucht auf die Zeit wartet, die ihn zu ihr zurückführen ſoll. — Mit dieſer Entdeckung, die nur leider, wie geſagt, für Sophie ſelbſt verloren geht, ſchließt der zweite Band; mehr als drei Monate ſind verfloſſen und noch iſt die Reiſende nicht weiter, als erſt auf dem Wege nach Danzig — wie viel Bände werden nöthig ſein, ſie wirklich bis nach Sachſen zu bringen?!

Allein wer weiß denn auch, ob dies überhaupt in der Abſicht des Verfaſſers liegt? Ja, wer weiß nur, ob er den Roman überhaupt vollenden will? ob er ihn nicht liegen laſſen wird, als Torſo, zum großen Gram aller theilnehmenden Leſerinnen, den böſen Kritikern aber, die ſich ſo wenig um ſein Buch kümmern, zum Poſſen?

Wenigſtens gleich zu Anfang des dritten Bandes droht er damit. Es ſei zwar niemals ſein Plan geweſen, einen Roman, ein Kunſtwerk nach äſthetiſchen Regeln zu ſchreiben: ſondern dies allein habe ihm die Feder in die Hand gegeben, »Tugend und Wahrheit im höchſten Schmuck zu zeigen;« er werde ſie daher auch niederlegen, wo ihm dies Ziel hinlänglich erreicht ſcheine oder wo die Kraft ihm verſage, unbekümmert, ob der Roman als ſolcher, die Fabel des Buchs, zu Ende oder nicht ꝛc. Siehe Band III. p. 52—56, wie auch die Vorrede, ganz beſonders aber nachfolgende Stelle, mit der er den Vorwurf allzugehäufter Epiſoden zurückzuweiſen ſucht und die für das künſtleriſche Bewußtſein des Verfaſſers (richtiger: für den gänzlichen Mangel dieſes Bewußtſeins) allerdings höchſt bezeichnend iſt (p. 101—103):

»Wenn mein Buch betitelt wäre: »Geſchichte« der »Sophie: ſo würde mir der Zwang der Regel alle Epiſoden »verbieten. Aber von dieſem Zwange ſpricht mich mein Titel »los, indem ich eine »Reiſe« verſpreche. Was unter den »Briefen die ich habe, zu Einem meiner Zwecke brauchbar

Digitized by Google

»iſt, das heiſſt: was Wahrheiten enthält die mir gemeinnützig »ſcheinen, oder die das betreffen, was ich in der Stille am »Publiko bemerkt, und lange auf dem Herzen gehabt hatte, »das werde ich einrüken. Und ſoviel ich iezt abſehn kan: »ſo wird in der Folge manches aufhören Epiſode zu ſeyn; »doch habe ich mich nirgend anheiſchig gemacht, »Sophien »wirklich nach Sachſen zu bringen.« Man lieſet eine »Reiſe nach Sachſen; damit ſei man zufrieden, ſo wie man »Reiſen nach der Gegend eines nähern Durchgangs nach »America, las. — Ich werde genau da aufhören wo ent- »weder Muhſſe, oder Laune, oder (frei heraus) »mein Talent, mich verläſſt. Sollte ich Sophien mit- »ten im Haufen verlaſſen müſſen, vielleicht mit dieſem dritten »Bande; denn die unterſtrichene Zeile iſt dreifachwichtig: ſo »wird ſich vielleicht ein jüngerer Begleiter finden, der ihr, »weit artiger als ich, die Hand reiche; nur das müſſe er »beobachten: Sophie mus ſo von ihm gefürt werden, daß »jedes junge Frauenzimmer eben dieſen Weg getroſt »betreten, und da wo Scheidewege ſind, einen ſichern Weg- »weiſer antreffen könne.«

Das hört ſich nun recht tugendhaft an, ſogar recht vor- nehm und ſelbſtgewiß. Im Grunde aber, was iſt es weiter, als die Beſorgniß des Verfaſſers, aus dieſem Labyrinth von Epiſoden, Abſchweifungen und Nebenfiguren ſelbſt nicht wie- der herausfinden zu können? als das Bewußtſein, vor lauter Digreſſionen den eigentlichen Faden der Geſchichte verloren und ſich in ein Unternehmen verwickelt zu haben, ſo weit- ſchichtig, ſo widerſpruchsvoll, daß er ſelbſt ſich nicht getraut, es zu Ende zu führen?

Und Grund zu dieſer Befürchtung hat er, das iſt ge- wiß. Gleich dieſer dritte Band beſteht faſt ganz und gar nur aus Epiſoden. Die Geſchichte der Sophie ſelbſt rückt

Digitized by Google

kaum einen Schritt weiter vor. Zwar kommt die ſchöne Reiſende glücklich in Danzig an; auch der General Tſchernei findet ſich ein — auch er metamorphiſirt: denn er benimmt ſich ganz artig gegen Sophien, will ſie nicht mehr zu ſeiner Maitreſſe, ſondern allen Ernſtes zu ſeiner Gemahlin machen, nämlich wenn er ſie erſt in Händen hat. Einſtweilen bleibt ſie ganz gemächlich vier Wochen in Danzig, in Geſellſchaft einer Sängerin Fanello, die gleichfalls eine Freundin des Herrn Leſſ** iſt und die der Verfaſſer benutzt, theils Berichte über Sophien abſtatten zu laſſen, theils und hauptſächlich allerhand Betrachtungen über geſelliges Leben in Danzig und Königsberg, über Muſik, über Katholicismus und Proteſtantismus — kurzum: Betrachtungen an den Mann zu bringen de rebus omnibus et quibusdam aliis. Nebenher geht die Mesalliance von Haberſtroh ihren Gang weiter; auch Herr Puf verfehlt nicht, ab und zu aufzuwarten. Ebenſo iſt Julchen keineswegs, wie es am Schluß des zweiten Bandes ſchien, geſtorben: vielmehr ſie iſt geneſen und hat in der Perſon eines Herrn von Poufaly, der ſich mit dem Böſewicht Schulz duellirt, einen neuen Anbeter gefunden. Auch Koſchgen's Geſchichte wird wieder aufgenommen. Ihr Mann, Herr Malgré, iſt auf einmal ein vortrefflicher, ein Ehrenmann geworden von reinſtem Waſſer — warum? Vermuthlich, damit das Bild eines nichtswürdigen Weibes, das uns in Koſchgen aufgeſtellt wird, deſto greller wirkt. Auch hier wieder, mit jenem eigenthümlichen Hang zum Platten, Ordinairen, ſchwelgt der Verfaſſer ordentlich in den brutalſten, ekelhafteſten Scenen; macht es ihm Freude, die »Tugend zu ſchmücken,« ſo ſcheint er doch faſt noch ein größeres Vergnügen daran zu haben, das Laſter recht grell, recht dick aufzutragen, wahrſcheinlich weil er glaubt, daß es ſo deſto beſſer ſeine pädagogiſche Wirkung thue. Oder wie ſonſt will der Leſer ſich Stellen er-

Digitized by Google

klären, wie z. B. folgendes Fragment einer Eheſtandsſcene zwiſchen Koſchgen und ihrem Manne? ein Fragment obenein, das der Rolle des Herrn Malgré entnommen iſt: und man weiß bereits, daß auch Herr Malgré ſeit einiger Zeit ein ſehr ordentlicher, ſittſamer Mann geworden iſt! — Die beiden Eheleute haben Geſellſchaft bei ſich, man ſpielt Billard, Koſchgen wird boshaft; da läßt der ordentliche, der ſittſame Mann, der Märtyrer des Ehefriedens ſich folgendermaßen vernehmen:

»Herr Malgré verlor hier die Geduld. Er legte ihr »das queue an die Schulter, und ſagte: Liebes Koſchgen, »hätte ich kein Vaterherz: ſo würde ich dich iezt ſo züchtigen, »ich würde dich (hier drückte er das queue ſo auf ihre »Schulter, daß ſie taumelte, und mein Mann ihm in den »Arm fallen muſte) ich würde dich, ſtammlete er fort, ſo »derb abprügeln; ich würde dir die Zähne die du da zeigſt, »ſo rein aus dem unverſchämten Maul ſchlagen, daß du er»faren würdeſt, warum du meinen Namen trägſt; ich würde »ſo unbarmherzig . . .«

»Mein Mann unterbrach ihn: o ſtill, ſtill, ſagte er; »ſolche Worte verderben eine Ehe unwiderbringlich.«

Und nicht bloß eine Ehe, mein' ich: ſondern auch eine jede Dichtung verderben ſie. — Endlich macht Koſchgen ſogar einen Verſuch, ihren Mann zu vergiften. Darüber ertappt, wird ſie eingeſperrt; vor Wuth ſtirbt ſie — und ſo wäre der Verfaſſer einer Sorge ledig.

Allein er kann ihrer nie genug haben, ſcheint es. Alle bisherigen Epiſoden, unter denen ſogar, der Abwechſelung wegen, auch einmal eine vollſtändige förmliche Predigt: ob Tanz und Spiel einem guten Chriſten erlaubt ſei oder nicht!! (III. 255—264) waren ihm noch nicht genügend, er muß noch eine neue Geſchichte anknüpfen, die Geſchichte einer zu-

Digitized by Google

friedenen, glücklichen, einer Muſterehe, damit die vielen unglücklichen, die wir bisher kennen gelernt haben, doch nicht ohne Gegenbild bleiben. Zu dem Ende alſo muß eine plötzlich auftauchende Freundin Sophien's, Henriette in Memel, einen Herrn Jakob L. in Elbing heirathen; Herr Jakob L. in Elbing muß wiederum ein Ausbund von Tugend und Rechtſchaffenheit ſein, das Ideal eines Geſchäftsmannes, wie Herr Leſſ**, des Weltmanns, Herr Groß zu Haberſtroh des Predigers — und all dieſe Vortrefflichkeiten und all dies Glück muß Henriette, die dadurch auf einmal zu einer Hauptperſon wird, Niemand weiß, mit welchem Recht, in ausführlichen Briefen an Sophien berichten. Auch dabei wieder begegnen höchſt ſeltſame Geſchichten; das Beſtreben des Verfaſſers, Alles recht genau, recht gründlich zu beſchreiben, und ſein eigner kleinlich ſpießbürgerlicher Sinn bringen die wunderlichſten Verirrungen hervor. Z. B. ſo viel Helden in deutſchen und fremden Romanen auch geſchildert ſind, ſo zweifle ich, ob jemals ein Dichter ſein Ideal eines Mannes folgendermaßen dargeſtellt hat:

»Aber Fiekgen (ſchreibt Henriette von ihrem Geliebten: III. 165 fgg.), dies iſt ein ſonderbarer Mann! Nur etwas zu ſagen: Er geht um 10 Uhr ſchlafen und ſteht noch vor 3 Uhr wieder auf. Des Abends iſſt er nichts als um 7 Uhr eine kleine Semmel mit Butter und dazu trinkt er Thee, aber nur höchſtens zwo Schalen. Mittags iſſt er um 11 Uhr und ſehr wenig, und trinkt nichts als Waſſer. In ſeinem Zimmer wo er ſehr gern allein iſt, ſchieſſt er um die Luft zu reinigen, täglich Pulver ab, und pflanzt allenthalben Blumentöpfe, die immer da ſtehn wo ich hintrete immer umfallen, und doch nie weggenommen werden weil ſie da ſtehn um die trokne Sommerluft feucht zu machen. Alle Tage reitet er eine Stunde, und das ſo unausgeſezt, daß ich glaube

er würde es auch zur Zeit der Sündfluth gethan haben. Den Thee trinkt er früh ohne Zuker, und Kaffe nie. Er ſpeiſet immer mit mir und der Geſellſchaft, aber faſt nie koſtet er unſre Gerichte ſondern iſſt die einfachſten Speiſen, mehrenteils Gartenfrüchte, und trinkt nie andern als leichten franzöſiſchen rothen Wein, wenn ich Burgunder ausnehme von dem er — järlich — zwei Gläſer trinkt. Die Fenſter im Schlafzimmer dürfen des Nachts nie offen ſeyn, und dies Zimmer iſt das gröſſeſte im Hauſe — und was noch luſtiger iſt; alle Nächte, und auch ſelbſt iezt, vielleicht weil wir, er mag mirs nicht übel nehmen, die Hundstage haben, auch iezt mus im Schlafzimmer Kaminfeuer brennen. Des Abends ſieht er kein Buch an, ſondern geht im Zimmer umher, und ſein Johann mus ihm in allen Sprachen vorleſen. Bis 6 Uhr früh bleibt er im Garten; denn mus alles, ich auch wenn Sie es nicht ungleich deuten wollen, in einen groſſen Sal kommen, wo er auf einem vortreflichen Poſitiv ein Lied ſpielt; wir ſingen leiſe und ſchön wie die Herrnhuter, und dann lieſt ein Geiſtlicher der mit ihm gereiſet iſt, heut und morgen aus dem neuen Teſtament, übermorgen aus den Propheten und dann aus den Geſchichtbüchern des alten Teſtaments. Abends wird um 8 Uhr ein einzelner Pſalm geleſen, und ein Vers geſungen zu dem er einen groſſen Flügel ſpielt. (Ich vergas Ihnen zu ſagen, daß in jedem Zimmer ein Klavier ſteht, und im groſſen, das heiſſt Schlafzimmer ein Fortepiano durch das er mich oft wieder einſchläfert, wenn ich bei ſeinem Aufſtehn wach geworden bin.) Sontags giebt er Concert von 4 bis 6 Uhr. Nachher wird das was in der wöchentlichen Bibelleſung dunkel war, kurz, und ich verſichere Sie, unvergleichlich erklärt; dagegen fällt die Stunde um 8 Uhr weg, wo ich alsdann gewönlich Schach mit ihm ſpiele: denn der Sontag ſagt er iſt in aller Abſicht ein Tag

Digitized by Google

der Erholung. Seine Geſchäfte beſorgt er von 4 bis 6 Uhr früh im Garten; und nach dem Thee von 8 bis gegen 11 Uhr zu hauſe. Um 12 Uhr geht er für eine Vierdtelſtunde auf die Börſe« u. ſ. w.

Wahrlich, es gehört eine eigenthümliche Kinderzeit der Literatur dazu, um ſolche Bücher möglich zu machen!·

Erſt gegen den Schluß des Bandes tritt Sophie ſelbſt wieder mehr in den Vorgrund. Sie reiſt, in Begleitung der Sängerin Fanello und des vermeintlichen Bruders, von Danzig ab; ſowie ſie die Grenze von Pommern betreten hat, ſoll ſie dem General zugeführt werden. Aber die Fanello wird krank und will nach Danzig zurück; Sophie wünſcht ſie zu begleiten; Traiter jedoch, aus Wuth, ſeinen Anſchlag aufs Neue vereitelt zu ſehen, die brüderliche Maske vergeſſend, »ſchlägt ſie mit ſeinem Rohr ſo lange und ſo heftig, bis ſie niederſtürzt.« In Folge dieſer Mißhandlung wird Sophie krank und Traiter, wohl oder übel, muß in die Rückkehr nach Danzig willigen.

Aber hier endlich erreicht ihn die Rache! Ein Verbrechen »einer hohen Perſon,« in das er anderweitig verwickelt geweſen, iſt an den Tag gekommen; wie Traiter in Danzig einfährt, wird er verhaftet, ſeine ganze Geſellſchaft mit ihm, auch Sophie. Im Verlauf der Unterſuchung entdeckt ſich, daß Traiter und jener Sprachlehrer, welcher Koſchgen verführt hat, eine und dieſelbe Perſon; es entdeckt ſich aber auch Sophien's völlige Unſchuld. Sie wird demnach freigelaſſen, Traiter dagegen zum Transport nach Sibirien verurtheilt.

Gerade in dieſem Augenblick kommt Herr Leſſ** in Danzig an: mit dieſer Nachricht ſchließt der dritte Band.

Im vierten iſt wiederum von Sophie nur wenig die Rede. Wie man ſich denken kann, hat Leſſ** bei ſeiner

Digitized by Google

Ankunft in Danzig nichts Eiligeres zu thun, als in Sophien's Arme zu ſtürzen! Dieſe aber, in einer jener Capricen, an die uns der Verfaſſer ſchon gewöhnt hat, weigert ſich, ihn zu ſprechen. Inzwiſchen hat der General, der ſeine verruchten Pläne noch keineswegs vergeſſen, ſtatt des verurtheilten Traiter's ein Frauenzimmer zu ſeinem Agenten gemacht, Barbara Paſch, in der That ein weiblicher Traiter! Die weiß die Sache denn auch gleich beſſer einzufädeln: Sophie wird in eine Falle gelockt, gefangen genommen und an die Küſte geſchleppt, um demnächſt zu Schiff zum General gebracht zu werden. Wie ſie nun bald hierhin, bald dahin geſchleppt wird, bald entſpringt, bald wieder eingeholt wird und wie Herr Puf van Vlieten ſich vergebens zu Roß ſetzt, ſie zu befreien — dies iſt Alles, und in Wahrheit herzlich wenig, was wir in dem ganzen Bande von Sophie noch erfahren. — Den größten Raum nehmen die ſchon früher erzählten Begebenheiten zu Haberſtroh ein, ſowie die weiteren Schickſale Julchens, welche, ſtatt des unwürdigen Herrn Schulz, einen neuen Bewerber in Herrn von Poufaly gefunden hat. Aber auch Poufaly, bis dahin der Edelmuth ſelbſt, ſchlägt um und wird ein Gaudieb; die arme Julie weiß nicht, wohin mit ihrem Herzen — oder vielmehr, ſie weiß es wohl, nur ſie mag's nicht ſagen: zum Paſtor in Haberſtroh, der mittlerweile glücklich Wittwer geworden iſt. — Im Übrigen wimmelt es auch in dieſem Bande von moraliſchen, theologiſchen und ſonſtigen Digreſſionen. Beſonders beachtenswerth iſt die Anekdote von dem Prediger, der es gewagt hatte, einen Roman zu ſchreiben: IV, 78—84; die Beziehung liegt auf der Hand. Auch das Gemälde des Kriegselends, an dem Beiſpiel eines von den Ruſſen geplünderten Dorfes in Pommern, iſt nicht ohne Intereſſe, wegen der warmen und lebhaften Schilderung: ebendaſ. 308.

Digitized by Google

Im fünften und letzten Bande endlich fühlt der Verfaſſer denn doch die Nothwendigkeit, die ſchlaffen Fäden etwas knapper zuſammenzunehmen. Wie ſchwer ihm das fällt und wenig es überhaupt ſeine Sache iſt, einen Plan abzuſchließen, merkt man auf jeder Seite; der ganze Band iſt mit ſichtlichem Unbehagen geſchrieben, und daher auch der ſchwächſte geworden von allen. — Herr Puf iſt wirklich ſo glücklich, Sophie zu befreien; er bringt ſie nach Königsberg zurück; allein da er nicht aufhört, ſie mit Anträgen zu beſtürmen, während ihr Herz doch einzig Herrn Leſſ** gehört, ſo ſucht ſie ihm möglichſt aus dem Wege zu gehen.

Und das ſoll ihr bald nur zu gut gelingen. Jene Majorin in Sachſen, die Tochter der Witwe in »Memmel«, die eigentlich die Veranlaſſung gegeben zu dieſer ganzen abenteuerlichen Reiſe, hat ſich, wie der Leſer ſchon im vierten Bande erfahren, mittlerweile ſelbſt nach Preußen aufgemacht. Sie iſt die Dritte im Bunde zu Koſchgen und der Frau *räthin: eine Furie, die Taback ſchnupft, »daß es raſchelt,« flucht und ſchwört und nach Gelegenheit ihren eignen Mann, den Major, »an die Ohren ſchlägt, daß er taumelt« (p. 53, 61). In Königsberg trifft ſie mit Sophie zuſammen. Sie beſchuldigt dieſelbe, ihre Mutter, die Witwe E. beſtohlen und betrogen zu haben. Auch die van Berg'ſche Familie, verdrießlich, daß ſie den würdigen Puf ſo lange genasführt hat, zieht ſie von ihr zurück; Sophie wird, auf Veranſtalten der Majorin, aufs Neue arretirt und iſt »alle Augenblik in Gefar zerkrazt oder gemaulſchellt zu werden« (p. 61).

Doch damit noch nicht genug! Sophie iſt einmal beſtimmt, unaufhörlich aus der Scylla in die Charybdis zu fallen. Herr Hofrath Schulz lebt ja auch noch; wie könnte ſolch ein intereſſanter Mann, der zu Anfang des Buches ſolche bedeutende Rolle geſpielt hat, jetzt zum Schluß ganz außer Thä-

Digitized by Google

tigkeit bleiben? — Gut, er wird in Thätigkeit geſetzt; noch immer von Liebe zu Sophie entbrannt, ſtiftet er ein Complott, ſie aus der Haft der Majorin zu befreien, natürlich zu ſeinem eigenen Nießbrauch. Und ſicher wäre der Anſchlag auch geglückt, wäre nicht im entſcheidenden Moment der Paſtor von Haberſtroh (um doch auch ſeinen Antheil am Schluß der Geſchichte zu haben) dazu gekommen: er rettet Sophie, die nun, nicht wahr? nach ſo vielen Prüfungen doch endlich ihren Herrn Leſſ** erhalten wird?

Geduld! wir wollen ſehen! Erſt eilt der Verfaſſer, die übrigen Perſonen ſeines Romans unter die Haube zu bringen. Herr Paſtor Gros, von dem ſich auf einmal entdeckt, daß er der verloren geglaubte Sohn der Witwe E., der Bruder alſo der Frau Majorin iſt! läßt ſich Julchens Hand und Mitgift gefallen; für Herrn Puf van Vlieten, der nachgerade überdrüſſig iſt, immer nur den ſchmachtenden Liebhaber zu ſpielen, findet ſich eine Madame Richter aus Hamburg; Herr Malgré endlich, der doch auch nicht Zeitlebens Witwer bleiben kann, begnügt ſich mit einer Jungfer Nitka, Julchens Putzmacherin . . . .

Aber Sophie? fragt der Leſer, die Heldin der Geſchichte? der Mittelpunkt, der nominelle wenigſtens, all dieſer Verwicklungen?

Nun wohl: haben wir nicht oben die Grundſätze des Verfaſſers geleſen, wie ein guter Roman beſchaffen ſein müſſe, nämlich, daß Alles immer ganz anders ausgehen müſſe, als der Leſer es erwartet? Es iſt billig, daß dies Princip gerade bei der Hauptperſon am Schärfſten befolgt wird. Auch Sophie, zum Schluß des Buches, ſchlägt um; ſie wird falſch, ſtolz, ſpröde; Herr Leſſ** ſelbſt zieht ſich von ihr zurück — mit einem Worte: Sophie, von Allen geflohen (ſogar die Witwe E. zieht ihre Hand von ihr ab), bleibt

Digitized by Google

alte Jungfer; der Roman ſchließt damit, daß ſie ſich der glücklichen Henriette zur Kinderwärterin anbietet und daß es zu guter lezt dem Scharfſinn der Leſer zu enträthſeln bleibt, ob, wie es den Anſchein gewinnt, Herr Leſſ** nicht am Ende gar — Sophiens Bruder! jener Bruder, den ſie ſeit dem vierten Jahre nicht geſehen und unter deſſen Maske der Spitzbube Traiter ihr ſo verderblich geworden iſt. —

So wenigſtens in der urſprünglichen Abfaſſung. In der zweiten Auflage, die bereis 1776 begonnen werden mußte, iſt, mit vielem Andern, auch der Schluß verändert: wie denn überhaupt aus den fünf Bänden der erſten Auflage hier ſechs geworden ſind. Hier bekommt Sophie zuletzt allerdings noch einen Mann: aber es iſt ein alter gebrechlicher Schulmeiſter — da war ſie früher wohl gar noch beſſer bedacht?!

Auch im Übrigen, wie geſagt, ſind in dieſer neuen Auflage eine Maſſe neuer Scenen und Perſonen angebracht; Tendenz und Haltung des Ganzen dagegen iſt unverändert geblieben. Weshalb wir denn auch keinen Grund finden, uns des Näheren auf jene einzulaſſen. Die Werke des Genie's wird es allerdings intereſſant ſein, Schritt für Schritt in ihrer Entwicklung zu verfolgen; an Bücher dagegen, wie Sophien's Reiſe, deren Werth hauptſächlich in der einmaligen erſten Wirkung beſteht, wäre es thöricht und ſogar falſch, eine Aufmerkſamkeit dieſer Art zu verſchwenden.

Und nun dieſe erſte Wirkung, beim Erſcheinen des Buches ſelbſt, wie war ſie?

Fragen wir lieber, wie konnte, wie mußte ſie ſein. — Die Gebrechen des Romans liegen auf der Hand; ſie kommen alle, der Hauptſache nach, darin zuſammen, daß Hermes das eigentliche künſtleriſche Gefühl, das Gefühl der Schönheit, mit Einem Worte: das äſthetiſche Bewußtſein mangelt. Die beiden Grundſtoffe der Unterhaltungsliteratur,

Digitized by Google

das lehrhafte, moraliſirende und das abenteuerliche, phantaſtiſche Element, liegen bei ihm unvermittelt, nebeneinander; es fehlt das künſtleriſche, das wahrhaft poetiſche Feuer, der Blitz des Genius, des ſchaffenden, der ſie beide in einander verſchmolzen und aus ihnen, als den verſöhnten, überwundenen Elementen der Zeit, eine neue, eine Schöpfung der Schönheit und der Kunſt heraufgeführt hätte. Daher auf der einen Seite dieſe unerträglichen moraliſchen Digreſſionen, dieſe Abhandlungen und Predigten — auf der andern dieſe tolle Sucht, Abenteuer auf Abenteuer, Verwicklung auf Verwicklung, Geſchichte auf Geſchichte zu häufen; daher namentlich auch der ſeltſame Begriff, den er ſich vom Weſen des Romantiſch-Abenteuerlichen gebildet hat: nämlich als ob es darin beſtände, aus einem Charakter, einer Situation allemal gerade das Gegentheil werden zu laſſen von dem, was der Leſer erwartet hat. Auch hier iſt es offenbar der Theolog, der den Romanſchreiber in den Nacken ſchlägt: er giebt der weltlichen Neugier nach, ein wenig, ſehr viel ſogar — aber indem er dem glücklich angelegten Abenteuer urplötzlich durch eine ganz unvermuthete, ganz unerwünſchte Kataſtrophe die Spitze abbricht, ſtraft er die Neugier des Leſers gleichſam an ſich ſelbſt und ſtellt die Würde des Schriftſtellers, des Moraliſirenden, Belehrenden, wieder her.

Dazu endlich geſellt ſich noch eine Eigenſchaft, deren wir bisher kaum noch Erwähnung gethan, die aber, als ein eigentliches Modeelement, eine Lieblingsrichtung der Zeit, gewiß nicht wenig beigetragen hat, Hermes, auf einige Jahre wenigſtens, zum Mode- und Lieblingsſchriftſteller des Publikums zu machen: das iſt ſeine Empfindſamkeit.

Es iſt wahr, man begreift für den erſten Augenblick nicht, wie dieſer Mann mit ſeiner pommerſchen Bedächtigkeit, ſeiner oſtpreußiſch nüchternen Verſtandesbildung — man be-

greift nicht, ſage ich, wie er, Wolfiſcher Philoſoph, Theolog, Dogmatiker, dazu kommt, ſentimental zu werden.

Allein ſo erinnere man ſich, daß zu der Zeit, da die Sophie entſtand, das heißt alſo zu Ende der ſechziger, Anfang der ſiebziger Jahre, die Empfindſamkeit in Deutſchland bereits in vollem Flore ſtand; man erinnere ſich, daß die Kleiſt, die Klopſtock, die Wieland (in ſeiner erſten ſeraphiſchen Periode) bereits geſungen hatten und daß ſchon auch die Hölty, die Miller, die Genoſſen des Göttinger Dichterbundes, ihre Leiern ſtimmten; man erinnere ſich ferner, daß gerade diejenige Literatur, welche Hermes ſich zum Muſter genommen hatte, die engliſche, auch die kanoniſchen Bücher der Empfindſamkeit geliefert hatte: Youngs Nachtgedanken, die von Hermes gleichfalls geliebt und bewundert wurden (z. B. I. 3); man erwäge endlich, daß nicht einmal den größten, den ſtärkſten Geiſtern vergönnt iſt, ſich den Bewegungen ihrer Zeit, ſelbſt nicht der widerſpruchsvollſten, zu entziehen, um wie viel weniger ſolchen ſecundären Talenten, wie Hermes?! . . . und man wird, hoffe ich, dieſen ſcheinbaren Widerſpruch genügend begreifen; man wird es begreifen, wie derſelbe Hermes, der ſich übrigens ſo nüchtern, ſo pedantiſch zeigt, an anderen Stellen auch wieder ſchwärmen kann für Morgenröthe und Blüthenduft und Lerchenwirbel und den ganzen übrigen Apparat der damaligen Empfindſamkeit, ſoweit ſogar, daß er, mit ächt romantiſcher Vornehmheit, alle diejenigen, welche dieſe ſentimentalen Entzückungen nicht zu theilen verſtehen, als »feiſte Seelen« brandmarkt (I. 107; vgl. ebendaſ. 21, 357 u. fgg.)

Und endlich man wird auch begreifen, wie dieſer Mann, von dieſer proſaiſchen Weltanſchauung, daß man ſchwören möchte, er habe (wie nebenher bemerkt, die Mehrzahl unſerer Romandichter, Jean Paul an der Spitze) niemals einen Vers gemacht — wie dieſer Erzproſaikus dennoch im Stande iſt,

Digitized by Google

ſeinen Roman durch eine Menge höchſt empfindſamer, höchſt rührender Liederchen zu illuſtriren — Liederchen, die zum großen Theil Geſellſchafts- (um nicht zu ſagen Volks-) lieder jener Zeit wurden und als ſolche dem Roman ſelbſt nicht nur zahlreiche Freunde verſchafft, ſondern ihn auch zum Theil überdauert haben und von denen wir, da die Charakteriſtik unſeres Romans ohne ſie höchſt unvollſtändig wäre, daher auch unter dem Text einige Proben geben wollen. *)

*) Z. B. folgendes an den Mond, III. 232:

Ich ſeh durch Tränenbäche
dich, Mond, du Bild der Ruh.
Auf dieſe Meeresfläche
blikt niemand hin, als du!
In dieſer ernſten Stille
ſei dir, du Gott der Nacht
der tiefſten Wehmuth Fülle
zum Opfer dargebracht.

Oft tanzt' ich, frei vom Kummer
in deinem ſchöne Licht!
oft winkte mir zum Schlummer
dein lächelndes Geſicht.
Und jezt haſſ ich die Freude,
und flieh voll Angſt die Ruh:
und du ſiehſt meinem Leide
vielleicht mit Mittleid zu!

Von Menſchen ausgeſtoſſen
komm ich, verſcheucht, zu dir:
ſieh Tränen! o ſie floſſen
noch nie ſo hell als hier!
nie glükt es meinem Herzen
ſtill wie die Nacht zu ſeyn;
nie brach die Macht der Schmerzen
ſo tief zur Sele ein!

Du Zeuge meiner Qualen
kanſt du vorüber gehn?
Ach! las in deinen Stralen
mich eine Rettung ſehn!

Digitized by Google

Faſſen wir nun dies Alles zuſammen; erwägen wir, daß der Hermes'ſche Roman durchſchnittlich Alles enthielt: Moral,

---

O Mond! wenn auf dem Meere
das oft dein Blik durchlief
ein Freund, ein Retter wäre:
ſo zeig ihn doch mein Schif.

Ferner ans Klavier, ebendaſ. p. 38:

Sei mir gegrüſſt mein ſchmeichelndes Klavier!
Was keine Sprache richtig nennt,
die Krankheit tief in mir
die nie mein Mund bekennt
die klag ich dir!

Dich o Klavier erfand ein Menſchenfreund
ein Mann der traurig war, wie ich,
Er hat, wie ich, geweint!
Voll Kummer ſchuf er dich
für ſich und mich.

Und Heil ſei ihm, Vertrauter meiner Bruſt
Heil ſei dem Mann der dich erfand!
Hat ihn, der Schmerz und Luſt
an deine Saiten band
kein Stein genand?

An die Einſamkeit, ebendaſ. p. 179:

Sei du mein Troſt verſchwiegne Traurigkeit!
Ich flieh zu dir mit ſoviel Wunden!
Nie klag ich Glücklichen mein Leid —
So ſchweigt ein Kranker bei Geſunden.

O Einſamkeit! wie ſanft erquikſt du mich
wenn mein Kräfte früh ermatten!
Mit heiſſer Sehnſucht ſuch ich dich —
So ſucht ein Wandrer, matt, den Schatten.

Hier weine ich. Wie ſchmähend iſt der Blick
mit dem ich oft bedauert werde!
Jezt, Tränen, hält euch nichts zurück —
So ſenkt die Nacht Thau auf die Erde.

O daß dein Reiz geliebte Einſamkeit
mir oft das Bild des Grabes brächte!
So lokt des Abends Dunkelheit
zur tieffen Ruhe ſchöner Nächte!

Digitized by Google

Abenteuer, ja ſelbſt Sentimentalität, was das Publikum damals intereſſirte, erhöht noch und verſchönert durch den Reiz eines beſtimmten vaterländiſchen Locals und einheimiſch deutſcher Sitten, daß dagegen dasjenige, was ihm fehlte, die äſthetiſche Bildung, das Schönheitsgefühl, damals in der That erſt in wenigen, unendlich wenigen Köpfen, einem Leſſing, einem Herder aufgegangen war, während die große Maſſe der Leſewelt noch kein Gefühl, ich möchte ſagen, noch kein Organ dafür beſaß, und mithin auch ſeinen Mangel nicht empfinden konnte; bringen wir ferner in Anſchlag die große Naivetät, die Genügſamkeit des damaligen Publikums, ſowie den Mangel an Unterhaltungsſchriften: — ſo werden wir aufhören, uns über den Erfolg zu wundern, den ein, nach unſerm Geſchmack ſo triviales, ſo langweiliges, ſo unlesbares Buch bei ſeinen Zeitgenoſſen in der That gefunden hat. — Sophien's Reiſe wurde nicht nur, zahlreicher Nachdrücke ungeachtet, in wenigen Jahren dreimal aufgelegt; ſie wurde nicht nur ins Holländiſche, Franzöſiſche, Däniſche überſetzt; es erſchienen nicht nur von fremder Hand Fortſetzungen, Ergänzungen und Anhänge (darunter auch eine Komödie in fünf Aufzügen: Puf van Vlieten, Leipzig 1780; die nähern Angaben ſiehe bei Jördens a. a. O.): ſondern auch der ganze Strom der Unterhaltungsliteratur, der ganze Eifer der Nachahmer, die ganze Betriebſamkeit der Noth- und Brotdichter wandte ſich, von dieſem Beiſpiel angeregt, fortan dem Familienromane zu.

Und wie hätte das Publikum, wie hätten die Nachahmer es anders machen ſollen, da ja die Wiſſenſchaft ſelbſt, die gelehrte Kritik der Journale den Roman als einen vortreffli-

Wie beliebt dieſe Lieder waren, mag man unter Anderm daraus ſchließen, daß eine eigene Sammlung davon erſchien, mit Compoſitionen des beliebten Muſikers Hiller: Leipz. 1779; Jördens II. 399.

Digitized by Google

chen anerkannte? Der Recenſent der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, der ſchon früher genannte Muſäus (ſ. Allg. deutſche Bibl. XV. 1. p. 12—23, XVII. 1. 242—244, XXII. 2. 356—365, XXXIII. 1. 26—35) hat zwar im Einzelnen Manches auszuſetzen: der Plan iſt ihm zu weitſchweifig, zu willkürlich, die Charakteriſtik zu widerſprechend, vor Allem zu roh (vgl. die Stelle über die vielen Prügel, die der Verf. austheilen läßt: XVII. 1. 242) u. ſ. w. Von dem eigentlichen Grundfehler des Buches aber, dem Mangel an Schönheitsſinn und äſthetiſcher Bildung, hat auch er nicht das Mindeſte gemerkt. — Ebenſo der Wieland'ſche Merkur (ſ. Jahrgang 1773, Aprilheft, p. 76—86; 1776, Aprilheft p. 98 fgg.) der zwar bei einer gewiſſen Fraction neu aufſtrebender genialer Köpfe bereits als »Saumerkur« geſcholten werden mochte (Goethe an Merck, I. 137), der dagegen im großen Publikum noch immer als eine Autorität erſten Ranges galt, fällt, nach allerhand kleineren und größeren Ausſtellungen, dennoch das Endurtheil, daß (am erſtcitirten Orte, p. 86) »unter unſern Romanſchreibern, die die Popularität zum Endzweck gehabt hatten, der Verfaſſer an Kenntniß der Welt und Bearbeitung deutſcher Sitten der erſte iſt; und auch die übrigen Vollkommenheiten, in welchen er minder glänzt, wird er vielleicht noch einſt erreichen.« — Freilich hatte (wie gleichfalls aus dem Merckſchen Briefwechſel zu erſehen: I. 86, 90) Wieland ſelbſt den Verfaſſer in hohen Schutz genommen; er weiſt den Recenſenten der zweiten Ausgabe, der kein anderer iſt als Merck, ausdrücklich an, »viel Gutes von dem armen Mann zu ſagen und ſeine göttliche Ägide über ihm walten zu laſſen.« Hinterdrein, wie er das Buch wirklich geleſen, hätte er gern revocirt. Doch ſcheint Merck ſeine Recenſion bereits geſchrieben zu haben; denn ſie iſt, verhältnißmäßig, noch immer milde genug. — Vgl. die eben erſchienenen »Briefe aus

Digitized by Google

. da-
dem Freundeskreiſe von Goethe ꝛc. von Dr. Ka ... ägner, p. 311. —

War es ein Wunder, daß, von ſolchem Beifall des Publikums, ſolchem Lobe der Kritik ermuntert, der Verfaſſer der Sophie ſich wirklich für einen berufenen Dichter hielt und der Leſewelt noch eine ganze Reihe von Romanen lieferte? ein Wunder, daß er, ſo vielfach nachgeahmt, auch ſich ſelbſt nachzuahmen anfing und in zahlreichen, ſchwachen und immer ſchwächern Wiederholungen ſeine eigene Manier breit trat? — Für die Literaturgeſchichte freilich, zumal für unſere gegenwärtige Betrachtung, ſind dieſe Romane ohne allen Werth. Höchſtens das Buch »Für Töchter edler Herkunft« (in drei Bänden, 1787) würde, als ein Unicum unſerer Literatur, eine Erwähnung verdienen, wenn es nicht mißlich wäre, von dieſem Buche überhaupt nur zu ſprechen und dabei doch anſtändig zu bleiben: ſo tief hat ſich die dogmatiſirende Muſe des Verfaſſers hier in den Koth verirrt, natürlich bloß der Abſchreckung und des warnenden Beiſpiels wegen. Weshalb wir denn hier auch von ſeinem (geradezu unglaublichen) Inhalt nichts weiter verrathen wollen, als was Schiller in den Xenien derb, aber richtig ausgeſprochen hat *):

»Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſich befördert zu ſehn.«

*) Siehe Hofmeiſters Nachleſe, III. 109. Nr. 13. Auch noch zwei andere Xenien beziehen ſich auf Hermes, Nr. 14 und 25; a. a. O. 109 u. 125:

Der Kunſtritt.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wolluſt — nur malet den Teufel dazu.

Pfarrer Cizklenius.

Still doch von Deinen Paſtoren und ihrem Zofenfranzöſiſch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Paſtorenlatein.

Das erſte, wie man ſieht, geht gleichfalls auf die „Töchter edler Herkunft," das andere verſpottet die breite, pedantiſch-kokette Manier des Verfaſſers

Digitized by Google

Wen übrigens die Titel dieſer ſpäteren Romane intereſſiren, der findet ſie bei Jördens a. a. O. und noch vollſtändiger in der Engelmann'ſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, 156 fg.

Wie aber kam es nun, woher geſchah es, daß dieſe ſpäteren Romane ſo wenig Beifall mehr fanden? — Die Antwort iſt zum Theil ſchon im Obigen gegeben: weil Hermes in ihnen Nachahmer ſeiner ſelbſt geworden war und weil das Publikum ſich lieber neuen, friſcheren Kräften zuwandte. Die Hauptſache aber war, weil jenes Schönheitsgefühl, das bis dahin das Eigenthum wenig bevorzugter, vornämlich theoretiſcher Geiſter geweſen, inzwiſchen auch ſeinen praktiſchen, ſeinen thatſächlichen Ausdruck gefunden hatte: Goethe, der in Götz und Werther zwei Funken in die Literatur geworfen, an denen ſofort auch die Unterhaltungsliteratur ihr ewig bedürftiges Lämpchen anzufriſchen ſuchte. Auf die Sophie folgt der Siegwart; der hiſtoriſche, der Ritterroman läuft dem Familienroman den Vorrang ab; die Spieß, Cramer, Schlenkert bringen Hermes und Conſorten in Vergeſſenheit: bis, gegen Ausgang des Jahrhunderts, in Verbindung mit den politiſchen Ereigniſſen der Zeit, auch hiegegen wieder eine Reaction erfolgt, durch welche die Familiendichtung aufs

---

im Allgemeinen; alle drei, nach Hoffmeiſters ausdrücklicher und, wie man weiß, authentiſcher Angabe, haben Schiller ſelbſt zum Verfaſſer. — Dagegen, wenn Hoffmeiſter p. 109 die Bemerkung macht, daß „wie ich aus guter Quelle weiß, Schiller dieſen letztern Roman (Sophien's Reiſe) in arbeitsfreien Stunden, um ſich zu beruhigen, gerne las:" ſo wird dies „gerne" ohne Zweifel ſehr cum grano salis zu verſtehen ſein. Naturen, von ſo ungeheurer Anſpannung, wie Schiller's, brauchen auch ebenſo gewaltige Abſpannungen; wenn er dieſe bei Sophien's Reiſe geſucht und gefunden hat, ſo beweiſt das nichts weiter, als was wir ohnedies ſchon wiſſen: nämlich daß Sophien's Reiſe, wie der ganze Hermes, für den äſthetiſch gebildeten Geſchmack unermeßlich langweilig iſt. Trauriger Ruhm eines Buchs, von einem großen Genius als Schlafpulver gebraucht zu ſein!

Neue an die Reihe gebracht wird, freilich auch ſie inzwiſchen in veränderter, erweiterter Geſtalt: als Iffland-Kotzebue'ſches Rührſpiel, als Lafontaine'ſcher Roman.

Davon bei einer andern Gelegenheit.

Digitized by Google

Miscellen und Notizen.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Über Daniel Morhof und ſeinen Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie.

Von Richard Treitſchke.

In einer Zeit, wie die unſere, in welcher die Literatur und die Äſthetik noch immer eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, wird es, hoffe ich, nicht ohne Intereſſe ſein, an einen Mann zu erinnern, an welchen ſich die erſten Anfänge unſerer literariſch äſthetiſchen Kritik anknüpfen. Morhof, unbedingt anerkannt als der erſte Begründer einer allgemeinen Literargeſchichte, hat auch ſchon ein Buch über die Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie geſchrieben — ein Buch, welches eben den Grundſtein unſerer literariſch äſthetiſchen Kritik bildet, und das um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit verdient, je unbilliger (ich ſage nicht unrichtiger) der neueſte und ausgezeichnetſte Geſchichtſchreiber unſerer Literatur daſſelbe beurtheilt hat.

Vorerſt jedoch dürfte ein Blick auf das Leben und das ganze literariſche Wirken des Verfaſſers dienlich ſein.

Daniel Georg Morhof war geboren zu Wismar in Meklenburg den 6. Februar 1639. Sein Vater war Juriſt und Notar. Die Bildung des Knaben war ſehr ſorgfältig; er hatte, erſt vierzehnjährig, ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht. Als auffällig iſt zu bezeichnen, daß er frühzeitig Carion's Chronikon (Allgem. Weltgeſchichte) las und viel muſikaliſchen Unterricht genoß. Im ſechszehnten Jahre beſuchte er das große Pädagogium zu Stettin, wo der bekannte Polyhiſtor Mikrälius Rektor war. Dieſes Pädagogium bezweckte eine unmittelbare Vorbereitung zur Univerſität; encyklopädiſche Anleitungen zu den Facultätswiſſenſchaften wurden hier ertheilt. Hier trieb Morhof Mancherlei und Verſchiedenes durcheinander; namentlich aber Hebräiſch und Juris-

Digitized by Google

prudenz. Sein Wiſſenstrieb war ſtark; dazu kam eine unruhige Einbildungskraft. Am meiſten ſchloß er ſich in Stettin an den Humaniſten Schäv an, der zugleich Doctor medicinae und Kenner der Philoſophie der Zeit, der carteſianiſchen, war. Durch dieſen ward er zur Poeſie angeregt; er machte deutſche und lateiniſche Verſe, letztere vorzüglich dem Statius nachgeahmt. — Im Jahre 1657 bezog er die Univerſität Roſtock. Er legte ſich hier eine Zeitlang auf die Rechte; doch blieb ihm immer der Hang zur Polymathie. Da ſich in Roſtock Andreas Tſcherning, der zierliche Schüler Opitzens, als Profeſſor der Poeſie befand, erwachte auch ſein poetiſcher Trieb wiederum ſtark. Auch lebte dort Joh. Wilhelm Lauremberg, jener witzige Satiriker in plattdeutſcher Sprache, für welchen er immer eine Vorliebe behalten hat. Sonſt ſchrieb er auf dieſer Univerſität eine lateiniſche Disputation, die ſehr charakteriſtiſch für ihn iſt: De jure morborum. Er wollte, als ein recht Vielſeitiger, Recht und Medicin in einer Schrift umfaſſen. — Im Jahre 1660 empfahl ihn ein komiſches lateiniſches Gedicht auf einen Storch dem Herzoge Guſtav Adolph von Meklenburg dermaßen, daß ihm die vacante Profeſſur der Poeſie übertragen ward. Aber das Polyhiſtorleben und Weben ſetzte er dabei fort. Alsbald macht er eine Reiſe nach Holland und wird Doctor juris zu Franeker. Öffentlich las er gewöhnlich über Claudiens Raub der Proſerpine; privatim hielt er juriſtiſche Vorträge; im übrigen ſchrieb er fortwährend die verſchiedenartigſten Bücher. — Im J. 1665 ward er vom Herzog Chriſtian Albrecht von Holſtein als professor eloquentiae et poëseos an die von ihm neugegründete Univerſität Kiel berufen. 1670 macht er während der Hundstagsferien eine Reiſe nach Holland und England. Dort kommt er in die Bekanntſchaft der ihrer Zeit berühmteſten Philologen Grävius und Gronov: jener ein geſchmackvoller und kritiſcher Reformator der Philologie, ein Gegner des zeitherigen todten Alterthumskrams und Wiederherſteller des lebendigen Worts; dieſer der allergelehrteſten Antiquare einer. In London hält ihn lange die großbritanniſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften feſt, die allerdings, als erſte gründliche und ernſte Forſcherin der Natur, zu den allerſchönſten Blüthen jener Zeit gehört. Er lernt den Naturforſcher und Vervollkommner der Luftpumpe, Robert Boyle, kennen. Er macht hier das Experiment, das er eben in Holland von einem Weinhändler geſehen, Trinkgläſer durch den Klang der Stimme zu zerbrechen. Ich führe an, daß er auf dieſer Reiſe zweimal in Lebensgefahr kam; einmal durch Schiffbruch, ſo daß man ihn ſchon todt glaubte, und das andere Mal — von einem Bücherballen getroffen, der von einer Winde herabfiel. Er

war aber auch eine kränkliche und durch Arbeiten geſchwächte Gelehrtennatur. **1671** verheirathete er ſich und zeugte mehre Kinder. Allein ſchon **1691** hatte er ſich zu Tode gearbeitet; das Bad zu Pyrmont konnte den zerſtörten Unterleib nicht wieder herſtellen. — Seinem akademiſchen Amte lag er pflichtgetreu ob. Er befolgte bei ſeinen Vorleſungen drei Hauptgrundſätze: 1) das allgemein Nutzbare beſonders hervorzuheben, 2) die neueſten Forſchungen zu berückſichtigen, und 3) eingeſchlichene Irrthümer nach Kräften zu berichtigen; ſo drückt er ſich ſelbſt darüber einmal in einem Programme aus. — Bemerkenswerth iſt wohl noch, daß er ein und ein halbes Jahr für den Vortrag der Univerſalgeſchichte nöthig hielt. — Er war, wie geſagt, ein ungeheurer Arbeiter. Überall und aller Orten arbeitete er, bei Tiſche und auf der Reiſe. Sein Gedächtniß war außerordentlich ſtark; er verließ ſich auf daſſelbe auch mitunter etwas zu ſehr. Ein großer Redner war er nicht; aus dem Stegreiſe zu ſprechen, vermochte er gar nicht. Sein Charakter war beſcheiden; ſein Naturell etwas trocken. Er war wenig geſprächig, vorzüglich Fremden gegenüber; mit ſeinen vertrauteſten Freunden jedoch bisweilen ſehr heiter.

Seine Schriften ſind ungemein zahlreich. Es ſind meiſtens nur kurze Abhandlungen, die ſich über die verſchiedenartigſten Fächer verbreiten. »Er war ein haupterudirter Mann und Hauptphilologus, der den ganzen Kreis der gelehrten Welt durchlaufen, und derowegen nirgends ſich lange verweilen wollen,« bemerkt ein Zeitgenoſſe über ihn. Doch verbindet ſichtlich alle Schriften ſammt und ſonders ein gewiſſes gemeinſames Element, ein culturgeſchichtliches. Auch die Naturgeſchichte zog ihn an; doch auch hier wieder beſonders die geſchichtliche Entwicklung der Wiſſenſchaft. Hierbei zeigte ſich eine eigenthümliche Neigung: nämlich die Vorliebe für adeptiſche und chemiſche Schriften. Daran glaubte der ſonſt ſo kritiſche Mann gern, und die wunderlichen und myſtiſchen Schriftſteller dieſer Gattung, namentlich die Alchymiſten, beſchäftigten ihn viel. Mich dünkt, es war eine Art von poetiſcher Stimmung. — Allein am allermeiſten intereſſirte ihn doch Geſchichte und Entwicklung der Sprachen. Ich erwähne unter Anderm ſein wirklich geiſtreiches Buch über die Patavinität des Livius. Er verſtand viele Sprachen, vor allem germaniſche, und war des Engliſchen ſehr gut kundig: damals noch eine ſeltene Kenntniß. Damit verband er eine ziemlich ausgebreitete Bekanntſchaft mit den betreffenden Literaturen. Am eifrigſten jedoch bemühte er ſich für ſeine deutſche Mutterſprache. Dieſe pries er mit patriotiſcher Begeiſterung als eine Urſprache, und ſuchte ſie als ſolche unermüdlich in einer Menge größerer und kleinerer Abhandlungen

Digitized by Google

wiſſenſchaftlich zu begründen. Auch nach ſeinem Tode fand man noch mehre angefangene, zum Theil nur ſkizzirte Schriften über deutſche Sprache und Literargeſchichte, als: **Tract. de Germanorum in rem literariam meritis. — Diss. de linguarum Graecae et Latinae novitate** (worin er das größere Alter der deutſchen Sprache vor der griechiſchen und lateiniſchen erweiſen wollte). — **Origines Teutonicae. — Ars poëtica Germanorum. — Specimen philologiae Teutonicae.** — Verſchiedene deutſch zu ſchreibende philologiſche Abhandlungen über deutſche Sprache. — Das Bedeutendſte dieſes Inhalts iſt eben die weiter unten von uns zu beſprechende Schrift. — Das größte Aufſehen unter allen Morhof'ſchen Schriften erregte aber ſeiner Zeit der **Polyhistor**, obwohl ein unvollendetes Werk. Das iſt denn allerdings auch ein höchſt wichtiges Buch und ſelbſt für unſere Zeit noch nicht ohne Bedeutung. Es enthält eine weitumfaſſende und grundgelehrte allgemeine Literargeſchichte, die erſte, die in Deutſchland erſchienen iſt. Die erſten Bände dieſes Werkes erhielten damals einen außerordentlichen Beifall in den weiteſten Kreiſen der gelehrten Welt. Die kritiſchen Journale Deutſchlands, ja Europas konnten nicht fertig werden mit Beſprechung und Wiederbeſprechung deſſelben. Mit höchſter Freude ward es begrüßt; denn ein längſt gehegter Wunſch, ein Zeitbedürfniß ſchien erfüllt. Es machte Epoche, etwa wie in unſeren Tagen Gervinus' Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen. Hören wir einen bedeutenden Zeitgenoſſen. »Ich muß bekennen,« ſagt Thomaſius (in ſeinen: Ernſt- und ſcherzhaften Geſprächen, Auguſt 1688), »daß mich des Herrn Morhofs ſein **Polyhistor** unvergleichlich affizirt hat, daß ich bei deſſen Leſung öfters geſeufzet und beklaget habe, daß nicht jede von unſern Academieen zum wenigſten einen Morhof hat. Gott laſſe dieſen gelehrten Mann ſo lange leben, bis er die höchſt löbliche und nützliche Arbeit vollendet hat. Vielleicht wird dadurch die Bahn gebahnt, durch welche die Pedanterey und Unwiſſenheit, die ſich bisher unter der Larve einer anſehnlichen und gravitätiſchen Gelehrtigkeit in die Academieen eingeſchlichen und das directorium geführt, ihren Abzug hinwieder zu nehmen gezwungen wird. Ich habe nur den tauſendſten Theil oder ſo zu ſagen die kleinſten atomos von dem, was gut und gelehrt in dieſem **Polyhistor** iſt, angemerkt. Es iſt keine Seite, ja faſt keine Zeile nicht im ganzen erſten Buche, daraus nicht eine verwunderſame Gelehrtheit dieſes Mannes hervorleuchtete. Wenn ſein **Polyhistor** fertig iſt, dann dürfen wir den Franzoſen mit ihrem **Baillet** die Spitze bieten u. ſ. w.« — Ernſt Tentzel ſagt in ſeinen Monatsgeſprächen (Januar 1689, pag. 4): »Ich habe ſolches Buch ſchon mehr als einmal durchgeleſen, und

Digitized by Google

gefällt mir je länger, je mehr.« — »So oft ich den Polyhistor anſehe, ſo oft lerne ich etwas mehr daraus.« — »Dies Buch iſt von ſolcher Importanz, daß man unter tauſenden nicht eines finden würde, das demſelben gleich käme« u. ſ. w. — — Man machte dem Buche allerdings auch den Vorwurf, daß es oft zu eilig geſchrieben. Thomaſius und Tentzel ſelbſt weiſen ihm mancherlei Unrichtigkeiten und Verſehen nach. Morhof geſteht dies ſelber ein und entſchuldigt ſich deshalb mit ſeinen vielen Geſchäften, mit häuslichem Kummer und Krankheit; oft, ſagt er, habe er das Manuſcript, ohne es wieder durchleſen zu können, dem Drucke übergeben müſſen. Er erklärt aber auch: »es ſei ſeine Abſicht nicht geweſen, einen ganz genauen bibliographiſchen Katalog zu liefern (was andere Werke genug leiſteten), ſondern vielmehr, den Studirenden eine unterrichtende Überſicht über die große Maſſe zu geben.« In der That iſt wohl auch die Überſichtlichkeit ein bedeutender Vorzug ſeines Buchs. Dahin ſtrebte überhaupt ſeine Natur und verwandt damit iſt der von ihm zuerſt ausgehende Gedanke der Gründung einer ausführlichen gelehrten Zeitung für Deutſchland. (Polyh. I. c. XVI. p. 180.) Es iſt meines Erachtens das Hauptlob dieſes Mannes, daß er ungeachtet ſeiner zahlloſen Kenntniſſe in jener Zeit wirklich kein Pedant war. »Einen trefflichen Dichter und guten Philoſophen« nennt ihn Leibnitz. (Moller in d. Vorr. z. Ausg. d. Polyhist. p. 22.)

Ehe wir nun das Eingangs genannte merkwürdigſte ſeiner Bücher, das uns hier beſonders intereſſirt, in genauern Augenſchein nehmen, müſſen wir kurz an den damaligen Stand der ſchöngeiſtigen und poetiſchen Literatur und an Morhofs Stellung zu derſelben erinnern. Gervinus erzählt treffend und anſprechend, wie, nachdem der Schleſier Opitz, ein wenig poetiſcher, doch in ſprachlichen Dingen ſinniger Kopf, zu Anfang dieſes Jahrhunderts eine ganz neue, den Holländern entlehnte metriſche Form geſchaffen, zunächſt der Sachſe Flemming einen wahrhaft poetiſchen Inhalt mit dieſer Form bekleidet, welchem ſich Dach und mehre dichteriſche, wenn auch einſeitige Geiſter angereiht; worauf denn um die Mitte des Jahrhunderts Männer wie Zeſen und die Nürnberger Dichter, Harsdörfer und Birken u. A., meiſt nicht unpoetiſche Naturen, die noch etwas ſteife Sprache Opitzens zu ſchmeidigen, den dichteriſchen Ausdruck zu erhöhen und die Verſe mit Hilfe italieniſcher Muſter muſikaliſcher zu machen ſich beſtrebt, woraus freilich viel leerer Klang entſtanden; wie aber faſt gleichzeitig abermals einige talentbegabte Schleſier und Mitteldeutſche und unter ihnen Andreas Gryphius, wohl neben Flemming der bedeutendſte Dichter jener Zeit, mit größeren und bedeutenderen poeti-

Digitized by Google

ſchen Werken hervorgetreten und zugleich aus der Kraft ihres reichern Gehaltes heraus phantaſievoller die Sprache ausgeſtattet, welche jedoch ſehr bald aus Mangel eines feſten philoſophiſchen Geſchmacksprinzipes mit Lohnſtein in Schwulſt ausgeartet; und endlich wird uns dann erzählt, wie um das Ende des Jahrhunderts gegen die eben erwähnte Ausartung eine Reaction durch Chriſtian Weiſe (1642—1708) und mehre Norddeutſche ſich hervorgethan, welche dem Naturellen und Wirklichen in einer Weiſe ſich hingegeben, die recht bald in platte Proſa umgeſchlagen. In die Zeit der Blüthe des Natürlichkeitsprinzips nun fällt das literariſche Leben Morhofs. Schon begann wiederum eine neue Richtung ſich zu entwickeln, welche eine gerechte Mitte zwiſchen jenen Extremen ſuchte und dazu die claſſiſchen franzöſiſchen Muſter empfahl, eine zur Ausbildung der deutſchen Poeſie vielleicht nothwendige Richtung, doch gewiß auch eine bedenkliche, weil ſie allen volksthümlichen Sinn zu untergraben drohte. Jedoch dieſe Partei, deren Hauptleiter der Kritiker Neukirch (1665—1729), war für jetzt nur noch erſt in ihren Anfängen vorhanden. Über jenen auffälligen Wechſel der poetiſchen Stimmungen, jenes unſichere Schwanken der ganzen deutſchen Nationalliteratur kann man ſich nicht wundern, wenn man die ſo gewaltig aufregende Zeit des dreißigjährigen Krieges bedenkt, welche ebenſo die raſchen Übergänge von Überſpanntheit zur Erſchlaffung, von idealer Begeiſterung zur häßlichſten Rohheit, als den Mangel an ruhig philoſophiſchem Durchdenken der poetiſchen Aufgabe erklärlich macht. — Doch jetzt war wieder Friede in Deutſchland. Da ſchien ſich denn auch Zeit zu finden zu einem entſcheidenden Sichauskämpfen der literariſchen Parteien. Aber das ging doch nicht ſo raſch, als es möglich geweſen wäre; denn bald ward Deutſchland von außen her abermals vom Kriege heimgeſucht, und zwar, was die Sache erſt recht böſe machte, durch Einbrechen franzöſiſcher Schaaren. Unſer Ziel war (das fühlte Jeder mehr oder minder) ein feſtes äſthetiſches Prinzip; jeder Theilnehmende, mehr oder minder bewußt, ſtrebte darauf zu. Doch dazu mußten die Franzoſen erſt in jedem Sinne geſchlagen ſein. Erſt Leſſing beſiegte ſie völlig und erreichte damit auch jenes Ziel, in der Mitte des folgenden Jahrhunderts.

Morhof gehört nun zu den Erſten, die einen entſchiedenen Drang zu einem ſichern Urtheil über die deutſche Literatur in ſich fühlten. Er ſuchte es durch hiſtoriſche Betrachtung der Literatur. Wenn er denn nun auch ſein Ziel nicht erreichte, was eben damals nicht möglich war, ſo gelangte er doch zu einem unparteilichen Standpunkte, was damals viel war, und hinterließ übrigens ſeinen nächſten Nachkommen ein förderliches hiſtoriſches Material. Seiner

Digitized by Google

äſthetiſchen Überzeugung nach ſtand er allerdings Chr. Weiſe am nächſten. Aber die Natürlichkeitstheorie, welche in Gedicht und Theorie bei den ſpätern Weiſianern den angedeuteten ausartenden Gang nahm, findet ſich bei Morhof noch in reinerer Geſtalt. Ja, Morhofs Theorie iſt ſogar noch etwas Beſſeres, als die Weiſe'ſche. Dieſe letztere erregte ſeine ganze Theilnahme; er verſtand ſie indeß auf ſeine beſondere Art. Er hatte ſein Syſtem überdies aus Weiſe's Werken abſtrahirt, noch ehe dieſer ſelbſt ſeine Theorie in den »kurioſen Gedanken« zuſammengeſtellt hatte. In einer Stelle »des Unterrichts« tritt er geradezu Weiſe hinſichtlich übertriebener Natürlichkeitsgrundſätze entgegen. Auch Morhof's eigene poetiſche Verſuche beweiſen ſeine in etwas abweichende poetiſche Überzeugung. Ein anonymer Kritiker, der offenbar Weiſianer iſt, bemerkt bei Beurtheilung der Morhof'ſchen Gedichte: »Die Freiheit, deren er ſich bei der Conſtruction und anderweit bedient, iſt bei einem Manne von ſolcher Autorität mehr zu verwundern, als nachzuahmen. Er pfleget auch dergleichen nicht leichtlich zu gebrauchen, es wäre denn, daß eine artige meditation hinfallen müßte, wo man der Sprache nicht eine kleine Gewalt anthun wollte.« (Unvorgreifliche Gedanken von teutſchen Epigrammatis. Leipz. 1608. S. 60 und 61.) Mit einem Worte: Morhof hatte noch mehr eigentlichen Kunſtſinn als Weiſe. Das läßt ſich auch daraus erkennen, daß ihm Flemming, der von Manchem damals bereits vergeſſen zu werden anfing, alle andern deutſchen Dichter weit zu überragen ſcheint. Auch ähneln ſeine Gedichte den Flemming'ſchen: ſie ſind, wie Gervinus richtig bemerkt, heiter und humoriſtiſch. Er ſelbſt urtheilte ſehr anſpruchslos über ſie. — Ein beſonders anzumerkender Vorzug ſeiner Theorie iſt die von ihm zuerſt aufgeſtellte richtige und ſtrenge Scheidung der Poeſie nach den drei Urformen der Lyrik, des Epos und des Drama. — Ein Epos hält er mit Weiſe und mehren ſeiner Zeitgenoſſen für die gegenwärtige Zeit nicht für möglich; »denn, ſagt er, wem iſt eben gelegen, ſeine ganze Lebenszeit an ſolche Bemühung zu verwenden, deſſen keine Belohnung zu hoffen, darvon auch wenige recht urtheilen können« (S. 619). — Wenn Gervinus zu dieſer Stelle bemerkt: »Unter dieſe Wenigen würde er ſelbſt nicht einmal gehören; denn es iſt auffallend genug, daß unter den vielen Muſtern alter und neuer Poeten, die er anführt, immer gerade die beſten, Homer, Arioſt, Shakeſpeare, Calderon, meiſt nicht einmal mit einem Worte erwähnt ſind,« — ſo bekenne ich, daß mir in dieſem Urtheile etwas Unbilliges zu liegen ſcheint. Vorerſt darf man wohl ſagen, daß ihn ſeine Zeit nur eben das ſein ließ, was er war. Daß er nicht ausgebildeter als Kritiker war und daß

Digitized by Google

damals ein größeres künſtleriſch vollendetes Gedicht, wie das Epos ſein will, nicht entſtehen konnte — Beides hatte ſein Hinderniß eben in der Zeit. Aber wie man es doch wohl nicht wagen kann, die Möglichkeit des Geborenwerdens poetiſcher Genies durchaus abzuleugnen, eben ſo wenig wird man behaupten können, daß Morhof glücklichere Verhältniſſe nicht zu einem ausgezeichneten Kritiker gemacht hätten. Ja noch viel weniger darf man dies letztere, da unbeſtreitbar das, was er geſchrieben, ihn als einen Mann bekundet, deſſen trefflichen Anlagen nur die Ausbildung fehlte. Wenn er daher den Virgil (den er übrigens ſehr einſichtsvoll auffaßt) dem Homer vorzieht und dieſen nur wenig erwähnt, ſo muß man ſich erinnern, daß damals überhaupt Niemand das Verſtändniß Homer's hatte, daß es ſelbſt den Geſchickteſten nicht erſchloſſen war. Geſchah dies überhaupt eher, und war dies früher möglich, als in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem die dazu nöthigen Vorbereitungsarbeiten vollendet waren? — Daß er aber den Shakeſpear nur dem Namen nach aufführt und ſagt, »er habe von ihm, wie von mehren andern engliſchen Dichtern nichts geſehen,« wer wird ſich darüber verwundern, da es ja bekannt iſt, daß ihn damals außerhalb Englands faſt Niemand kannte? — Der Calderon ſcheint ihm gleichfalls zufällig nicht zugänglich geweſen zu ſein. Daß er übrigens die ſpaniſche Literatur gekannt, und daß ihn namentlich an der Anerkennung des ſpaniſchen Drama's nicht etwa ſteife franzöſiſche Regeln gehindert, werde ich ſogleich unten zeigen. — Was aber endlich Gervinus mit dem Arioſt meint, verſtehe ich nicht recht; denn Morhof erwähnt ihn nicht nur, ſondern lobt ihn ſogar ſehr, und was er an ihm tadelt (Mangel an Einheit), iſt doch am Ende gar nicht ohne Grund.

Wir kommen nun zu dem Buche ſelbſt, das uns zugleich jene Zuſtände noch mehr erläutern wird. Der ganze Titel iſt: Daniel Georg Mohrhofens Unterricht von der Teutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprung, Fortgang und Lehrſätzen, ſammt deſſen Teutſchen Gedichten. Kiel 1682. (2. Aufl. Lübeck und Leipzig 1718). Es ward von den Zeitgenoſſen mit großem Beifall aufgenommen. Das iſt denn ſehr erklärlich; denn Poetiken und »Poetiſche Trichter« hatte man genug, aber noch keine Spur von Geſchichte der deutſchen Poeſie. Die Acta Eruditorum ſagen: es ſei praestanti ingenio magna eruditionis rariorisque doctrinae copia; auch nennen ſie es »ein goldenes Buch« (Liber aureolus), Wagenſeil: »ein preiswürdiges Buch« u. ſ. w. — Es zerfällt in drei Theile.

I. Theil. **Von der Teutſchen Sprache.** 1. Cap. Von der Vortrefflichkeit und dem Alterthum der teut-

ſchen Sprache. Mit Betrachtung derſelben an und für ſich, ſagt er, glaube er beginnen zu müſſen; und um ſo mehr, da es jetzt leider gar zu viele Deutſche gebe, die ihre eigene Mutterſprache andern nachſetzten und ſie als grob und ungeſchickt verachteten. Zuerſt von ihrem Alterthume, der nicht der geringſte Theil ihrer Vortrefflichkeit ſei. Nun ſtellt er die Hypotheſe auf, daß ſie wohl nur jünger, als die ſcythiſche und celtiſche, und eine Schweſter der hebräiſchen ſei. Dies ſucht er ſehr gelehrt mit allerlei Citaten zu belegen. 2. Cap. Daß die teutſche Sprache älter als die griechiſche und lateiniſche. Das gehe zwar aus dem vorhergehenden ſchon hervor; aber ferner ſei zu beachten, daß Philoſophie wie Sprache von den Barbaren auf die Griechen gekommen; das bezeugten die Griechen ſelbſt, namentlich Plato (im Kratylus). Das Römiſche ſei aus dem Griechiſchen entſtanden. Die Namen der älteſten Völker und Städte ſeien celtiſcher oder galliſcher Abkunft; Altdeutſch aber und Galliſch wenig unterſchieden [widerſpricht freilich den neueren Forſchungen]; die Namen der Städte und Flüſſe geben die beſte Nachricht von den Sprachen. Nachricht von den germaniſchen Völkern in der Krim, deutſche Wörter in den meiſten Sprachen der Welt; ſogar in den amerikaniſchen. (Alles mit erſtaunlicher Gelehrſamkeit belegt). 3. Cap. über den nähern Zuſammenhang der teutſchen mit der griech. u. lat. Sprache. Je älter die Völker, deſto mehr den deutſchen ähnlich u. ſ. w. 4. Cap. (Von mehrern Gründen der Herleitung.) a) Je einfältiger und gröber eine Sprache ſei, deſto älter und ungemiſchter ſei ſie; ſo die alte oskiſche und tuskiſche Sprache, aus der zunächſt die lateiniſche entſtanden. 5. Cap. (Fortſetzung.) b) Vielſylbige Wörter müßten von einſylbigen hergeleitet werden. Wenn man die Endungen der griech. und lat. Wörter hinwegnähme, ſo ſtänden die nackten deutſchen Wörter da. Dies ſähe ſelbſt Dufresne ein, wenn er es gleich aus Mangel genauerer Kenntniß des Germaniſchen nicht nachweiſen könne. 6. Cap. (Fortſ.) c) Die Veränderung der Buchſtaben, Vokale und Conſonanten ſei wohl zu beachten. »Die allzugroße Gleichheit der Wörter ſei viel verdächtiger, als wenn einiger Unterſchied in den Wörtern ſei, es wäre denn, daß eine Gleichheit der Bedeutung da ſei, welches die erſte und beſte Art der Etymologie.« Mehre Beiſpiele werden als Belege gegeben. »Vokale werden am meiſten geändert nach der Gleichheit und nach der natürlichen Neigung des Landes.« (Nachgewieſen aus der franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Sprache.) [Die beiſpielsweiſe gegebene Etymologieen ſind gewiß mitunter ſehr richtig, wie z. B. Schleim,

Digitized by Google

Lehm, limus]. 7. Cap. (Fortſ.) d) die Gleichheit der deutſchen mit der griechiſchen und lateiniſchen Sprache laſſe ſich wohl am leichteſten an den Benennungen nachweiſen die vom Menſchen und deſſen Theilen genommen. [Hier bringt er gewiß viel Wahres, z. B. γύνη, angelſ. cwen, und ſonſt in verſch. germ. Spr.: Quind, Kun, Konr. Im Angelſ. Cynne (genus, generatio), Cennan (parere). Im Neuhochd. Kind; dazu d. Griech. u. Lat. gigno, geno, γείνομαι, γεννάω u. ſ. w. — vgl. Jak. Grimms deutſche Rechtsalterthümer S. 230].

II. Theil. **Von der teutſchen Poeterei, Urſprung und Fortgang.** 1. Cap. Von den Aufnahmen der reimenden Poeterei bei fremden Völkern, und zwar erſtlich von der Poeterei der Franzoſen. Die ausländiſchen Nationen ſollen als Einleitung dienen für die deutſche Poeſie. — Die Franzoſen jedenfalls eine »ſinnreiche Nation.« Sie haben frühzeitig die Poeſie ausgeübt. Nachricht von den Troubadours und ihr großes Lob. »Die Italiener haben den Provençalen viel Erfindungen abgeſehen.« Schilderung der poetiſchen Spiele und der cours d'amour. (Claude Fauchet und Jean Notredame werden citirt). — Clement Marrot. »Seine Epigramme haben vor allen andern den Preis; die nach ihm geſchrieben, haben ſich ſeiner Erfindungen wohl zu Nutze gemacht.« **Ronsard.** »Er iſt von den vornehmſten gelehrten Leuten einem Phönix gleich gehalten worden.« **Du Bartas**, Verf. eines Epos von der Weltſchöpfung [von Morhof's deutſchen Zeitgenoſſen ſehr hoch gehalten], »iſt einem Historico als einem Poeten mehr ähnlich.« **Malherbe**, »hat die größte Lieblichkeit und Kunſt zuſammen verbunden.« Molière hat »die Regeln des Ariſtoteles weit überſchritten. Er iſt aber dennoch glücklich geweſen, und hat ſeine verwegene Sinnlichkeit ſich bei Allen beliebt gemacht, ob er gleich wider die Comödiengeſetze die vornehmſten Leute des Hofes und des Landes auf den Schauplatz gebracht und mit ihnen ſeinen Scherz getrieben. Sein Misanthrope iſt wohl eines der beſten Spiele, die er je gemacht.« — In der Tragödie hat man den Corneille und Andere gehabt, welche das Ihre wohl gethan; »aber es iſt nicht die Kraft der Wörter und der Ausbildungen, welche bei den Griechen iſt.« Urtheil von den Franzoſen im Allgemeinen: »man findet insgemein Lebhaftigkeit und Sinnlichkeit in Worten und Gedanken. Sie ſind geſchwind und weitſchweifend, ungeduldig zu langem Nachſinnen, überflüſſig in der Rede, welche natürliche Eigenſchaft ſie zu hohen tiefſinnigen Werken ungeſchickt macht.« (Dazu der Rapin angeführt). 2. Cap. Von der Italiener Poeterei. »Dante iſt voll

von alten Wörtern, unter welchen doch ein tiefſinniges Weſen ſteckt.« — »Arioſto iſt groß und hoch von Geiſte, ſeine Ausbildung iſt verwunderlich; ſeine Beſchreibungen ſind Meiſterſtücke; aber das Systema des Werkes an ihm ſelbſt, hat nicht die Vollkommenheit, die es haben ſoll — er vertieft ſich allzuſehr in ſeinen episodiis und erfüllt Alles mit weitſchweifenden Romaneinfällen.« — »Taſſo übertrifft den Arioſto weit in ſeinem erlöſten Jeruſalem, einem rechten Meiſterſtücke, womit die Italiener allen andern Nationen Troz bieten können.« [Der feine anmuthige Hauch der Arioſtiſchen Poeſie ging allerdings dem Kritiker verloren, wie wohl faſt allen Leuten damals in Deutſchland, das im Vergleich zu Italien noch unmündig war; daher ſeine Bevorzugung des Taſſo. Dennoch hat er im Tadel des Arioſt Recht.] 3. Cap. Von der Spanier Poeterei. Die Spanier haben viel Fähigkeit zur Poeſie. Allein »die ſpaniſchen poëmata ſind mit romäniſchen Schwärmereien angefüllt.« — »Die artigſte Satyre, die jemals gemacht werden kann, iſt des **Cervantes** (**Secretarii bei dem Duc d'Alba**), welche **Don Quixote** genannt wird; wodurch er den romäniſchen Geiſt der ſpaniſchen Landart ſo durchgezogen, daß nichts zierlicher kann gedacht werden.« — **Lope de Vega**. »Er hat ſich an keine Regeln der Kunſt gebunden, ſondern die Feder laufen laſſen, wohin ſie die Gedanken geführt. Bei ihm machte die unitas actionis, probabilitas und anderer Dinge keine große Sorge. Dieſes fand ſich gar ſelber und die Gabe ſeiner ſinnreichen Einfälle machte Alles angenehm.« [Es gab zu Morhof's Zeit noch Viele, die ſich durch den franzöſiſch verſtandenen Ariſtoteles die Augen nicht hatten blenden laſſen.] 4. Cap. Von der Engländer Poeterei. »Wir ehren dieſe ſinnreiche Nation und halten ſie hoch und werth, wünſchen aber, daß zu aller ihrer Vollkommenheit noch dieſe hinzukomme, die Beſcheidenheit, von ihnen ſelbſt und von andern Völkern zu urtheien.« [M. ärgert ſich ganz beſonders über einen engliſchen Schriftſteller, der neben dem Engliſchen alle übrigen Sprachen verachtete. Da nennt er denn die engliſche »eine Baſtardteutſche, auch durch Vermiſchung und weibiſche pronuntiatio ſogar verdorben, daß ſie ſchier nichts Männliches an ſich hat; was aber Gutes an ihr iſt, einzig und allein der teutſchen, die ihre Mutter iſt, zuſchreiben muß. — In der Poeſie hat ſie dies eigne, daß ihr viel ziemlich verkrochen und dunkel ſowohl in der Zuſammenſetzung der Wörter, als in dem Verſtande ſelbſt ſind. Denn gleich wie ſie mehr mit verſchloſſenem Munde ſprechen, als andere Völker, ſo iſt ihre Rede auch geartet. Sie belieben die Tiefſinnigkeit und in

Digitized by Google

ihren Verſen haben ſie faſt allezeit metaphyſiſche und weitausſchweifende conceptus, worauf keine andere Nation leichtlich denken ſollte, und welche der Sache ſelbſt allzuweit entlegen.] — Von den dramatiſchen Poeten Shakespeare, Beaumont und Fletcher hat M. »nichts geſehen.« Aber Ben Johnſon hat gar viel geſchrieben, »welcher meines Erachtens kein geringes Lob verdient. Er iſt in griech. u. lat. Autoribus wohl beſchlagen geweſen. Die Ausbildungen ſind kräftig und lebhaft.« 5. Cap. Von der Niederländer Poeterei. [Sehr genaue Geſch. d. niederl. Poeſie, die ich hier übergehe.] »Die Poeterei der Niederländer iſt von der teutſchen nicht unterſchieden, ja ſie iſt ſelbſt teutſch, und die Wörter dieſer Sprache haben mehr von dem alten Teutſchen, als irgend eine andere. Die hochteutſche iſt gegen ſie ein gar neuer dialectus.« — 6. Cap. Von der teutſchen Poeterei und zwar von der erſten Zeit. [Die deutſche Poeſie iſt d. Verf. uralt. Die Stelle bei Tacitus vom barritus wird angeführt, wie es ja noch jetzt faſt von allen deutſchen Literatoren geſchieht. Rudbeck, der behauptet, jene Geſänge ſeien ſchwediſch geweſen, wird widerlegt. M. bedauert wehmüthig den Untergang jener älteſten Lieder. Aber die Teutſchen ſeien mit daran ſchuld. »Es iſt traun unverantwortlich,« ſagt er, »daß man dergleichen Alterthümer ſo im Finſtern ſtecken läßt, und ſie nicht zur Ehre der teutſchen Nation hervorgegeben werden,« (vieles ſei noch in Bibliotheken verſteckt, meint er.) »Wäre bei uns ein ſolcher Fleiß, ſolche Dinge hervorzuſuchen, der jetzo bei den Schweden iſt, welches an ihnen zu loben, die faſt alle Winkel ihres Landes durchſuchen, um etwas von ihren Antiquitäten zu finden, wir würden auch das Unſrige zeigen können. Man findet hergegen bei den unſrigen wohl ſo unartige Leute, die die alten Schriften lieber die Motten und Mäuſe verzehren laſſen, als daß ſie Jemand ihre Archive und Bibliotheken durchſehen laſſen.«] — 7. Cap. Von der andern Zeit der teutſchen Poeterei. Karls d. Gr. Bemühungen. Willram's Paraphraſe. »Derſelbe gehört wohl nicht unter die teutſchen Poeten, aber er iſt werth, daß wir ihn hier berühren. Es iſt ein ſchönes Denkmal der alten Sprache und kann man einen ſonderlichen Verſtand darinne merken.« Ottfried. »Unter dieſen ſo groben Kittel der Sprache iſt ein guter Geiſt verborgen.« Die ſchwäbiſchen Minneſinger. [Sie waren damals nur in wenigen Bruchſtücken vorhanden, die Maneſſiſche Sammlung noch lange nicht gefunden.] »Wer weiß, wo ſie itzo ſtecken? und ob nicht ſchon der meiſte Theil von ihnen umkommen.« Er billigt das Urtheil des ebenſo freiſinnigen als deutſchgeſinnten Taubmann über die alten ſchwäbiſchen Dichter: »Haec profecto talia sunt, prae

quibus genuinus aliquis Germanus Graecos Latinosque poëtas faſtidiat,« und verweiſt es ſeinen Landsleuten, »daß ſie nicht bei ſolcher Art zu poetiſiren geblieben, ſondern ſich je mehr und mehr verſchlimmert.« — Vom Windsbeck ſagt er, »das Gedicht ſei ſo herrlich, daß auch die jetzige Zeit nichts daran zu verbeſſern finde. Ich muß geſtehen, daß es mir eine große Ergötzung ſei, dieſe alten Schriften, und inſonderheit des Windsbecks zu leſen, darinnen wahrlich eine große Weisheit ſteckt und faſt kein Wort vergebens geſetzt iſt.« — Im Heldenbuche ſeien mehre alte Lieder. »Die Sprache giebt es, daß ſie ſogar alt nicht ſind, glaube aber, ſie ſind von etlichen Klüglingen in eine andere Form gegoſſen, wie andern Werken auch geſchehen iſt.« — Von den Meiſterſängern führt er Bruchſtücke an. Er erkennt, »daß ſie an Güte abgenommen.« — Theuerdank. »Die Erfindung iſt nicht ungeſchickt, wiewohl an den Verſen nichts Künſtliches.« — Reinecke Fuchs. M. iſt im Unklaren über den Verf. »Ein überaus ſinnreiches Buch, worinnen unter einer Fabel der Lauf der Welt und alle höfiſchen Sitten und Streiche ſo artig abgebildet werden, daß von keinem alten Poeten ſolches beſſer hätte vorgeſtellt werden können. Es mögen billig alle Niederſachſen dieſes Buch als eine Frucht eines wohlgeſchliffenen Verſtandes werth und in Ehren halten. Wer die niederſächſiſche Sprache verſtehet und davon urtheilen kann, ſiehet wohl aus der Fügung der ganzen Rede, daß es einheimiſcher und nicht fremder Abkunft ſei.« — Von Hans Sachs, »er ſei nicht ohne Geiſt.« [Wir können hier den ganzen Inhalt des Capitels nicht ausziehen; es iſt ſehr inhaltsreich und mit großer Liebe geſchrieben. Es verbreitet ſich über das Leben der mittelalterlichen Dichter ausführlich; beſchreibt die Einrichtung der Meiſterſängerſchulen, und führt viele altdeutſche gedruckte und ungedruckte Lieder, namentlich Volkslieder an; erwähnt außerdem noch den Freidank, Hugo von Trymberg, Peter von Dresden, Sebaſtian Brand, Geiler von Kaiſersberg u. A. faſt immer mit treffenden kurzen Urtheilen.] — 8. Cap. Von der nordiſchen Poeterei. In dieſem Cap. macht M. eine Epiſode, welche er für nothwendig hält. »Es ſei zuzugeben, daß die nordiſche Poeſie wenigſtens eben ſo alt ſei, als unſere Deutſche.« Die beiden Edden werden mit Aufmerkſamkeit behandelt, auch der Alliteration gedacht. Sodann geht er über auf finniſche Dichtkunſt und führt ein artiges Bärenlied in der Überſetzung an. Endlich kommt er zu lappländiſcher Poeſie, die er bewundert. »Wenn ich dieſe Einfälle betrachte, ſo ſind ſie wahrlich nicht ohne Geiſt, wie denn das eine recht ſinnreich iſt.« [Er führt

Digitized by Google

verdeutſcht ein lappiſches Liebeslied an, das allerdings allerliebſt iſt.] Darauf fährt er fort, man kann ſagen auf Herder'ſche Weiſe angeregt: »Nun ſehe mir Einer dieſen Lappländer, wie artig er die Bewegungsfiguren zu gebrauchen weiß, ſein Verlangen darzuſtellen, was er für zierliche Gleichniſſe und Bildungen in dieſen Liedern habe. Dies Alles klingt in der Mutterſprache noch beſſer, weil darinnen figurae dictionis, appositiones, anadiploses vorkommen, die ſich im Teutſchen nicht wohl ſchicken, welche aber dem Hirtenliede ſehr wohl anſtehen und eine ziemliche Einfalt vorſtellen. Dieſes Lied kann ſicherlich der Meiſterſänger Kunſt beſchämen.« (Das bringt d. Verf. zum Schluß noch auf den Gedanken, ein intereſſantes peruaniſches Liedchen in lateiniſcher Überſetzung aus Garcilasso de la Vega abdrucken zu laſſen.) — 9. Cap. Von der dritten Zeit der teutſchen Poeterei. Opitz wird mit Achtung gewürdigt, doch auch ſeine Vorgänger, wie Daniſius, werden genannt. Darauf aber heißt es: »Ich gebe ihm (dem Kritiker Buchner) Beifall, daß Opitz zu ſeiner Zeit der vortrefflichſte Poete geweſen, vermeine aber, daß die teutſche Tichtkunſt in Herr Flemmingen noch höher geſtiegen. Denn in Wahrheit es denkt ein unvergleichlicher Geiſt in ihm, der mehr auf ſich ſelbſt, als auf fremde Nachahmung beruht. Wir haben an ihm denjenigen, den wir den Franzoſen und Italienern entgegenſetzen können, und wo einer bequem geweſen, ein vollſtändiges Epicum poëma wie Tassus und Ariostus hervorzugeben: ſo hätte es dieſer vor allen andern ſeinen Landsleuten vollführen können. Die elocutio iſt am gebührenden Orte herrlich und heldenmüthig; in den Oden lieblich und ſinnreich; die Ausbildung kräftig; die Erfindung angenehm und beſonders, und iſt dieſen allen eine ſonderliche aus der Sache ſelbſt fließende, nicht weit geholete und mit harten metaphoris verblümte Scharfſinnigkeit vermiſcht. Ja, es mag mit Ehren von ihm geſagt werden, was er ſelbſt in ſeiner Grabſchrift ſetzt, daß ihm kein Landsmann gleich geſungen. Ich kann mich aber nicht genug verwundern, daß man ſo wenig Werks von ihm gemacht und ſeine Tugenden nicht in höherem Werthe gehalten. Hr. Schottel hat ihn ſehr kaltſinnig gelobt, wenn er ihm keinen andern Lobſpruch als eines guten luſtigen Poeten beilegt. Hr. Hoffmann lobt nichts anders an ihm, als daß er ein feines Sonett geſchrieben. Welches, ob es zwar wahr iſt, denn er hierinnen unvergleichlich geweſen, ſo war doch ein weit mehreres an ihm zu loben. Wir ſind dem ſeeligen Hrn. Olearius ſehr verpflichtet, der uns die herrlichen Schriften dieſes Mannes erhalten und der gelehrten Welt mitgetheilt« u. ſ. w. [Ich habe dies ſo durchdachte und ſeinen Gegen-

Digitized by Google

ſtand ſo durchdringende Urtheil vollſtändig mitgetheilt, weil wohl nichts beſſer Morhof's kritiſche Fähigkeit ſowie ſeine Stellung zur Literatur der Zeit charakteriſiren kann.] Andreas Tſcherning, »deſſen Frühling und Vortrab des Sommers viel ſchöne Gedichte hat, welche Hr. Opitzens ſeinen auf alle Weiſe und Wege können gleich geſchätzt werden.« [Man ſieht, Opitz genügt ihm wegen der Dürftigkeit ſeiner Erfindung nicht. In der That hat auch Tſcherning, der wenige Gedichte geſchrieben, außer einer wohlklingenden Form, mehr Phantaſie als Opitz.] »Riſt darf auch nicht vergeſſen werden, welcher eine fließende Art Lieder zu ſchreiben gehabt.« [Die Weiſe, wie hier Riſt beurtheilt wird, erſcheint wohl halbweg billigend, doch nicht eben ſehr warm. Riſt hatte wirklich eine fließende Art, d. h. er war gewandt und rüſtig. Aber wahrſcheinlich war er in Hamburg, wo er lebte und erſt 1667 ſtarb, bei Vielen noch in zu gutem Andenken, als daß ſich M. hätte beſtimmter ausdrücken wollen.] »Dach hat auch ſehr gute Oden geſchrieben.« »Röling (Dach's Nachfolger in Königsberg), mein lieber Freund iſt in ſeinen geiſtlichen Liedern voll tiefſinniger Einfälle und führen eine Flemmingſche Art bei ſich, als die er jederzeit beliebet hat.« [Dach ſprach ihn vielleicht weniger an, weil er oft zu ſehr voll von Todesgedanken iſt, wie Gervinus ſo richtig bemerkt hat. Für Röling ſtimmte ihn wohl nicht blos ſein freundſchaftliches Verhältniß, ſondern auch die gleichartige Bildung. Gervinus Urtheil über dieſen Dichter lautet ganz ähnlich.] »Herr Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau hat eine ſinn- und ſpruchreiche Schreibart nach Art der italieniſchen im Teutſchen geführt. Seine Heldenbriefe nach Art des Ovidii geſchrieben, ſind ſehr zierlich und mit metaphoriſchen Redensarten nach der italieniſchen Weiſe durch und durch gewürzt.« [Dieſes Anerkenntniß kann er dem bereits 1669 verſtorbenen Dichter nicht verſagen; und wirklich dünkt auch wohl uns dieſes Lob nicht zu viel. Nur dürfte aus M's. Worten hervorgehen, daß er den damals noch allgemein hochgeprieſenen Mann nicht etwa Flemmingen gleich geſtellt hätte. Er ſagt nicht von ihm, wie von Flemming, daß er mehr auf ſich ſelbſt, als auf fremder Nachahmung beruhe. Er legt vielmehr zweimal den Nachdruck auf deſſen italieniſche Art, die er ſo gut getroffen.] Von Caspar von Lohenſtein bemerkt er nur, daß er es ſammt Andreas Gryphius »im Trauerſpiele zur höchſten Vollkommenheit gebracht, daß wir den Ausländern nichts darin nachzugeben hätten;« und fügt noch hinzu, daß Lohenſtein »ſehr ſpruch- und ſinnreich in ſeiner Schreibart ſei und eine ſonderliche Art habe, ſehr kurz dieſelbe zu faſſen ſowohl in Trauerſpielen als in Oden.« [Hierzu merke ich blos an, daß

Digitized by Google

Lohenſtein, † 1683, noch lebte, als M. dies ſchrieb. Von den Trauerſpielen iſt unten weiter die Rede.] »Harsdörfer, Birken, Klei haben viel Dinge ſowohl in gebundener, als loſer Rede geſchrieben, denen es nicht an Geiſt, Erfindung, ſinnreicher Ausbildung fehlt. Aber es iſt doch etwas Fremdes dabei, das in den Ohren der Schleſier und Meißner nicht wohl klinget. Sie gebrauchen gewiſſe Freiheiten in Verſetzungen und Beſchneidungen der Wörter, Fügungen der Rede, im numero u. ſ. w. »Herr Chriſtian Weiſens teutſche Gedichte, die vor etlichen Jahren hervorgekommen, mögen billig unter die beſten Geburten dieſer Zeit gerechnet werden. In der ſcherzhaften Art iſt er unvergleichlich, wie ſolches ſeine überflüſſigen Gedanken und andere ſatyriſche Schriften darthun.« [Hier kann ich nicht umhin, die allgemeine Bemerkung einzuſchalten, daß M. vorzugsweiſe Sinn für Auffaſſung des Heitern und Komiſchen beſitzt. Seine Vorliebe für Flemming, ſeine Urtheile über Don Quixote und Reinecke Fuchs, und nun hier wieder über Weiſes komiſche Sachen, die entſchieden den übrigen dieſes Schriftſtellers vorangehen, beweiſen dies hinlänglich.] Hieran ſchließt M. die Beſprechung einer ſatyriſchen Schrift wider die elenden Dichterlinge und Verſemacher, welche damals erſchien und viel Aufſehen machte: Hartmann Reinholds (Riemers) Reime dich oder ich freſſe dich; oder, Schelten und ſcheltenswürdige Thorheit böotiſcher Poeten in Teutſchland zu ſonderbarem Nutzen und Ehren vorgeſtellet. »Eine gar ſinnreiche ſatyriſche Schrift wider dergleichen unzeitige Reimer, — ſo artig abgemalet, daß nichts darüber iſt.« [Auch Gervinus findet dieſe Satyre treffend und witzig.] Hierauf folgt die Bemerkung, daß ſich auch oft bei gemeinen ungelehrten Leuten die Gabe der Poeſie finde; man möge nur an den Trompeter Gabriel Voigtländer denken; daß es hingegen auch künſtleriſch gebildete Poeten gebe, die ſehr unartig ſeien, unter welche z. B. Zacharias Lundt zu rechnen. — Übergang zu der Poeſie der Frauen. Hier zeichnet er vorzüglich die Sibylla Schwarz aus, ein zartes junges Mädchen, die bereits in ihrem ſiebzehnten Jahre ſtarb; ein durchaus liebenswürdiges Gemüth, nach ihren Gedichten zu urtheilen. M. theilt mehre ſehr anſprechende Strophen mit [vergl. über ſie: Franz Horn im Frauentaſchenbuche von 1818].

III. Theil. **Von der teutſchen Poeterei an ihr ſelbſt.** 1. Cap. Von der Kunſtrichtigkeit der teutſchen Sprache und deren Fähigkeit zur Poeterei. Entſchiedener Polemik gegen diejenigen, welche die deutſche Sprache barbariſch nennen. Conrings warmes Lob derſelben. Die Arbeiten deutſcher Gramma-

Digitized by Google

tiker. Zu Morhof's Zeiten lebte Schottel, deſſen »Ausführliche Arbeit von der teutſchen Hauptſprache« (1663. 4) der ſchönſte Ausdruck deutſchen Selbſtgefühls und der Begeiſtrung von dem Werthe der Mutterſprache, übrigens für ihre Zeit trefflich iſt (Jakob Grimm ſagt davon, es habe etwas Anziehendes und Poetiſches und leiſte mit löblicher Vaterlandsliebe und unverkennbarem Fleiße ſo viel, als bei unzulangenden hiſtoriſchem Studium möglich geweſen. Deutſche Gramm. I. Ausg. S. LXXIV.) Auch M. urtheilt, »daß Schottels Werk billig allen andern vorzuziehen. — — »Ich vermeine, daß eine Sprache, die durch die Natur und Kunſt zugleich zur Vollkommenheit gebracht, wie unſere teutſche iſt, billig vor allen andern werth zu halten ſei.« — 2. Cap. Von der Orthographia der teutſchen Sprache. — Das E im Plural bei den Wörtern auf el und er ſei zu tadeln. — Von den Dialekten. Er nimmt ſechs Hauptdialekte an: den meißiſchen, rheiniſchen, ſchwäbiſchen, ſächſiſchen, ſchweizeriſchen, bairiſchen. 3. Cap. Von der Etymologia d. t. Sprache. »Daß die Wortforſchung recht von ſtatten gehe, ſollte billig ein vollſtändiges Wörterbuch geſchrieben werden.« »Aber noch zur Zeit iſt nichts Vollkommnes zum Vorſchein gekommen.« (M. hat gründliche Begriffe von ſolchen Lexicis; denn Heinſchens großes Werk: Thes. ling. et sap. Germ. 1616 genügt ihm nicht, weil er zu wenig »von den uralten Wörtern« habe). — Die Puriſten nennt M. abergläubiſch und verlacht ſie. 4. Cap. Von der Syntaxi d. t. Spr. Ähnlichkeit der deutſchen Syntax mit der griechiſchen. — »Einige gehen ſo weit, daß ſie nicht zugeben wolln, daß man (in Verſen) im geringſten die Conſtrukzion ändere, die in prosa gebräuchlich, und vermeinen, daß man alsdann die höchſte Zierlichkeit im teutſchen carmine erhalten.« (Harsdörfer und Klai verſetzen zwar oft die Worte recht ſehr) aber ich vermeine nicht, daß die von Weiſen angeführten Verſe: »Der Himmel mag ſtürmen, mag hitzen und blitzen, Wann unter dem Schirme der Liebe wir ſitzen«, ſo gar zu tadeln. — So ſei auch nicht etwa fehlerhaft: »ich werde gehen ein.« Schon die Griechen und Römer unterſchieden ein genus orationis *πεφυκὸς* und *πεπλασμένον*. Man ſolle es nur verſuchen und in einer Flemmingſchen Ode die Reimworte mit andern erſetzen, es würde noch immer eine ganz verſchiedene Redeweiſe zurückbleiben. (Hier haben wir denn eine der oben bezeichneten Stellen, worin er Weiſen's übertriebener Natürlichkeitstheorie entgegentritt). 5. Cap. Von der Prosodia d. t. Spr. M. ſchätzt die Quantität der Sylben ſchon ſehr nach der Bedeutung der Worte ab. — Deutſche Hexameter betr. »Wir laſſen zwar einem Jeden ſeine über-

Digitized by Google

flüſſigen Gedanken; ich halte aber, daß es eine vergebliche Arbeit ſei, eine Sprache wider ihrer Eigenſchaft ein ſolches Gebäude zu zwingen.« 6. Cap. Von dem Numero poëtico. Virgil ſei hierin unſer allerbeſtes Muſter, bei welchem die Wörter alle an der rechten Stelle ſtehen; kein römiſcher Dichter komme ihm im Rhythmus gleich; Claudian wurde zwar von Einigen pro numerosissimo gehalten, doch er habe ein »durchgehends gleichſam tanzhaftiges Wörtermaß, welches vor ein Heldengedicht nicht ernſthaftig genug ſei und in Vielfältigkeit der Dinge, die vorgeſtellt würden, ſich nicht ſchicke. Taſſo habe auch zu Anfang des vierten Buchs die Lieblichkeit d. ital. Spr. mit harten Conſonanten verſetzt.« — Von M. feinem kritiſchem Beobachtungsgeiſte ſcheint mir Folgendes zu zeugen. »Man hat auch im Teutſchen eine Übereinſtimmung der commatum und membrorum, welche einen großen Unterſchied in der elocutione poëtica macht. Man leſe Herrn Opitzens und Herrn Flemmings carmina und halte ſie gegeneinander, man wird eine große Ungleichheit dieſes rhythmi halber finden. Denn bei dem Flemming ein concitatior numerus ſich findet als bei dem Opitz. Eben dieſe consonantia, die ex collocatione verborum metrica in einem Verſe kommen, können auch in die strophis der Ode dargethan werden. Denn es iſt auch hier ſowohl eine generalis consonantia strophorum, als eine particularis versuum.« 7. Cap. Von den Reimen, ob ſie nothwendig ſind in der gemeinen Poeſie. Einige hätten geſagt, Reime wären zum Einſchläfern; Andere im Gegentheil, ungereimte wären zum Einſchlafen. Im Engliſchen habe nun Milton die reimloſe Poeſie verſucht — »im Teutſchen hat noch Niemand es zu verſuchen begehrt, iſt auch eine unnöthige Arbeit. Meines Erachtens, wenn Einer die ungereimten Verſe höher als die andern halten wollte, wäre es eben Jemand einer Strohfiedel vor einer wohlgeſtimmten Geige den Vorzug gäbe.« (Hier ſieht man, wie der rechte Sinn für das Weſen der antiken Schönheit damals noch fehlte). 8. Cap. Vertheidigung der Reime. »Der Reim umſchränkt die weitausſchweifenden Gedanken. — Was iſt die Kunſt anderes als eine Nachahmung der Natur? Eben dieſe hat in der griech. u. latein. Sprache die kurzen und langen Sylben veranlaßt, wie ſie uns der Reim gegeben, und wer will hierinnen urtheilen, welches unter dieſe beiden ihr würdigſtes Geſchenk ſei. Es iſt eine große Verwegenheit, den allgemeinen Trieb, den wir bei Italienern, Spaniern, Franzoſen, Teutſchen, Morgenländern und allen Völkern merken, als eine nichtswürdige und thörichte Sache zu verlachen. Man

Digitized by Google

pflegt es vor eine Richtſchnur des Rechtes zu halten, wenn alle Völker darüber einſtimmen; deßhalben das ſo bekannte jus gentium allen bürgerlichen Rechten vorgezogen wird. Warum ſollen wir in Dingen, die zur Kunſt und Wiſſenſchaft gehören, nicht ein Gleiches behaupten können? Es hat überdem ein jegliches Saeculum ſeinen ſonderlichen Genium, der ſich wie in allen Dingen, alſo auch in Wiſſenſchaften und Künſten hervorthut, welchem Niemand mit ſeinem eignen Witze zu widerſtreben vermag.« (Wer ſollte ihm nun hier wieder nicht ganz beiſtimmen? Hier hat er einen Gegenſtand vor ſich, in dem er ganz zu Hauſe ſein kann: und da iſt er es auch). 9. Cap. Von dem Urſprunge der Reime. Sehr gelehrte Unterſuchung, doch geſteht er, daß kein rechtes Reſultat zu erlangen. Die versus politici des römiſchen Volkes ſeien ohne Zweifel von Einfluß — aber im Grunde wohl »die Natur die Lehrmeiſterin« geweſen. 10. Cap. Von einigen Beſchaffenheiten der Reime. »Die Vermiſchung der weiblichen und männlichen Reime iſt am allerlieblichſten; die *μονοτονία* iſt allezeit verdrießlich.« — »In traurigen Dingen ſchließen die weiblichen beſſer; die männlichen ſind heftig.« 11. Cap. Von der Generibus carminum. — Daktylen hätten ſich ſchon bei den alten Deutſchen gefunden; z. B. beim Ulrich von Lichtenſtein (Beiſpiele); Buchner hätte ſie alſo nicht zuerſt erfunden. — Gereimte antike Metren ſeien eine Bereicherung der Sprache; er fordert dazu auf, es noch mehr zu üben. — 12. Cap. Von den unterſchiedenen Arten der Reimſchlüſſe. »Es hat Niemand in teutſcher Sprache ein ſo ſchönes Sonett geſchrieben, als Flemming, als welches traun keine geringe Kunſt iſt.« — 13. Cap. Von den Erfindungen. »Es iſt die höchſte Staffel eines Verſtandes zu der Vollkommenheit dieſer Kunſt zu gelangen.« — »Harsdörfer macht unter der gemeinen und der poetiſchen Rede einen Unterſchied, wie unter Tanzen und Gehen.« Es müſſen die Wörter und phrases in gebundener wie in ungebundener Rede auch ihre Reinlichkeit und Deutlichkeit haben — »danmehero die viel gemachten dithyrambiſchen Composita, welche Einige ſehr häufen und in ihnen eine ſonderliche Zierlichkeit ſuchen, ſchwülſtige epitheta und periphrases gänzlich zu meiden.« — »Es ſind etliche, welche es für eine ſonderliche Zierlichkeit halten, ja wohl gar unter die Lehrſätze bringen, daß man die Stimme der Thiere mit gleichlautenden erdichteten Wörtern ausdrücken ſoll, welches in allen carminibus nicht zu billigen. (Beiſpiele aus Birken und Klai). — »Was die teutſche Sprache anlanget, ſo iſt ſie zwar bequem genug alle metaphora auszudrücken, nur in dieſem

Digitized by Google

reichet ſie nicht zu, daß ſie die metaphoriſchen epitheta ſo nicht geben kann, wie die Griechen, Lateiner und die heutigen Italiäner. Die teutſchen adjectiva ſind ſo gar unbündig, daß ſie nicht wohl in die üblichen Reimgebäuden ſtattfinden« — — »wird alſo beſſer ſein, man ſuche in teutſcher Sprache die Scharfſinnigkeiten nicht ſo ſehr in methaphoriſchen Beſchreibungen, als in Neben- und Gegenſätzen ganzer ennutiationum, wie Flemming und Andere thun.« — »Die fremden Wörter müſſen auch gemieden werden, worunter doch nicht zu verſtehen die ſchon längſt in teutſcher Sprache das Bürgerrecht gewonnen, als Fenſter, Kloſter u. ſ. w. Lateiniſche und franzöſiſche Wörter haben in einem ernſthaften carmine und in einer abgemeſſenen Rede keinen Platz. In Discoursen (welches Wort auch durch kein teutſches recht ausgedruckt werden kann) in Briefen, in politiſchen Schriften wird man gezwungen dieſelben zu gebrauchen, denn es kann bisweilen viel nachdenklicher dadurch gegeben werden.« — (Von Traveſtien). — »Die Italiäner haben uns dieſe Zierlichkeit, die die Häßlichkeit zur Mutter hat, zu ihrer ewigen Schande erſtlich auf die Bahn gebracht, und haben hernach einige in Frankreich an dieſer Mißgeburt Gefallen gehabt. — Wir wollen uns hier mit dergleichen unfläthigem Weſen nicht aufhalten. Erfreue mich darüber, daß kein Teutſcher ſolches bishere nachgemacht.« (M. war hierin ein ernſter Deutſcher, wie Schiller!) — **14.** Cap. Von den Heldengedichten. Er ſagt, das Heldengedicht ſei das ſchwerſte und erfordere den reichſten Verſtand; man müſſe auch ſeine ganze Lebenszeit darauf verwenden. Virgil, ein Mann von unvergleichlichem Urtheil und hohem Geiſte, ſei hierin der beſte Meiſter. Sodann vertheidigt er den Virgil gegen den allerdings thörichten Tadel, daß er nachgeahmt — »die Erfindung ſteckt nicht ſowohl im Argumente, als in der Austheilung und Ausführung des Werks.« — »Im Teutſchen hätte Herr Flemming ein poëma epicum am beſten ausführen können. Denn er bei der hohen Redensart auch den numerus dieſes carminis ſonderlich zu miſchen weiß, deſſen eine ſchöne Probe in dem Lobe des Soldaten zu Roß und zu Fuß bei ihm zu ſehen iſt.« — »Es iſt eine andere Art der Gedichte, aber in ungebundener Rede, welche dennoch mit gutem Fuge Heldengedichte genannt werden können; denn ſie ſind von dem andern nicht unterſchieden, als blos an dem metro.« (Er meint natürlich die Romance. Die Franzoſen, ſagt er, hätten ſie aufgebracht, doch die Octavia und der Herkuliskus, welche neulich erſchienen, geben den ausländiſchen nichts nach.) — **15.** Cap. Von den Oden. Die Oden müſſen vor Allen auf die Muſik gerichtet ſein. Weiſes Gedichte werden be-

Digitized by Google

lobt. »Die Preußiſchen Lieder, inſonderheit des Simon Dachs ſind ſehr gut, inſonderheit auf die Muſik gerichtet.« — Belebende Figuren ſeien nothwendig, wie man vornehmlich aus Flemming ſehen könne. (Viele Beiſpiele). — Eine Hauptſache ſeien die Ruhepunkte am Ende der Strophen, und mit Recht ſage Dante: »In esse stà e si rinchiude tutto l'artificio della canzone.« — »Trochäiſche Oden ſchicken ſich am beſten, da man ein Verlangen vorſtellt in ſittlichen und Liebesſachen; jambiſche in Scherz- und Scheltgedichten. — 16. Cap. Von den Schauſpielen, Hirten- und Strafgedichten. Dieſes Capitel beginnt gleich mit der bedenklichen Phraſe: »Schauſpiele ſind nicht gänzlich zu verwerfen.« Weiterhin heißt es nur: Andreas Gryphius und C. von Lohenſtein ſeien vortrefflich, von welchen in teutſcher Sprache das Muſter zu nehmen; denn an alten Schauſpielen, wie Jakob Ayrers ſei wenig zu thun, obgleich bisweilen die Einfälle nicht zu verachten, »welche in prosa geſetzet ſeien, gehörten eben hierher nicht, weil ſie mehr actus oratorii, als poëtici.« Hierauf beſchreibt er ziemlich weitläuftig die Pantomimen und Ballets, die damals ſehr üblich waren. (Man würde ſich gewiß ſehr verwundern müſſen, das nicht ſelten geiſtreiche Urtheil M. bei dieſem Punkte wie völlig erblindet zu ſehen, wenn man nicht bedächte, daß einmal die äſthetiſche Bildung zur Beurtheilung größerer Dichtungsformen durchaus noch nicht erſtarkt war. So mit dem Epos. Beim Drama kam aber noch ein größeres Hinderniß dazu. Nicht einmal die Alten nämlich konnten dazu verhelfen. Denn der oft groß genannte Skaliger, dem Seneca's rhetoriſche und froſtige Trauerſpiele hoch über allen griechiſchen ſtanden, hatte dieſer geſchmackloſen Anſchauung eine allgemeine Geltung verſchafft. Daher erklärt es ſich denn auch, daß M. die bombaſtiſchen Tragödien Lohenſteins, eines Dichters, der ihm ſonſt gewiß nicht durchaus gefiel, vortrefflich findet. Er mußte nolens volens; Seneca war ja doch einmal das tragiſche Ideal). — Das Hirtengedicht kann ſein »trochaicum, welches ſich zur Unterredung am beſten ſchickt, auch wohl ein alexandriniſches. — Man kann ſie auch in Oden vorſtellen, wie bei Opitz die bekannte Ode iſt: Corydon, der ging betrübet.« — Strafgedichte. Lauremberg hat 4 ſolcher Strafreden in niederſächſ. Mundart geſchrieben, »deren Artlichkeit nicht zu beſchreiben iſt. Ich ſchätze ſie, was den Charakter und die Erfindung anlangt, den alten gleich und wird derjenige, der die Eigenſchaft dieſer Sprache verſteht, ſie mit großer Luſt und Ergötzlichkeit leſen. Einige haben ſie in die hochteutſche Sprache überſetzen wollen, aber die Zierlichkeit derſelben ganz verderbt.«

Digitized by Google

(Noch heute hält Jedermann dieſe Satyren für köſtlich. M. iſt denn hier wieder heimiſch und in ſeinem Elemente). — Weiſens proſaiſche ſatyriſche Schriften. »Solche Arbeiten können nicht als von tiefſinnigen oder weitſehenden ingenius erſonnen werden.« (Über dieſe Äußerung haben wir allerdings nicht die Dreiſtigkeit Gervinus zu widerſprechen, der ſie unerhört findet). — 17. Cap. Von dem **Epigrammatibus**. »Logaus Epigramme fehlet an Scharfſinnigkeit nichts, nur iſt der numerus bisweilen etwas hart.« —

Digitized by Google

II.

Franzöſiſche Studien.

Von Adolph Laun.

Chénier's Gefangene.

André Chénier iſt merkwürdig nicht nur als ein ausgezeichneter Dichter, in welchem die Romantiker gewiſſermaßen ihren Vorkämpfer zu erkennen haben, ſondern auch als eine äußerſt poetiſche Geſtalt, deren ungewöhnliche und ächt tragiſche Schickſale ſich vortrefflich zur dramatiſchen Behandlung eignen würden. Seine Geburt zu Conſtantinopel (er war der Sohn einer ſchönen Griechin), ſein Heimweh nach dem alten Hellas, für das er gleich unſerm unglücklichen Hölderlin ſchwärmte, und deſſen Geiſt er tiefer und reiner, als irgend ein anderer Franzoſe, und mit bewundernswerther Kunſt in ſeinem widerſpenſtigen Idiom dargeſtellt hat, ſein in Wanderungen und poetiſchen Studien dahinfließendes Jugendleben, ſeine begeiſterte Theilnahme am Ausbruch der weltumwälzenden Ideen, ſein Zurückbeben vor den losgebundenen dämoniſchen Mächten, ſein Streben, ſich im allgemeinen Strudel ſelbſtändig und rein zu erhalten, ſein gefahrvolles, entſchiedenes Auftreten für den König, deſſen letzte Berufung ans Volk er verfaßte, ſein momentan getrübtes Verhältniß zum Bruder Joſeph Marie, ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu den edleren Zeitgenoſſen, ſein Kerkerleben, ſein früher Tod (er ſtarb, die Hand an die Stirn legend, auf der Guillotine mit den Worten: cependant j'avais quelque chose là): das Alles iſt Poeſie der Wirklichkeit, die nur des ſondernden Tactes und der Gruppirung bedarf, um ſich als Roman oder Tragödie vorzuſtellen.

Jener Schimmer von Poeſie und antiker Schönheit, jener

Digitized by Google

Adel und jene Reinheit, die ſeinen Gedichten einen ſo hohen Reiz verleihen, ſind auch über ſein Leben ausgegoſſen; ſie begleiten ihn bis ins Gefängniß St. Lazare, auf deſſen öder Mauer ihm die ſchönſte und letzte Blüthe ſeines Lebens, die Liebe zu Fräulein von Coigny erblüht. Dieſe reizende, ſpäter als Herzogin von Fleury wegen ihres Geiſtes und ihrer Liebenswürdigkeit bewunderte junge Dame ſah an ſeiner Seite dem Henkertode entgegen. Chénier ſchildert uns in zwei aus dem Kerker datirten, kurz vor ſeinem Tode geſchriebenen Elegieen den Eindruck, den ihr Schickſal und ihre Schönheit auf ihn gemacht. Ich verſuche unten, eine derſelben: la jeune captive, möglichſt form- und ſinngetreu wiederzugeben. Dies, ſo viel ich weiß, in Deutſchland, wo Frankreichs wuchernde Effectliteratur immermehr die edleren Blüthen der franzöſiſchen Poeſie verdrängt, noch nicht durch Übertragung bekannt gewordene Gedicht wird in ſeiner Heimath noch immer als ein Muſter ſeiner Gattung hingeſtellt; alle jungen, poetiſch geſtimmten Franzöſinnen wiſſen es auswendig, und der Ariſtarch der franzöſiſchen Kritiker, G. Planche, ſagt von ihm: »Ich glaube kaum, daß unſere Sprache ein Gedicht von gleich rührender Melancholie und gleich anmuthiger Keuſchheit beſitzt.«

Uns Deutſchen kann es beſonders dadurch intereſſant ſein, daß es uns zeigt, wie ſelbſt ein franzöſiſcher Dichter, trotz der hemmenden Sprache, gleich Hölderlin, Göthe und Platen, modernen Geiſt und moderne Empfindung mit antiker Form zu vermählen weiß. Dahin ging überhaupt Chenier's Beſtreben:

»Allumons nos flambeaux à leurs feux poetiques,
Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques,«

ſagt er in ſeinem Lehrgedicht: l'Invention. Man darf ihn daher nur mit großer Beſchränkung als den Vater der romantiſchen Schule anſehen: er war ein Neuerer, aber ein äußerſt beſonnener, ſtets in den Grenzen der Vernunft und eines geläuterten Geſchmackes bleibender. Seine literariſche Bedeutung in Frankreich ſcheint mir eben deshalb in dieſem Augenblicke eine ſehr große zu ſein: denn die neue, wieder dem Claſſicismus ſich zuneigende Reaction in Poeſie und Sprache kehrt etwa zu dem Punkte zurück, wo Chénier ſtand, und von wo aus die Romantiker ihre abenteuerlichen Entdeckungsreiſen unternahmen.

Jene Elegie, die uns, zugleich mit der anderen A Mlle. de Coigny überſchriebenen, in ein poetiſch verſchleiertes Verhältniß blicken läßt, begeiſterte ſchon vor einem Jahre einen jungen belgiſchen Dichter, Eduard Wacken, zu einer von poetiſchem Geiſte durchhauchten, ſchön verſificirten Tragödie, die auf dem brüſſeler Theater mit großem Beifall aufgenommen worden iſt, und die

Digitized by Google

ihren Verfaſſer, wäre er in Paris als geborener Franzoſe aufgetreten, vielleicht neben Ponſard, mit deſſen Manier ſie viel Ähnliches hat, geſtellt hätte. — Durch obige Bemerkungen wünſchte ich das mit Eugène Sue, Alexander Dumas und andern weltbezwingenden Alexandern nur zu ſehr beſchäftigte Publikum auf die immer mehr in Vergeſſenheit gerathenden wirklichen Dichter Frankreichs und beſonders auf den liebenswürdigen Chénier zurückzulenken, und zugleich die Mittheilung des hier folgenden Gedichtes zu motiviren.

Die junge Gefangene.

Im Gefängniß Lazare.

»Es reift der Ähre Keim, eh' ihn die Sichel knicket,
Die Rebe trinkt den Thau, den ihr Aurora ſchicket,
Bevor des Herbſtes Kelter droht:
Auch ich, ſo ſchön wie ſie, in meiner Jugend Tagen,
Beut gleich der Augenblick nur Kummer mir und Plagen,
Auch ich, ich fürchte noch den Tod!

Der Stoa Schüler mag ihm kalt entgegen gehen,
Ich wein', ich hoffe noch, und vor des Nordens Wehen
Beugt und erhebet ſich mein Haupt.
Ach! bittre Tage giebt's, doch ſüße auch im Leben,
Wo iſt der Honig, dem nicht Galle beigegeben,
Das Meer, das nie der Sturm durchſchnaubt?

Noch blühn im Buſen mir der Täuſchung holde Träume,
Vergebens drohen rings des Kerkers enge Räume,
Mich hebt der Hoffnung Flügelſchlag.
So ſchwingt die Nachtigall, des Voglers Schling' entronnen,
Nur froher ſich empor und ſingt in höh'ren Wonnen,
Im Himmelsfeld der Freiheit Tag.

Mich ruft der Tod? mich, der nach ſorglos ſtillem Schlummer
Ein ſtiller Morgen winkt, ein Leben frei von Kummer,
Mich, die kein böſer Traum erſchreckt?
Mich, deren heitrer Gruß in dieſes Kerkers Mauern
Auf jenen Stirnen ſelbſt, die ohne Hoffnung trauern,
Der Freude flücht'gen Strahl erweckt?

Der ſchönen Reiſe Ziel liegt in noch fernen Räumen,
Kaum brach ich auf, kaum hab' ich von den Ulmenbäumen
Des Wegs die erſten noch erreicht;
Und an des Lebens ſpät begrüßtem Feiermahle
Hab' ich erſt kurze Zeit der Freuden volle Schaale
Der durſt'gen Lippe dargereicht.

Digitized by Google

Mir blüht der Frühling noch, ich will die Erndte ſehen,
Ich will der Sonne gleich durch alle Zeichen gehen,
Vollenden meiner Jahre Kreis;
Gleich jener Blume, die, des Gartens Zierde, ſtrahlet,
Will ich, von erſter Gluth Auroras kaum bemalet,
Durchblühn des Tages heitres Gleis.

Du kannſt noch warten, Tod: o weiche von mir, weiche,
Geh hin und tröſte ſie, die Schmach und Angſt und bleiche
Verzweiflung zu verzehren droht!
Mich locket Pales noch in grüne Waldaſyle,
Mir winken Liebeskuß und holder Muſen Spiele,
Drum weiche von mir, weich', o Tod!« —

So regten leiſe mir in öder Kerkermauer
Der Mitgefang'nen Stimm' und ihre ſanfte Trauer
Die Leier zu harmon'ſchem Klang,
Doch ſucht' ich mich vom Joch des Kummers zu entringen
Und kunſtvoll ins Geſetz der Verſe zu verſchlingen
Was ihrer holden Lipp' entſprang.

Und dieſes Klagelied, der Zeuge trüber Tage,
Erweckt dereinſt vielleicht verwandter Geiſter Frage
Nach ihr, die dieſes Lied mir gab.
Von Anmuth war ihr Mund, war ihre Stirn umgeben,
Und alle werden, die an ihrer Seite leben,
Gleich ihr ſich fürchten vor dem Grab. —

Digitized by Google

Schlußwort.

Mit dem vorliegenden Jahrgange ſieht der Herausgeber ſich veranlaßt, das »Literarhiſtoriſche Taſchenbuch«, fürs Erſte wenigſtens, zu ſchließen. Perſönliche Verhältniſſe haben ihn in den letzten Jahren zu vielfachem und raſchem Wechſel des Aufenthaltes genöthigt; auch für die nächſte Zeit ſieht er darin noch keiner Änderung entgegen. Wohl aber fürchtet er, der Redaction des »Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs« unter dieſen Umſtänden nicht mehr denjenigen Fleiß und die Sorgfalt widmen zu können, welche er ihm ſchuldig iſt. Auch fühlt er die Nothwendigkeit, Alles, was ihm an Zeit und Mitteln für Arbeiten dieſer Art zu Gebote ſteht, vorzugsweiſe der Vollendung ſeiner »Geſchichte des deutſchen Journalismus« zu widmen, von der er nun endlich zur Oſtermeſſe k. J. dem Publikum den zweiten Band übergeben zu können hofft; der dritte und letzte Band ſoll dann auch nicht allzulange auf ſich warten laſſen. — Ob ſpäterhin und alsdann in welcher Form eine Erneuerung des »Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs« ſtatt finden wird, davon zu ſeiner Zeit. Einſtweilen ſchließt der Herausgeber, indem er ſowohl dem Publikum, wie ganz beſonders den Herren Mitarbeitern, die ihn bisher ſo freundlich unterſtützt haben, für die erwieſene Theilnahme ſeinen herzlichſten Dank ausſpricht.

Hamburg, October 1847.

R. E. Prutz.

w

Digitized by Google

Druck von C. F. Kius in Hannover.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05989 5303

A 3 9015 00393 314 3

Digitized by Google

Digitized by Google